600040194O

St. Louis, Mo.

39.

Göthe's
Lehr- und Wanderjahre

in

Weimar und Italien.

(1775—1790.)

Von

Alexander Baumgartner S. J.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."

Göthe. Faust II.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

6000401940

39.

Göthe's
Lehr- und Wanderjahre

in

Weimar und Italien.

(1775—1790.)

Von

Alexander Baumgartner S. J.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt: erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."

Göthe. Faust II.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Göthe's

Lehr- und Wanderjahre

in

Weimar und Italien.

(1775—1790.)

Von

Alexander Baumgartner S. J.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."

Göthe. Faust II.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in **Straßburg, München** und **St. Louis, Mo.**

240. e. 523

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Einleitung 1—8.

1. Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia. (1748—1772.)

Frankfurt und Weimar im vorigen Jahrhundert 9. — Sociale Zustände in Weimar 10—12. — Herzog Ernst August und dessen Bauthätigkeit 13. — Rescripte über Bauwesen und Frauenregiment. Herzog Ernst August Konstantin 14. 15. — Anna Amalia, ihre Bildung, ihr Christenthum 16. — Regierungsmaximen und Zustände bei Hofe 17. — Greiner und Fritsch. Finanzdruck im Lande 19. — Fröhliches Hofleben. Hoftheater 19—21. — Erziehung der beiden Prinzen. Seidler. Graf Görtz. Berufung Wielands 22—24.

2. Wieland und der junge Herzog Karl August. (1772—1775.)

Wielands Jugendleben. Seine „Bekehrung" und Lebensphilosophie 25—27. — Seine Anstellung in Weimar, sein Erziehungsprogramm 28. — Die Wahl des Herkules. Enttäuschung der Herzogin über Wielands Pädagogik 29. — Berufung Knebels. Schloßbrand. Karl Augusts erster Regentenstreich 30. 31. — Reise der Prinzen nach Frankreich. Anna Amalia über die gründliche Verziehung ihrer Söhne 32. — Karl Augusts Regierungsantritt und Vermählung 33. — Hofrechnungen aus Karl Augusts erstem Regierungsjahr 34. 35. — Weimars Berühmtheiten. Wieland, Knebel, Einsiedel, Webel, Stein, Kalb, Musäus, Jagemann, Bertuch, Kraus 36—38. — Der Statthalter von Erfurt, Karl Theodor von Dalberg 38. — Das weibliche Hofpersonal 39. — Zwistigkeiten bei Hofe 40. — Charakter Karl Augusts 41. — Ankunft des amüsanten Dr. Göthe 42. 43.

3. Eine sanfte Palastrevolution. (1775. 1776.)

Göthe's Flucht von Frankfurt. Seine ersten Beziehungen zum Weimarer Hof 44. 45. — Wielands Thronentsagung. Verwickelte Wirthschaft 46. 47. — Besuch der Grafen Stolberg. Ihre Schilderung des Hofes 48. 49. — Weihnachtsfeier in Waldeck 50. 51. — Das Theatrum mundi und dessen Herrlichkeit. Geldnoth, Probiren des Regiments 52. 53. — Göthe setzt Herders Berufung durch; der neue Messias und die 150 Esel 54. 55. — Göthe beschließt, zu bleiben; Fritsch remonstrirt gegen ihn 56. — Antonius-Komödie, lustige Faschingssaison 57. 58. — Ankauf und Einrichtung des Gartenhauses 59. 60. — Letzter Trumpf des Ministers Fritsch gegen Göthe's Anstellung 61. 62. — Un grand bouleversement. Klopstocks erster Brief 63. — Des Herzogs Burschenwirthschaft 64. 65. — Bruch mit Klopstock. Göthe wird zum Geh. Legationsrath ernannt 66. 67.

4. Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten. (1775. 1776.)

Göthe's bisherige Liebschaften 68. — Das Medium der Liebe 69. — Die Oberstallmeisterin Charlotte von Stein 70. 71. — Einführung durch Zimmermann.

Eröffnung der Correspondenz mit ihr 72. 73. — Die Billets-doux der ersten Monate 74—76. — Göthe in Leipzig, Engagement der Sängerin Corona Schröter 77. — Seelengeschwisterschaft, neue Wertherei und die liebe Sünde 78—80. — Andere Miseleien, die Christel von Artern und das Gedicht an Johannes Secundus 81. — Der gemäßigte Epikuräer und seine freiere Moral bei Hofe gebilligt 82—84.

5. Genieleben. (1775. 1776.)

Begriff des Genies und des Genielebens 85. — Göthe's Tagebücher 86. — Proben daraus 87—91. — Verdruß mit Lenz. Ankunft des Generalsuperintendenten Herder und der Sängerin Corona Schröter 92. 93. — Spatzenhaftes Durcheinander 94. — Kunststücke der Biographen. Riemers Schablonen 95. — Lewes und seine Miniaturen 96. — Mischung von Studententhum und Philisterhaftigkeit. Die Legende vom Gartenhaus 97. 98. — Die Stürmer und Dränger. Kaufmann, Lenz, Klinger 99. 100. — Göthe's Beziehung zu Wieland und Herder 101. 102. — Geistige Verflachung 108.

6. Die lustigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater. (1776—1778.)

Hofleben in Weimar 104. 105. — Errichtung der Liebhaberbühne 106. — Die Lustigen von Weimar 107. — Proben und Einladungen 108. — Göthe als Schauspieldilettant und Regisseur 109. — Aufführung der Mitschuldigen 110. — Die Geschwister und deren Psychologie 111. — Mißvergnügen und Disharmonien 112. — Lila 113. — Fatale Verhältnisse. Die geflickte Braut. Proserpina 114—116. — Selbstmord des Fräulein von Laßberg 117. 118. — Schwartemagen und Bratwurst. Das culinarische Element in Göthe's Liebesbriefen 119. — Park. Gartenfeste. Der Pater Decorator 120—122. — Der Jahrmarkt von Plundersweiler. Der weise Mann und die Dummen 123.

7. Der zweite Mann im Herzogthum. (1776—1779.)

Göthe's politische Rolle 124. — Einführung als Reformminister durch Dalberg 125. 126. — Mentorschaft bei Karl August 127—129. — Wiederaufnahme des Bergwerks von Ilmenau; ein mißglückter Schwindel 130. 131. — Des Herzogs Ausgelassenheit und Göthe's Uneigennützigkeit 132. — Der Geheimexperte Kraft 133. — Parkanlagen. Anbahnung von finanziellen und nationalökonomischen Reformen. Dilettanterien aller Art 134. 135. — Übernahme der Kriegscommission; der neue Kriegscommissär und Friedrich II. 136. — Betrachtungen über Politik, Kriegscommission und Wegebau. Recrutenaushebungen. Zersplitterte Thätigkeit. Wunsch, noch Bauer zu werden 137. 138. — Rückblick auf die Jugend, gute Vorsätze und dann wieder das alte Durcheinander 139. 140.

8. Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie. (1779.)

Göthe im Brillantfeuer der Liebe, bei völligem Mangel an Treue 141. — Seine Spiegelung in vielen weiblichen Herzen 142. — Düntzers Anschauungen hierüber 143. — Resler von Göthe's Frauenstudien im Wilhelm Meister 144. — Der Briefwechsel mit Frau von Stein 145. — Controverse über Göthe's Verhältniß zu ihr. Ansichten von Lewes, Stahr, Keil, Höfer 146. 147. — Düntzers Vertheidigung und Mystik 148—150. — Einfluß der Frau von Stein auf Göthe's Geistesleben 151. — Sein Verhältniß zu Corona Schröter. Die Schönen im Plural 152. — Corona's Lebensschicksale 153. — Äußerungen Göthe's über sie 154. — Anderweitige

Anregungen zur Iphigenie durch Gluck 155. — Erste Abfassung der Iphigenie in Prosa 156. — Einwirkung der beiden lebendigen Vorbilder auf die Dichtung 157. 158. — Göthe-Orestes in seinem wirklichen Leben 159.

9. Iphigenie auf Tauris. (1779.)

Die Vorzüge der Dichtung und der Scholiastenapparat 160. 161. — Ihr Verhältniß zur Iphigenie des Euripides 162. — Skizze der griechischen Tragödie 163—165. — Göthe's Abweichungen davon. Poesie in Prosa 166. — Beseitigung des religiös-nationalen Charakters und des antiken Chors. Verherrlichung des Weibes. Anklänge an die Sturm- und Drangperiode 167. 168. — Urtheile von Tieck und Gervinus 169. — Die reinste Blüthe der modernen Sittigung 170. — Die Iphigenie „verteufelt human"; Verdrehung der Erlösungsidee 171. — Pädagogische Bedenken gegen das Drama 172.

10. Die zweite Schweizerreise. (1779.)

Abermalige Aufführung der Iphigenie 173. — Jacobi's Woldemar an den Baum genagelt 174. 175. — Wielands Alceste parodirt 176. 177. — Göthe wird Geheimrath; Mißhelligkeiten; schwierige Lage bei Hofe 178. 179. — Harzreise. Erholungsreisen. Ankündigung eines Besuches in Frankfurt 180. — Quartierbestellung. Der bürgerliche Kater 181. — Göthe und sein Vater; eine merkwürdige Lücke in der Göthe-Literatur 182. — Der Geheimrath läßt den Herzog in Frankfurt sehen 183. 184. — Romantische Besuche in Sessenheim und Straßburg 185. — Reise durch's Berner Oberland und nach Genf 186. 187. — Winterliche Alpentour nach Chamouny und auf den Gotthard 188. 189. — Der Kapuziner auf dem Gotthard 190. — Lavater die Blüthe der Menschheit. Erstes Zusammentreffen Göthe's mit Schiller 191. 192.

11. Die Pyramide des Daseins und Göttin Phantasie. (1780.)

Rückkehr der beiden Alpenwanderer 193. — Buntes Treiben des Herzogs und seines Ministers 194. — Die Pyramide des Daseins und die Armee von Weimar. Bureaubetrachtungen eines vielgeplagten Kriegsministers 195. 196. — Die Kriegscommissionsacten nach anderthalb Jahren noch immer nicht geordnet 197. — Betrachtungen über den eigenen Kreislauf, Wein und Weiberthränen 198. 199. — Eine Inspectionsreise mit Diätschwierigkeiten und poetischen Anwandlungen 200. — Gefängnißvisitation. Die Mühle mit vielen Gängen 201. — Göttin Phantasie 202. 203. — Entzweiung und Versöhnung mit der Frau von Stein 204. — Göthe's Seele ein Pandämonium und leeres Gewölbe 205.

12. Eintritt in die Loge und in's Finanzministerium. (1780—1782.)

Viel Bagatellen und wenig Ereignisse 206. — Verbreitung und Einfluß des Freimaurerordens. Gründung der Loge in Weimar. Hervorragende Brüder: Fritsch, Bertuch, Herder 207. — Der redliche Bode 208. — Göthe's Gesuch um Aufnahme. Versicherung blinden und unbedingten Gehorsams 209. — Göthe wird Meister. Seine freimaurerische Thätigkeit 210. — Freimaurerlieder für Brüder und Schwestern 211. 212. — Versuch, die Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben. Regierungssorgen 213. — Unendliche Läuterung und Fluchtgedanken 214. — Glänzende Ovation: Minerva's Geburt, Leben und Thaten 215. — Der

Geheimrath als Marktschreier. Das Neueste aus Plundersweiler 216. — Göthe geadelt, bleibt ein liberaler Emporkömmling 217. — Übernahme des Finanzministeriums 218.

13. Pegasus im Joch. (1780—1783.)

Versuche des neuen Finanzministers, zu sparen 219. — Harte Tage 220. 221. — Göthe's Uneigennützigkeit und seine Finanzexperimente 222. — Pegasus ein mittelmäßiger Karrengaul. Briefe aus der Schweiz. Jery und Bätely 223. — Die Vögel. Maskenzüge. Die Fischerin 224. — Der große Faschingszug von 1783. Anwerbung des Schauspielers Bellomo 225. 226. — Göthe sich selbst im Wege. Stocken seiner poetischen Thätigkeit. Wilhelm Meister. Kleinere Gedichte 227. — Das Tiefurter Journal 228. — Seufzer und Gebete an Frau von Stein 229. 230. — Das Verhältniß gestaltet sich zur intimsten Vertraulichkeit 231. 232. — Die „mystische" oder „dumme" Geschichte vom Prinzen Konstantin 233.

14. Der Fürstenbund. Trennung von Fürst und Minister. (1783—1785.)

Die Weltlage. Friedrich II. und Joseph II. 234. — Karl August über den Josephinismus 235. 236. — Klagen der Fürsten gegen Joseph II. 237. — Die Anfänge des Fürstenbundes 238. — Karl August entscheidet sich für die hohe Politik 239. — Göthe's politische Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen Preußen 240. — Er dient dem Herzog als Geheimschreiber in Sachen des Fürstenbundes. Seine Liebe wird französisch 241. — Er trennt sich vom Herzog und wirft sich auf innere Politik 242. — Er schulmeistert den Herzog, während dieser für Preußen unterhandelt, und den geistlichen Kurfürsten ein protestantisches Kaiserthum anempfiehlt 244. 245. — Stillschweigender Compromiß zwischen den beiden Freunden. Göthe's Furcht vor neuen Ideen. Am Rade Ixions 246. 247. — Göthe noch einmal Geheimschreiber. Völlige Trennung der Wege 248. 249.

15. Natur und Christenthum.

Göthe's Sammelgeist. Arbeiten für Lavaters Physiognomik 250. — Naturwissenschaftliche Dilettanterien 251. — Das Christenthum längst abgethan. „Luther ein ganzer Kerl" 252. — Göthe's Seichtheit und Unwissenheit in religiösen Dingen 253. — Seine Wuth gegen Lavaters Pilatus 254. 255. — „Das Mährchen von Christus." Göthe und die Encyklopädisten 256—258. — Mutter Natur 259. — Göthe's naturalistisches Credo 260—263. — Der Becher der Liebe. Göthe's Ansichten vom Selbstmord 264.

16. Geologische Phantasien und osteologische Fatalitäten. (1780—1785.)

An die Stelle der Philosophie tritt die Naturwissenschaft 265. — Erst Spielerei, von 1780 Anfänge eines mineralogischen Studiums 266. — Leistungen auf diesem Gebiete; Lehmann, Füchsel, Charpentier, Buffon, Werner 267. — Plan einer mineralogischen Karte von Europa. Träume über ein eigenes System. Rhapsodischer Aufsatz über den Granit 268—270. — Göthe in der Geologie ein bloßer Dilettant 271. — Osteologische und anatomische Studien 271. — Er will eine Entdeckung machen und sich als Gelehrter habilitiren 273. — Abhandlung über den Zwischenkieferknochen 274. — Beweggründe seines Eifers 275. — Verdienst der Priorität in Bezug auf den speciellen Fall; das Gesetz der Continuität schon von

den Scholaſtikern formulirt 276. — Sömmering und Camper verwerfen die Entdeckung und mit ihr Göthe's Inauguraldisputation 277. 278. — Wieland über die Elephantenknochen und Meerwunder 279.

17. **Allgemeine Ernüchterung. Geſammelte Werke.** (1785. 1786.)

Göthe's frühere Productivität. Überſicht der Leiſtungen der zehn erſten Weimarer Jahre 279—281. — Seine verſchiedenen Thätigkeitszweige ſtören ſich 282. — Beſuche in Weimar. Jammer Göthe's über die Zuſtände bei Hofe 283. — Die allertangweiligſte Geſellſchaft auf dem Erdboden 284. — Steigende Unbefriedigung; Charlotte altert; Göthe's Geſundheit im Abnehmen 285. — Seine angebliche ſpinoziſtiſche Gotteserkenntniß weiter nichts als Experimentalwiſſen mit etwas poetiſcher Träumerei 287. — Stümperei in der Geologie, Oſteologie und Botanik. Er lieſt ſelten ein Buch aus 288. — Meteorologiſche Beobachtungen. Verſuch, Aſtronomie zu treiben. Derſelbe ſcheitert an den vier Species in der Algebra 289. — Göthe kein Univerſalgenie. Äußerungen Dove's und Tyndalls darüber. Seine Farbenlehre gleich einer Akuſtik ohne Tonverhältniſſe. In Bezug auf mathematiſche Phyſik iſt er ein Irrlicht 290. — Rückkehr zur Poeſie. Plan einer Ausgabe ſeiner geſammelten Werke. Reviſion derſelben 291. — Vier Bände druckfertig. Abreiſe nach Karlsbad. Flucht nach Italien 292. 293.

18. **Die italieniſche Reiſe.** (1786—1788.)

Von Karlsbad nach Venedig. Vielſeitige Beobachtungen 294. 295. — Eklektiſch-willkürliche Auffaſſung des italieniſchen Lebens und ſeiner Erſcheinungen. „Auch ich in Arkadien" 296. — Realismus. Vielſchreiberei. Harte Arbeit an der Verſification der Iphigenie 297. — Der venetianiſche Aufenthalt ziemlich unfruchtbar. Von Venedig nach Rom 298. — Göthe in Rom. Rom als hiſtoriſche Weltſtadt und Mittelpunkt der Kirche 299—301. — Die drei Kunſtpilger: Winckelmann, Leſſing, Göthe 302. — Eindruck Roms auf Göthe. Die erſte Göthe-Gemeinde in Rom 303. — Künſtlerleben in Rom; die römiſche Geliebte; der „Myſtik" zweiter Theil 304. 305. — Briefe an Frau von Stein. Kunſtſtudium und Kunſtgenuß. Auffaſſung des katholiſchen Rom. Der Papſt der beſte Schauſpieler 306. 307. — St. Philipp Neri als Revolutionär. Niebuhrs Urtheil über Göthe. Zerſtreutes Leben. Aufnahme unter die Arkadier 308. 309. — Reiſe nach Neapel und Sicilien 310. — Zerfahrenes Treiben. Aufgeben der Malerkunſt 311. — Umwandlung ſeiner äſthetiſchen Richtung und ſeines ganzen Geiſteslebens. Die Wertherei völlig überwunden. Prometheus verwandelt ſich in Pygmalion. Das Kreuz für immer geſtürzt 312—314.

19. **Egmont.** (1775—1787.)

Es gibt kein ſtrict italieniſches Göthe-Stück 315. — Egmont ein Lückenbüßer. Geſchichte dieſes Dramas 316. — Die Geſchichte des belgiſchen Krieges von Strada. Vorzüge derſelben 317. — Charakteriſtik des wirklichen Egmont 318. — Tragik ſeines Schickſals. Göthe verpfuſcht ſie gründlich, indem er ein Liebesdrama daraus macht 319. — Skizze des Stückes 320. 321. — Lewes' Urtheil darüber. Die Nuance zwiſchen Göttin und Dirne. Vergleichung des Dramas mit Vondels Paſchah und Lucifer 322. 323.

20. Ruhmvolle Quiescirung. (1788.)

Weimar ohne Göthe. Die deutſche claſſiſche Nationalbüchermanufactur. Wo Barthel den Moſt holt! 324. — Dalberg wird mit geprägten und ungeprägten Mitteln für 180 000 Gulden zum Coadjutor gewählt. Karl Auguſt als preußiſcher Generalmajor in Aſchersleben 325. 326. — Der Fürſtenbund wankt. Karl Auguſts Memoire an den Miniſter Löben. Schillers erſter Beſuch in Weimar 327. — Schiller über Göthe's Naturalismus und die Reſignation in die fünf Sinne. Anfänge des Göthe-Cultus; der eifrigſte Verehrer iſt Herder 328. — Göthe's Rückkehr. Seine feierliche Abdankung 329. 330. — Er wird von aller Reſponſabilität befreit und auf den Herzogsſtuhl erhoben 331.

21. Chriſtiane Vulpius. (1788—1790.)

Der Briefwechſel Göthe's mit Frau von Stein. Freudenthränen aus Palermo 332. — Verändertes Weſen. Die Blumenmacherin Chriſtiane Vulpius 333. — Falſche Beſchönigung des Verhältniſſes; die Ehe „eine Syntheſe des Unmöglichen" 334. 335. — Bemühung Göthe's, Charlotte als Seelenführerin zu behalten 336. — Frau von Stein entdeckt das Geheimniß und erkrankt. Der Kaffee-Brief als Abſchluß der zehnjährigen Liebescorreſpondenz 337—339. — Das Drama Dido 340. — Charlotte über ihren Spitz 341. — Die Römiſchen Elegien. Arbeit am Taſſo 342. — Virchow über Göthe's erotiſche Botanik. Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären 343. — Die Natur denkt und ſinnt nicht mehr. Chriſtiane's erſte Niederkunft 344. — Göthe in Venedig. Venetianiſche Epigramme. Philiſterthum 345. — Göthe's Wirbeltheorie des Schädels 346. — Rückkehr. Vollendung der geſammelten Werke. Verzweiflung an der deutſchen Literatur 347. 348.

22. Taſſo. (1780—1789.)

Das höfiſche Leben hindert Göthe's Entwicklung zum Dramatiker; Charlotte als Dalila 349. — Pſychologiſche Anhaltspunkte des Taſſo. Das Stück der Schlußaccord zum Werther 350. — Kampf zwiſchen Proſa und Poeſie. Verherrlichung des Hofes von Weimar 351. — Entſtehungsgeſchichte des Taſſo 352. — Bedeutung des Stoffes. Der hiſtoriſche Taſſo 353. — Göthe zu ſubjectiv, um den Stoff echt dramatiſch zu behandeln. Vergleichung mit Shakeſpeare und Calderon 354. — Das Stück ein Salon- und Feſtſtück zur eigenen Verherrlichung des Dichters 355. — Götz von Berlichingen iſt darin völlig bekehrt. Vorzüge des Stückes 356. — Skizze desſelben 357. 358. — Das „cyniſche Kapitelchen zum Schluß" von Göthe geſchrieben und gelebt. Taſſo für höhere Töchterſchulen! 359. — Schiller und Körner über Göthe's unglückliche häusliche Verhältniſſe 360. — Frau von Stein über Göthe's Schlangenhäutung 361.

Rückblick 362—370.

Berichtigungen.

S. 21 Anm. 3 u. einigemale weiter lies Lewes ſtatt Lewis.

S. 132 Anm. 3, Zeile 3 iſt in dem Ausdruck „das Neue Freie Deutſche Hochſtift" das Wort „Neue" zu tilgen.

Einleitung.

Göthe's Leben wird hier weiter erzählt, von seinem Eintritt in sächsisch-weimarische Dienste bis zu seiner definitiven häuslichen Niederlassung in Weimar im Jahre 1790[1]. Diese fünfzehn Jahre bilden eine abgeschlossene Periode, die man füglich seine „Lehr- und Wanderjahre" nennen kann. So hat er selbst die beiden Romane überschrieben, in welchen er die Lebenserfahrungen dieser Zeit, mit einem gewissen Glorienschein umwoben, auf die Nachwelt vererben wollte. Seine Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" hat er nicht auf diese Zeit ausgedehnt, weil, wie er versichert, die Erzählung ganz unglaublich hätte klingen müssen. Indeß ist heute genugsames Material vorhanden, um sich von dieser „unglaublich" merkwürdigen Zeit ein im Wesentlichen vollständiges Bild zu verschaffen[2]. Einzelne Züge desselben mögen sich

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 5—9.

[2] „Wir haben," sagt Otto Brahm (Wochenbl. d. Frankf. Ztg. 1882. Nr. 24), „in Briefwechsein und massenhaften Publicationen aller Art Quellenmaterial empfangen in Hülle und Fülle, aber es fehlt an der Sichtung des Gebotenen, an der Verwerthung nach der psychologischen wie nach der künstlerischen Seite hin." Erst indem ich mich einer solchen Sichtung und Verwerthung unterzog, habe ich erfahren, wie unendlich schwierig und in mancher Hinsicht undankbar diese Arbeit ist, da Göthe's Leben nur zu oft durch eine grenzenlose Zerfahrenheit charakterisirt wird und dem Biographen kaum einen bedeutsameren Faden bietet, der aus der labyrinthischen Verwirrung herausführt. Soweit das Material dem Engländer Lewes zu Gebote stand, hat er vielleicht die Umrisse des Lebensbildes am wahrsten und bestimmtesten gezeichnet. Viehoff, der genauer sein wollte, hat diese festen Umrisse mit einer Unzahl Kleinigkeiten verwischt und entstellt. Düntzer (Göthe's Leben. 1880) hat sich vollends so in's Detail verloren, daß seine Biographie zu einem trostlosen Stück Annalen wurde, während andere seiner Werke (Göthe und Karl August; Charlotte von Stein u. s. w.) ein unverarbeitetes Sammelsurium von Göthe-Notizen, ohne Gruppirung, ohne Kapitelüberschriften, ohne Register, und darum weder eine genießbare Lectüre, noch praktische Nachschlagebücher bilden. H Grimm (Göthe. Vorlesungen. 1877) und M. Bernays (Deutsche Biogr. 1879) versuchten, dem knöchernen Material Leben einzuhauchen, haben aber so arg idealisirt, daß man aus den Zügen der erhabenen Heroenstatue den ehrsamen Frankfurter Bürger kaum

noch verschärfen, wenn einmal das Göthe-Archiv in Weimar sich öffnet und die Historiker von Weimar das weitschichtige politische Actenmaterial veröffentlichen oder bearbeiten werden, das daselbst über die Regierungszeit des Herzogs Karl August vorhanden ist.

Unter dem Druck des Jesuitengesetzes konnte ich nicht daran denken, hierüber an Ort und Stelle Quellenforschungen anzustellen, die ganze Jahre angestrengter Thätigkeit erfordert haben würden. Doch habe ich Weimar besucht und mich daselbst so fleißig umgesehen, als es ein sehr durchsichtiges Incognito und meine schuldlose „Reichsfeindlichkeit" erlaubten. Auch in Jena, Erfurt, Gotha, Leipzig und Frankfurt a. M. habe ich mir manche dienliche Notizen gesammelt und Göthe's Thüringen nach allen Richtungen durchstreift. Es freute mich, alle die Stätten zu sehen, an welchen die deutschen Classiker lebten und dichteten. Weimar ist so reich an ihren Reliquien und Erinnerungen, daß man sich leicht in ihre Zeit zurückversetzen kann. Wenn ich diesen Stätten, Erinnerungen und Überresten auch nicht jene götzendienerische Verehrung entgegenbrachte, die sich heute in einem großen Theil der Göthe-Literatur breit macht, so habe ich sie doch mit pietätsvollem Interesse und mit dem Wunsche besucht, mir über Weimars Glanzperiode ein möglichst unbefangenes Urtheil zu bilden.

So freundlich waren die Eindrücke, die ich aus dem heutigen Weimar mit mir nahm, daß es mich wahrhaft schmerzte, als eingehendere Studien mir abermals das glänzende Bild jener classischen Blüthenperiode umdüsterten, das die Dichtungen Göthe's und Schillers an dem Schauplatz ihrer Thätigkeit wachrufen müssen.

Nicht ohne Herzeleid trete ich auch jetzt poetischen Illusionen gegenüber, an denen ich mich früher selbst mehr als einmal gefreut. Ich bin durchaus nicht der „Biedermann", der mit pharisäischer Selbstgefälligkeit auf die tollen Sprünge eines großen Genie's herabsieht und feierlich spricht: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Göthe da!" Noch weniger halte ich es mit dem frivolen Heine, der vor dem Olympier nur seinen Hut zog, um ihn desto schamloser vor ganz Frankreich zu verspotten. Und noch viel, viel weniger halte ich es mit dem wetter-

---

mehr erkennen kann. Eine erfreuliche Mittelstellung zwischen dieser biographischen „Poesie" und Düntzers ungenießbarer Prosa nehmen die Göthe-Studien C. A. H. Burkhardt's (Oberarchivars in Weimar) ein; doch erstrecken sie sich leider nur auf einzelne kleinere Episoden. Auch die übrige biographische Literatur über Göthe habe ich gebührender Weise zu Rathe gezogen und die zahllosen Verhimmelungen auf die schlichte Wirklichkeit zurückzuführen gesucht.

wendiſchen Wolfgang Menzel, der, um „ſeinen“ Chriſtus zu retten, Göthe ſein eclatantes Dichtergenie und ſeine ſonſtigen glänzenden Geiſtesgaben abläugnen zu müſſen glaubte. Ich liebe Poeſie nicht nur ein wenig, ſondern ſehr, und ich halte Göthe noch heute für kein bloßes Talent, ſondern für ein Genie, d. h. für einen Geiſt von den außergewöhnlichſten Anlagen. Sein hoher Sinn für alles Schöne, ſein für alles Concrete ſo durchdringend heller Verſtand, ſeine glänzend reiche Sprache bezauberten mich einſt ſo, daß ich ihn nicht nur weit allen unſern Dichtern vorzog, ſondern ihm ſogar ſeinen religiöſen Indifferentismus vergab, um ihn nur als Künſtler zu betrachten und mich an ſeinen Dichtungen zu freuen.

Erſt ein eingehenderes Studium aller ſeiner Werke, und vor Allem ſeines Lebens und ſeines Charakters, hat mich aus jener äſthetiſchen Verehrung aufgeſcheucht und das ſchöne Idealbild umdunkelt, das ich mir von dem großen Dichter entworfen. Die Göthe-Literatur und der Göthe-Cultus der letzten Jahrzehnte aber hat dieſen Zauber der Verklärung, in welchem Göthe früher vor mir ſtand, vollends zerſtört und mich vollſtändig überzeugt, daß er zum Theil durch ſeine Werke, weit mehr aber durch die Bemühungen ſeiner glaubensloſen Verehrer, der mächtigſte Prophet des modernen Indifferentismus und Naturalismus geworden iſt.

Vor dreißig, vierzig Jahren, da mochte man allenfalls es nicht ſo genau nehmen, Göthe's religiöſe Anſichten auf ſich beruhen laſſen, ihn nur als Dichter oder etwa, wie Eichendorff es that, als eine wunderſchöne Naturerſcheinung betrachten, die außerhalb des religiös-politiſchen Lebens im Garten der Dichtung blühte; man mochte ſein Leben aus ſeinen Werken, ſeine Werke aus ſeinem Leben zu erklären ſuchen, ohne über ſeine religiöſen und ſittlichen Grundſätze ein Urtheil zu fällen. Er ſtand auch den Lebenden noch nahe; man konnte jene Schonung walten laſſen, welche chriſtliche Nächſtenliebe gegen einen noch kaum Verſtorbenen einflößt. Doch heute iſt das Alles anders geworden.

Schon ein halbes Jahrhundert iſt ſeit Göthe's Tode dahingefloſſen. Er gehört längſt der Geſchichte an. Seine Verehrer haben ihn auf jenen religiös-politiſchen Kampfplatz gezogen, den er ſein ganzes Leben hindurch gefliſſentlich mied. Er iſt zum Propheten eines neuen Evangeliums „der That und Geſinnung“ proclamirt, welches das poſitive Chriſtenthum als „Evangelium des Wortes und Glaubens“ verdrängen ſoll. Er wird der Jugend als Ideal harmoniſcher Bildung empfohlen. David Strauß hat ſeine Werke als Surrogat für die abgethanen Evan-

gelien vorgeschlagen[1], Düntzer hat ihn als „Hohenpriester der Liebe“ glorificirt[2], Häckel seinen Prometheus zum Banner seiner materialistischen Entwicklungsgeschichte erhoben[3], Johannes Scherr[4] das „Haus zu den drei Leyern“ neben, ja über Bethlehem gestellt, ein ansehnlicher Theil der deutschen Darwinisten segelt unter Göthe's Flagge. Der Cultusminister Dr. Falk hat das Studium der deutschen Classiker als ein Hauptmittel „christlicher“ und nationaler Bildung anempfohlen[5]; man weiß, was das heißen will. Eine umfangreiche Literatur predigt unter der Devise „Göthe“ nur Unglauben, Darwinismus, Spinozismus, Naturalismus, alle Sorten von Gefühls-, Kunst- und Naturchristenthum. Kaum eine der gelesseneren liberalen Zeitschriften läßt ein Jahr vorbeigehen, ohne unter dem Titel „Göthe“ das positive Christenthum direct oder indirect zu untergraben. Literaturgeschichtliche Werke führen der Jugend nicht mehr bloß Göthe's Liebesgeschichten, sondern auch die Porträts seiner vielen Geliebten und die Laube von Sessenheim vor[6]. Die unglücklichen Mädchen und Frauen, mit deren Gefühlen er schnöde gespielt, werden als die glänzendsten

[1] Der alte und neue Glaube. Bonn 1875. S. 303.

[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttg. 1852. S. VIII.

[3] Anthropogenie. Leipzig 1877. S. XXVII.

[4] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert. Leipzig 1874. S. 3. Da heißt es: „Einer der sinnvollsten Züge der christlichen Mythologie ist der, daß dem auf Golgatha gekreuzigten Propheten eine Stallkrippe zur Wiege gedient habe“ — christlich-nationale Bildung!!

[5] In dem Rescript, durch welches Falk das ausgezeichnete Lesebuch von Bone (I. u. II. Thl.) verbot, heißt es: „Das königl. Provinzialschulcollegium wird demnach die Directoren, beziehungsweise Rectoren der beregten Schulen sofort aufzufordern haben, von dem nächsten Semester ab für die Einführung eines andern geeigneten Lesebuchs Sorge zu tragen und seinerseits darauf zu achten, daß unter den vorhandenen Lesebüchern für katholische höhere Lehranstalten nur solche ausgewählt werden, welche geeignet sind, eine echt christliche, nationale und humane Geistes- und Gemüthsbildung zu fördern, vor ungesunder Sentimentalität zu bewahren und die Begeisterung für die Schätze unserer Literatur, sowie die Verehrung für die hervorragenden Vertreter derselben zu wecken und zu erhalten.“ Germania. 24. Juli 1876. — Die Verehrung für Göthe und die übrigen deutschen Classiker gehört also mit zum Culturkampfs-Apparat. Was Falk unter echt christlicher Bildung versteht, das weiß Jedermann. Wie aber die Verehrung für Göthe's Werther, Stella, Clavigo u. s. w. die Jugend vor „ungesunder Sentimentalität“ bewahren soll, das ist schwer zu begreifen. Vielleicht liegt das Präservativ in den „Römischen Elegien“ und in den „Venetianischen Epigrammen“.

[6] R. König, Deutsche Literaturgeschichte. Bielefeld 1881. S. 423—521. Düntzer, Göthe's Leben. Leipzig 1880. Düntzer bedauert sogar, daß er von „Friderike“ kein Porträt, sondern nur ein Facsimile ihrer Handschrift bringen könne. S. 315.

Gestalten der deutschen Literaturgeschichte verherrlicht. Seine unsauberen Herzensromane werden als ein Quell der Poesie, der Bildung vorgeführt. Kurz, der Göthe-Cultus ist zu einem wahren Institut der Verführung gediehen. Gegen das „Tagebuch" hat die Polizei zwar ein paar Mal den Schnurrbart gestrichen, es aber bald laufen lassen, weil es Göthe geschrieben hat. Die „Wahlverwandtschaften" aber, die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme u. s. w. sind in Jedermanns Händen und werden in den Literaturgeschichten als Bildungsmittel gepriesen. Julian Schmidt[1] erklärt zwar unter vielem blauen Religionsdunst, daß es große Schichten des Volkes gibt, „für die das Christenthum das einzige sittliche Bildungsmotiv ist"; den Gebildeten aber empfiehlt er, gleich Göthe, Hypsistarier (d. h. ⅓ Christ, ⅓ Jude, ⅓ Heide) zu werden. Weil aber Göthe manche dem Christenthum günstige Stellen geschrieben hat (bei einem Hypsistarier war das nicht anders möglich), so lassen sich sogar gläubige Protestanten ein x für ein u vormachen und erklären ihn für „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit"[2].

Ja, Hermann Grimm dürfte vollkommen Recht haben, wenn er sagt: „Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeiten einen in so viel Richtungen gleichzeitig wirkenden, vier auf einander folgende Generationen voll durchdringenden Einfluß gehabt, als Göthe."[3] Von ähnlicher Anschauung geleitet, hat Kuno Fischer den deutschen Dichter zum Seher und Propheten der modernen Welt erklärt: „Wie sich Dante's Göttliche Komödie zum Geiste des italienischen Volkes und des Mittelalters verhält, ähnlich verhält sich der Göthe'sche Faust zu dem Geiste des deutschen Volkes und der neueren Zeit. Dieses Gedicht ist unsere Divina commedia."[4] Und der französische Akademiker E. Caro gibt ihm Recht, wenn er eine Reihe von Göthe-Artikeln in der Revue des deux Mondes also beschließt: „Wie die beiden Worte Eklekticismus und Pantheismus die Philosophie Göthe's kurz und vollständig bezeichnen, so erklären sie uns auch gleichzeitig den wunderbaren Einfluß, den er auf unsere Zeitgenossen gehabt hat, und die Fortdauer seiner Herrschaft auf unsere Generation, welche, der philosophischen Systemmacherei

[1] Göthe-Jahrbuch (hrsg. v. L. Geiger). Frankfurt 1881. II. 68. 64.

[2] Dr. H. F. Müller, Göthe's Iphigenie (Zeitfragen des christlichen Volkslebens). Heilbronn, Henninger. 1882 S. 58.

[3] Göthe. Vorlesungen. Berlin 1877. I. 5.

[4] Deutsche Rundschau. 1877. XIII. 55.

müde, sich in unwiderstehlichem Drange einerseits auf das Studium der Geschichte und des encyklopädischen Wissens, anderseits auf das Studium der exacten Wissenschaften und der unter dem vagen Namen ‚Natur' vergötterten Wirklichkeit warf, beide gleich leidenschaftlich erforschte und sich so sehr darein verlor, daß ihr inneres Verständniß für die Metaphysik völlig umdunkelt wurde. Indem wir die Philosophie Göthe's studirten, haben wir den Geist des 19. Jahrhunderts selbst, diesen zugleich so eklektischen und so naturalistischen Geist, in einem seiner vollendetsten Typen studirt." [1] Während die Herren Franzosen von der Revue des deux Mondes aber, unter gewissen Vorbehalten, den großen Eklektiker in Frankreich einzubürgern suchten, empfahl ihn Carlyle den Engländern, Ralph Emerson den Amerikanern, und der Amerikaner G. Calvert ist darauf so weit gekommen, ihn der neuen Welt nicht bloß als Dichter, sondern als Vorbild „vollendetster Tugend" anzupreisen. Selbst in Italien gibt es „Göthe-Gemeinden" [2], und in Spanien hat man noch voriges Jahr wacker gearbeitet, unter dem Titel „Calderon" Göthe-Verehrung zu verbreiten. Göthe ist längst über Deutschlands Grenzen hinaus eines der mächtigsten Idole der modernen Welt.

Es ist deßhalb offenbar durchaus nicht mehr gleichgiltig, welche Stellung wir Katholiken (und das gilt auch von den gläubigen Protestanten) zu diesem Mann und seinen Schriften nehmen, ob wir durch andachtsvolle Begeisterung für seine Poesie die damit innig verbundenen Ideen und ihren Einfluß verbreiten helfen, oder ob wir sie als ein trojanisches Pferd betrachten, das man uns mit ungeheurem Pomp, unter Absingung schöner Lieder zugeführt hat, um Schule und Leben für die modernen Ideen zu erobern [3]. Durchaus nicht gleichgiltig ist es mehr,

[1] Revue des deux Mondes. 1865. LX. 333.

[2] Hier ist der Göthe-Cultus allerdings selbst bei den Fortgeschrittensten auf Schwierigkeiten gestoßen. Der Satans-Dichter Josue Carducci hat sich nämlich jüngst herausgenommen, von dem „Gretchen im Faust" als von dem „albernen Göthe'schen Mädchen" zu sprechen, „das sich dem ersten Besten preisgibt, dann ihr Kind erdrosselt und schließlich in's Paradies kommt". Diese stupida ragazza goethiana hat die Göthe-Gemeinde in Deutschland sehr geärgert. Zum Trost dafür sind 1880 aber nur drei englische Übersetzungen des Faust veröffentlicht worden, und so hat Mephistopheles den Streich seines enfant terrible schon zum Voraus gut gemacht.

[3] Lange nicht so wichtig ist es wohl, ob man „Göthe" oder „Goethe" schreibt. Letztere Schreibart ist zwar jetzt Mode. Göthe selbst und sein Vater schrieben sich so; allein der Großvater hielt es noch für vornehmer, Goethé zu schreiben. Herzog Karl August, Wieland und Merck dagegen fanden die zwei Pünktchen angenehmer,

ſondern von den tiefgehendſten praktiſchen Folgen, ob wir noch mit Eichendorff in der Künſtlergemüthlichkeit romantiſcher Tage dieſen Göthe als unübertroffene poetiſche Wunderblume betrachten, als das Höchſte, wozu die bloße Natur gelangen kann [1], oder ob wir ihn als eine jener feindlichen Mächte aufzufaſſen haben, welche den höchſten Schatz des deutſchen Volkes, ſeinen poſitiv chriſtlichen Glauben, ſeine poſitiv chriſtliche Bildung bedrohen.

Schon früher wurde darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich dieſe wichtige Frage nur hiſtoriſch, biographiſch löſen läßt [2]. Göthe hat nie ſyſtematiſirt, er hat immer fragmentariſch, nach Laune geſchrieben. Aber ſein Leben als Ganzes verkörpert ſehr genau die geſammte Richtung ſeines Geiſtes, es iſt zugleich die Rechenprobe für die Güte und Annehmbarkeit der Grundſätze, die ihn beſeelten. „An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen“ [3] — das gilt auch von dieſem Propheten. „Die Früchte aber des Geiſtes ſind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Gütigkeit, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Glauben, Beſcheidenheit, Enthaltſamkeit, Keuſchheit.“ [4]

Hiermit iſt genugſam angedeutet, daß mein Standpunkt durchaus kein ſubjectiver iſt, nichts mit dem eines ſelbſtgerechten Biedermannes zu ſchaffen hat. Was ich bin und thue, kommt hier gar nicht in Frage. Es fragt ſich nur, wie das Leben Göthe's jenem von dem Weltapoſtel aufgeſtellten Kriterium entſpricht. Das iſt eine ſeit 18 Jahrhunderten beſtehende Norm. Für dieſe Norm ſind Tauſende von Martyrern in den Tod gegangen, Schaaren von Heiligen haben ſie verkörpert, die ſittliche Cultur Europa's ruht auf ihr. Göthe ſelbſt hat am Abende ſeines Lebens bekannt [5]:

„Mag die geiſtige Cultur immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachſen und der menſchliche Geiſt ſich erweitern wie er will: über die Hoheit und ſittliche Cultur des Chriſtenthums, wie es in den Evangelien ſchimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

---

und viele neuere Schriftſteller, wie z. B. Gervinus, H. Hettner, R. Virchow, C. G. Carus, Joh. Scherr, W. Menzel, K. A. Menzel, H. Leo, Joſ. v. Görres, F. Binder, Johannes Janſſen, Cardinal Hergenröther u. ſ. w. u. ſ. w. hielten es für keinen „Mangel an Akribie“, den Umlaut ſo zu ſchreiben, wie man ihn bei anderen Namen ſchreibt, und ſo das e zu ſparen. Ich bleibe darum gemüthlich beim Alten.

[1] J. v. Eichendorff. Vermiſchte Schriften. Paderborn 1866. I. 304.

[2] Baumgartner, Göthe's Jugend. Freiburg 1879 S. 2.

[3] Matth. 7, 20. [4] Galat. 5, 22. [5] Eckermann, 3. Aufl. III. 256.

Damit wollte er zwar weder den übernatürlichen Urſprung des Chriſtenthums, noch den poſitiven Glaubensinhalt desſelben, noch viel weniger den verpflichtenden Charakter der chriſtlichen Offenbarung anerkennen — denn im ſelben Athemzuge bekannte er ſich auch als „Verehrer der Sonne“ —; aber was Hoheit und Sittlichkeit betrifft, hat er den Vorzug des Chriſtenthums vor den übrigen Religionen doch immerhin zugegeben.

Es iſt darum keine Anmaßung, keine Liebloſigkeit, keine ſubjective Willkür, keine phariſäiſche Selbſterhebung, Göthe's Größe nach dem Maßſtab dieſer chriſtlichen Bildung zu bemeſſen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, kann Niemand fordern, daß er das chriſtliche Ideal in höchſter und ſchönſter Weiſe verkörpere. Aber wenn er nicht einmal die gewöhnlichſten und allgemeinſten Forderungen desſelben erfüllt, wenn ſeine ganze Geiſtesrichtung die Grundſätze unſeres Glaubens offen oder verſtohlen bekämpft, dann müſſen wir es uns doch verbeten, daß man uns dieſen Mann als Idealmenſchen aufdrängt oder als Hauptquelle, aus der wir unſere eigene Bildung zu ſchöpfen haben; dann mag es doch wahrhaft genügen, daß wir ohne ſolchen Heroencult, im Frieden mit Gott und Menſchen, von ſeinen Werken dasjenige benützen, was Jeder ohne Schaden ſeiner Seele benützen kann. Seine ganze Geiſtesrichtung aber müſſen wir in ſolchem Falle ebenſo entſchieden von uns weiſen, als die Doctrinen eines Hegel, eines Hartmann, eines David Strauß. Um etwas Poeſie mehr oder weniger die höchſten und ewigen Intereſſen der Menſchheit gefährden, wäre ebenſo ſehr ein Frevel an der Wahrheit, als an der Liebe!

1. Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia.

1748—1772.

„Jena iſt oder ſcheint anſehnlicher als Weimar; längere Gaſſen und höhere Häuſer erinnern einen, daß man doch wenigſtens in einer Stadt iſt.“ Friedrich v. Schiller.

„Die Herzogin Mutter war ein allerliebſtes, vortreffliches, aber indefinibles Weſen.“ Göthe.

Es war fünf Uhr Morgens den 7. November 1775, als „Doctor“ Wolfgang Göthe, der Verfaſſer des Götz und Werther, mit dem herzoglichen Kammerrath von Kalb in Weimar eintraf. Der Abſtand zwiſchen der Vaterſtadt und der neuen Heimath war kein geringer. Frankfurt war eine geſchichtlich bedeutende Stadt, deren Erinnerungen in die Zeit Karls des Großen hinaufreichten, ein wichtiger politiſcher Mittelpunkt, die Stadt der Kaiſerkrönung, das Stelldichein von Nord- und Süddeutſchland, der Knotenpunkt der belebteſten Handelslinien, eine Stadt voll Leben, Regſamkeit, Handel und Verkehr. Mehr als 3000 Häuſer umſchloß der ſtattliche Mauerring mit ſeinen Zinnen und Thürmen, ſelbſt wieder von einem mächtigen Wall mit elf Baſtionen und einem breiten Graben eingefaßt. Die Wohlhabenheit der Bürger hatte ſich in prächtigen Häuſern ein Denkmal geſetzt, über mehrere Kirchen von architektoniſchem Werth ragte der alte Kaiſerdom des hl. Bartholomäus empor, als ein Wahrzeichen der Majeſtät und Würde des heiligen Reiches deutſcher Nation. Über 30 000 Menſchen beherbergte die fröhliche Stadt durch regen Fremdenverkehr ab und zu in ſtets munterer Bewegung [1].

Weimar dagegen lag einſam, außerhalb der großen Verkehrsſtraßen. Die Reichspoſt ging noch bis 1799 von Erfurt über Buttelſtädt nach Leipzig. Noch im Jahr 1786 hatte die kleine Stadt am Ufer der

[1] Dr. Wilhelm Stricker, Göthe und Frankfurt a. M. Berlin 1876. S. 11.

grünen Ilm nur 6265 Einwohner und 769 Häuser[1]. Schiller kam sie wie ein Dorf vor, Herder wie ein Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt, während die Frau von Staël 1803 witzelte: „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château." Göthe selbst bemerkte einmal später seinem Freunde Zelter, als von Volkstheater gesprochen wurde: „Wie kann in Weimar viel von Volk die Rede sein, in der kleinen Residenz, die 10000 Poeten und einige Einwohner hat." Das alte Residenzschloß, die Wilhelmsburg, war das Jahr zuvor (1774) ein Raub der Flammen geworden. Nur ein alter Thurm stand noch. Die Stadtkirche, 1494 erbaut, 1726 renovirt, glich eher einer ansehnlicheren Dorfkirche, als einer „Westminsterabtei"[2]. Die Jakobskirche war eine unbedeutende Kapelle. Eine nicht sehr stattliche Ringmauer umschloß ungefähr in Form eines Rechtecks die engen und winkligen Straßen der kleinen Residenz, aus der sonst kein einziges größeres, monumentales Bauwerk auftauchte[3].

Das alte Stadthaus war nur durch seinen „Matz" berühmt, das humoristische Wahrzeichen der Stadt. An dem Uhrblatt stand ein Türke mit zwei Böcken zur Seite. Diese stießen beim Stundenschlag den Türken so oft in die Seite, als die Stunde zählte, worauf der Türke eben so oft an die Glocke schlug. Vier streng bewachte Thore mit Fallgattern schlossen die Stadt ein, das Frauenthor, das Erfurter Thor, das Johannisthor und das Gerberthor. Bis in unser Jahrhundert hinein wurden sie nach genauem strengem Reglement des Morgens (je nach der Jahreszeit $3^1/_2$—6 Uhr) geöffnet, (6—$9^1/_2$ Uhr) des Abends geschlossen. Das Sperrgeld für Fußgänger war 6 Pfennige, für Reiter $1^1/_2$ Sgr. Die wirklichen fürstlichen Räthe wurden erst 1788 von dem Thorsperrgelde befreit, die Domestiken des Hofes und des Adels bekamen schon seit 1764 Freizettel[4].

---

[1] Büsching, Erdbeschreibung. Hamburg 1791. VIII. 601.

[2] So nennt sie H. Schwerdt, Thüringen. Leipzig 1879. S. 136.

[3] Noch heute ist „die Poesie Weimars Ruhm. Dem entsprechend liegt seine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in malerischen alten Gebäuden, sprechenden Darstellungen des Mittelalters, sondern in der stillen Lieblichkeit seines reizenden Parkes". Lewis (Freise). Stuttgart 1877. I. 331. Seine Beschreibung von Weimar S. 327—346 ist anschaulicher, als das belletristische Gemälde bei R. Springer (Anna Amalia. Berlin, Janke. I. 6—9). Vgl. A. Diezmann, Göthe und die lustige Zeit. Leipzig 1857. — Weimar-Album. Leipzig 1860.

[4] Dr. C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800 (Grenzboten 1871. II. 645—706). Der unmittelbar aus archivalischen Quellen geschöpfte Aufsatz ergänzt und verbessert die Darstellung von Lewis in vielen nicht unbedeutenden Punkten.

Wie die Polizei im Intereſſe des Steuer- und Acciſeweſens noch ängſtlich den Verkehr einſchränkte und behütete, ſo waltete ſie auch ſonſt mit zahlreichen Verordnungen über dem Wohle der Stadt. Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, öffentliches und privates Vergnügen waren durch hochobrigkeitliche Erlaſſe normirt. Die Stadt hatte ein einziges Billard, die Aufſtellung eines zweiten wurde noch 1750 wegen Gefahr unnützer Ausgaben verboten. Ein Mandat vom 7. und 12. September 1757 verpönte das unnöthige und unſchickliche Räſonniren und Kritiſiren der Zeitläufte unter verſchiedenen Strafen, nach Befinden ſogar unter Zuchthausſtrafe[1]. Ein Geſetz vom 8. September 1758 unterſagte das Rauchen auf offener Straße bei Strafe eines Schockes. Unter dem 11. März 1761 wurde die Gewohnheit des „Dorflaufens", d. h. der Beſuch der umliegenden Dörfer, mit einem halben Gulden Strafe belegt. Das durch Polizeiverordnungen und Zunftbeſchränkung eingeengte Gewerbe lag kläglich darnieder und bekam erſt von 1755 an durch die Einführung von Waarenlotterien etwas Luft. Ein ähnlicher Druck erſtickte den Handel. Weil man den Mangel an Victualien der größern Anzahl von Hökern zuſchrieb, wurde die Zahl derſelben noch 1764 auf 12 beſchränkt, Hauſirhandel innerhalb der Stadt wurde (1778) nur auf drei Tage geſtattet. Ein Strumpfwirker wurde noch zu Göthe's Zeit (1784) geſtraft, weil er einen ſeiner Stühle außer Landes verkauft hatte. Von den Märkten gelangte nur der Zwiebelmarkt zu größerer Bedeutung. Wie Handel und Gewerbe, ſo hatten auch Bildung und Schulweſen ſehr beſcheidene Dimenſionen. Neben einer Lateinſchule, die 1712 zum Gymnaſium erhoben worden war, beſtand noch eine Freiſchule und eine Mägdleinſchule, die von etwa 150 Kindern beſucht wurde. Ein ſtädtiſches Krankenhaus war 1713 errichtet worden.

Wie die Stadt, ſo war auch das ganze Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach nicht von großem Umfang. In höchſt unregelmäßigen Landſtrecken, vielfach zerſtückelt, lag es zwiſchen den ebenſo zerſtückelten kleinen Nachbarſtaaten drin. Die geſammte Einwohnerzahl war kaum dreimal ſo groß, als diejenige der Stadt Frankfurt. 1786 betrug ſie 93 360 Seelen auf einem Flächenraum von 36 □Meilen. Davon fielen 62 360 Einwohner und 24 □Meilen auf Weimar, 31 000 Einwohner

[1] Nach Dr. E. Vehſe (Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. Hamburg 1854. XXVIII. 44) lautete ſchon ein Reſcript vom 3. Nov. 1736: „Das vielfältige Räſonniren der Unterthanen wird hiemit bei halbjähriger Zuchthausſtrafe verboten."

und 12 □Meilen auf Eisenach. Obwohl unter demselben Regenten stehend, hatte Eisenach seine drei eigenen Regierungscollegien, nämlich die Landesregierung, das Kammercolleg und das Oberconsistorium. In Weimar dagegen residirte neben den drei analogen Behörden für den Landestheil Weimar zugleich die „Geheime Rathsstube (Conseil) und Kanzlei", d. h. das Ministerium des Fürsten.

Die alte Wartburg bei Eisenach war in ziemlich vernachlässigtem Zustand. Man wallfahrtete damals weder zum Brunnen der hl. Elisabeth, noch zur Lutherstube. Die herrlich gelegene Veste diente nur als Jagdschloß. In dem Landestheil Eisenach wohnten noch etliche ältere Rittergeschlechter; die Landbevölkerung beschäftigte sich theils mit Bergbau, theils mit Landbau, dessen Ertrag aber für den jährlichen Bedarf nicht ausreichte. Die Stadt Eisenach hatte 8000 Einwohner, mehrere stattliche Gebäude, ein theologisches Seminar und eine ansehnliche Tuchindustrie.

Der wissenschaftliche Mittelpunkt des vereinigten Herzogthums war die alte Universitätsstadt Jena an der Saale, die mit ihren Vorstädten 791 Häuser umfaßte. „1786 zählte man," wie Büsching sagt, „4334 Menschen, ohne ungefähr 600 Studenten"[1]. Die Universität gehörte, nebst verschiedenen anderen Rechten, Ansprüchen und Titeln, nicht ausschließlich dem Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, sondern den vereinten Linien des ernestinischen Hauses.

Die Landestheile von Weimar waren fruchtbarer, als jene von Eisenach. Sie konnten Getreide, Gartenfrüchte, Wolle und Holz ausführen. Zu ansehnlichem Garten-, Landbau und guter Viehzucht gesellte sich eine einträgliche Wollindustrie, auch etwas Porzellanfabrication; doch ausnehmend reich war auch dieser Theil des Herzogthums nicht, alle Erwerbszweige zudem durch eine nachtheilige Steuergesetzgebung an lebhafterem Aufschwung gehindert[2].

Das gesammte Land (mit seinen 17 Städten und 220 Dörfern) war in 14 Ämter getheilt und wurde von 842 Staatsbeamten verwaltet, wobei die Volksschullehrer nicht mitgerechnet sind. Die Gehälter waren niedrig. Das höchste Amt im Staate brachte nur 1400 Thaler ein. Von 1783 an betrug die Armee 310 Mann.

Sachsen-Weimar-Eisenach war indessen immerhin ein selbständiger

---

[1] VIII. 609.

[2] Burkhardt, a. a. O. S. 655 ff.

Staat. Der Herzog hatte Gericht über Hals und Hand, führte ein dem kurſächſiſchen ähnliches Wappen, hatte Sitz und Stimme im Rathe der Reichsfürſten und auf den oberſächſiſchen Kreistagen, und war unabhängiger, als heute mancher König.

Übrigens war es noch nicht ſehr lange her, daß das kleine Land wieder einem Herrſcher gehörte. Denn 1672 war es unter drei Brüder vertheilt worden. Der Landestheil Jena fiel nun ſchon 1691, Eiſenach aber erſt 1741 an den Erben von Weimar zurück. Herzog Ernſt Auguſt (ſeit 1707 Mitregent ſeines Onkels Wilhelm Ernſt, von 1728—1748 alleiniger Regent) führte 1719 die Primogenitur ein, um weitere Zerſtückelungen des Landes zu verhüten, ſtiftete den Orden von der Wachſamkeit oder vom Weißen Falken, legte verſchiedene Rechtsſtreitigkeiten bei und baute die beiden Jagd- und Luſtſchlöſſer Dornburg und Belvedere, das erſtere auf einem Felſen an der Saale zwiſchen Jena und Naumburg, das andere unfern Weimar, auf der Straße nach Berka, die mit einer herrlichen Linden- und Kaſtanienallee bepflanzt ward. Ein anderes Jagdſchloß, Ettersburg, hatte ſich ſchon ſein Vater Wilhelm Ernſt nordweſtlich von Weimar, am Abhang des Ettersberges gebaut, ſo daß es dem Hofe nicht an Vergnügungsplätzen fehlte. Alle dieſe Schlöſſer waren mit ſchönen Waldungen umgeben, und wenn auch nicht glänzend, doch im Modegeſchmack ihrer Zeit bequem und fürſtlich eingerichtet [1].

Herzog Ernſt Auguſt war ein origineller Kauz, aber wie es ſcheint, ein nicht übler Verwalter. Ein paar Reſcripte von ihm mögen an die Culturzuſtände erinnern, die nur wenige Jahrzehnte vor Göthe's Eintritt am Hofe von Weimar herrſchten.

Dem Pfarrer Grienitz von Ranſchela gebot er 1735, „ſein geiſtlich auf Weiſſenfelſiſche Arth roth auf dem Schnitt dressirtes Stutzbärtgen abnehmen und ſolches, ſo lange er lebe, nicht wieder wachſen zu laſſen". Dafür beſchenkte der fürſtliche Summus Episcopus den Diener am Worte alljährlich mit einem Klafter Eichenholz aus den Ettersburger Waldungen, nur mit der Bedingung, daß der Pfarrer auch „alljährlich zur Dankbarkeit eine wohl conditionirte Knack Wurſt auf ſeinen Geburtstag an Uns in natura mit Ablegung eines Panegyrici in lateiniſcher Sprache, den miraculeusen Lebenslauf

[1] Den 4. März 1779 ſchreibt Göthe an Frau von Stein von Dornburg: „Auf meinem Schlößchen iſt's mir ſehr wohl, ich habe recht dem alten Ernſt Auguſt gedankt, daß durch ſeine Veranſtaltung an dem ſchönſten Platz auf dem beſten Felſen eine warme, gute Stätte zubereitet iſt." A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau von Stein. 1848. I. 215.

ſeiner eigenen Perſohn und die ausnehmende Erkänntniß der Nelkenflor und Miſtbethe betreffend, einliefern ſolle“ [1].

Ein anderes Decret vom 13. Mai 1740 weist auf verſchiedene unangenehme Erfahrungen hin, welche dem Herzog ſowohl die Genußſucht und Trägheit einzelner Beamten, als auch ſeine eigene Bauluſt bereitet hatten:

„Denen Cavaliers iſt die Fourage in natura abzuziehen und ſolche an Gelde anzuſchlagen, welches von dato an geſchehen ſoll, dahero dem Oberjägermeiſter 3 und jedem Forſtmeiſter 2 Pferde paſſiren, welche ſie zum Reiten halten ſollen, und wird ihnen die Fourage auf dem Lande hiermit gänzlich abgeſchnitten. Hätte man vorigen Herbſt bey wohlfeiler Zeit vor Haſer geſorget, ſo müßte man ſolchen jetzo nicht ſo theuer bezahlen, allein wenn man ſchmauſſen und bei den Pachtern Forellen und welſche Hähne freſſen ſoll, da iſt man parat, und in zehn Jahren ſiehet Niemand nach der Wirthſchaft und Felder, welches doch der Kammer verdammte Schuldigkeit iſt. Wir ſeynd kein Geldſch ....., ſonſten wir denen Cameraliſten ein ziemliches Capital auf die Naſe avanciren würden und haben auch Unſer Geld nicht geſtohlen, allein wenn die Wirthſchaft bei dem Bauweſen und Küch und Keller beſſer eingerichtet würden, das wäre beſſer, und hat der Oberjägermeiſter darauf zu dringen, daß das ſämmtliche Bauweſen dieſes Jahr zu Ende gehe, maßen Wir dabei abſcheulich betrogen werden und die Baumeiſter mit denen Handwerks- und arbeitſamen Leuten unter einer Decke ſtecken.“ [2]

Mit derſelben Entrüſtung bekämpft der Fürſt („von Gottes Gnaden Ernſt Auguſt Herzog zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen“) die Annahme von Präſenten und Beſoldungen ſeitens der Präſidenten, Kanzler und Anderer ohne Bewilligung des Landesherrn, beſonders aber die Einmiſchung der Damen in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens (24. November 1738).

---

[1] Mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt, Grenzboten. 1876. III. 120. — Nach Vehſe (XXVIII. 48. 49) war der Herzog ziemlich übergläubig und abergläubiſch, glaubte „das wahre Philoſophenlicht der Natur“ erkannt zu haben, verordnete aber zugleich als „untrügliches Mittel zum Löſchen der Feuerbrände“: „in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller, mit einem Feuerpfeile nach beigeſetzter Zeichnung verſehen, anzuſchaffen, und dieſe Teller Freitags bei abnehmendem Monde zwiſchen 11 und 12 Uhr mit friſcher Tinte und neuer Feder mit den Worten beſchrieben: „An Gottes Allmacht liegts. Consummatum est“, bei jeder vorfallenden Feuersbrunſt im Namen Gottes in's Feuer zu werfen. Da Vehſe ſehr in Mißcredit iſt (vielleicht mehr unliebſamer Wahrheiten, als mancher „Gerüchte“ und „Klatſchereien“ wegen), ſo habe ich ihn für das Folgende nicht weiter als Zeugen benützt, mich indeß überzeugt, daß er jenen Mißcredit nicht in allen Punkten verdient.

[2] Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten. 1875. IV. 278.

„Gleichwie Wir nun aber als Landesherr dergleichen üble eingeführte Gewohnheit gänzlich abgeschafft wissen wollen, maßen Wir selbst nicht verlangen, daß Uns bei jetzigen Geldklemmen Zeiten ein don gratuit verwilligt werde, da Wir doch Tag und Nacht in Unruhe und Mühe zum Besten des Landes Unsere Zeit zu bringen; Also ist Unser gnädigstes Begehren, Ihr wolltet fürs künftige Euch dergleichen der Landeshoheit nachtheiligen Freiheit gänzlich entäußern und keinem Menschen, er sey wer er wolle, ohne Unsere gnädigste Genehmhaltung ein Präsent verwilligen, noch weniger eine jährliche Bestallung setzen, um so mehr, da Uns als Landesfürsten die Disposition der Landes-Einkünfte zustehet, und Wir Uns von keinem Minister, Rath oder Dames maitrisiren lassen, und obwohl die Frau Ober-Hof-Meisterin, welche Euch in Ansehung ihrer und anderer dieserhalb einige Proposition thun lassen, eine kluge welterfahrene Hofdame ist, so hegt sie doch principia imperantia und mischet sich in Alles, welches Wir aber bey Unserem Leben nicht dulden werden, noch daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unserem Todte einwurzele, welches Wir einer getreuen Landschaft ernstlich verbiethen, allermaßen bekannt ist, daß die meisten Höfe durch die Reif-Röcke die größten und geheimsten Affairen den Fürsten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren gesuchet, wenn zumal die Diener von deren Befehl dependiren oder dependirt haben." [1]

Herzog Ernst August starb 1748. Sein Sohn, Ernst August Konstantin, zur Zeit seines Todes 11 Jahre alt, folgte ihm erst 1755 in der Regierung, starb aber schon drei Jahre später, noch nicht ganz 21 Jahre alt, an der Schwindsucht, und hinterließ zwei unmündige Kinder. Das ältere, Karl August, war 9 Monate alt; das andere, Prinz Konstantin, wurde erst 3 Monate nach des Vaters Tod geboren. So gelangte die Regierung schon 10 Jahre nach Ernst Augusts Ableben an die „Reifröcke", doch nicht gerade, wie er befürchtet hatte, zum vollständigen Verderb des Landes.

Die Herzogin Anna Amalia, welche durch Testament ihres Mannes als Vormünderin-Regentin eingesetzt wurde, war eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, eine Nichte Friedrichs II. von Preußen, und am 24. October 1739 geboren. Als Kind von ihren Eltern nicht geliebt [2], ihren jüngeren Geschwistern nachgesetzt, wurde sie nach trüben, harten Jugendtagen schon als 16jähriges Mädchen dem Herzog E. August Konstantin angetraut, nach ihrem eigenen Ausdruck: „so wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt". Sie war gesund und lebens-

[1] Ebd. 1874. III. 80.

[2] F. Arndt, Mütter berühmter Männer. Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar. Leipzig, Richters Verlagsanstalt. S. 17.

frisch, er schwach und schwindsüchtig. Mit 19 Jahren wurde sie schon Wittwe und Regentin. Die harte Behandlung, welche sie in den Jahren ihrer Kindheit erfahren, hatte ihren Geist weder niedergedrückt und verbittert, noch auch nach erlangter Freiheit in das entgegengesetzte Extrem gedrängt, wohl aber ihre Klugheit geschärft und ihrem Charakter eine muntere Elasticität gegeben. Ihre „Selbstbekenntnisse", nicht ohne rosiges Wohlgefallen an sich selbst geschrieben, verrathen einen feingebildeten Geist, ein gutes Herz, wohlmeinende Absichten, doch mehr Heiterkeit und Gefühl, als tieferen Ernst und Charakter. So zeigt sie sich auch in ihrem Leben: sie ist das muntere fürstliche Pendant zur bürgerlichen „Frau Rath", Elisabeth Textor, Göthe's Mutter. Ihre religiöse Bildung kann man nach katholischen Begriffen allerdings weder eine tiefe noch eine klare nennen. In Weimar war nicht die Kirche die Hauptsache, sondern das Schloß. Die Religion galt als eine hergebrachte Zuspeise des Lebens, aber nicht als dessen Kern und Alles belebende Grundkraft. So war Anna Amalia keine Ungläubige, in ihren Briefen kommen vielmehr manche fromme Sprüche vor, aber es möchte ihr schwer geworden sein, den dogmatischen Inhalt ihres Christenthums genau zu definiren. Wie ihr berühmter Onkel, kam sie mit wenig Dogmatik aus; die Moral bestand darin, zu leben und leben zu lassen. In frohen Tagen ging das gut, in trüben war man freilich um Trost verlegen. „Die Katholiken," klagt ihr Freund Wieland in einem Brief, „haben wenigstens ihr Venerabile, das ihre Zuflucht und feste Burg in allen ihren Nöthen ist; wir armen Lutheraner hingegen haben Niemand, als den lieben Gott, an den leider auch Niemand glaubt, weil er zu weit von unseren Sinnen ist und sich am Ende auch nicht viel um uns zu kümmern scheint. Wir sind also in allewege übel daran." [1] Dieser praktische Indifferentismus, nur dürftig noch mit etwas protestantischem Formelwesen umkleidet, war längst die Religion der meisten „Gebildeten", ehe Herder seine Humanitätsreligion formulirte und Göthe die „Mutter Natur" anrief.

Wie ernst Anna Amalia ihre Aufgabe als Fürstin erfaßte, bezeugt ein schon am 8. September 1759 an den Präsidenten ihres Geheimen Conseils, von Rhediger, erlassenes Promemoria:

„Da ich unter anhoffendem Göttlichen Beystand und Seegen die Ober-

[1] K. Wagner, Briefe an und von H. J. Merck. Darmstadt 1838. S. 178. (Der Brief ist vom 10. Aug. 1780.)

vormundſchaftliche Regierung dieſer Lande angetreten habe, um ſie zum Nutzen und Beſtand Meiner unmündigen Prinzen und deren Lande zu führen, ſo bin ich zuförderſt der mir obliegenden ſchweren Verantwortung eingedenk, und um das in Mich geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen, erachte Ich Mich, ſo weit es das Mir von Gott gebotene Vermögen geſtattet, ſchuldig, nach dem weiſen Exempel Meines hochgeehrteſten Herrn Vaters Gnaden Mir die Mühe nicht verdrießen zu laſſen, alles mit eigenen Augen zu ſehen und mit eigenen Ohren zu hören." [1]

Indem ſie verſprach, den Conſeilsſitzungen fleißig beizuwohnen, verlangte ſie zugleich, auch außer denſelben ſtets genau über alles Laufende unterrichtet und berathen zu werden, die Munda ſelbſt zu vollziehen, die beiliegenden Concepte zu ſigniren, alle Expeditiones nach beſtimmtem Reglement durch ihren eigenen Cabinetsſecretär an ſich ſelbſt gelangen zu laſſen, von allen einlaufenden Schreiben ꝛc. ſchon vor der Conſeilsſitzung Einſicht zu nehmen, jeden Sonnabend ſowohl einen Kammer- und Kaſſen-Extract, als auch einen Auszug der Sitzungsprotokolle zu erhalten. Das war viel für eine junge Frau von zwanzig Jahren; man denkt unwillkürlich an Maria Thereſia, wie ſie in der Blüthe ihrer jugendlichen Schönheit den unendlich langen Berathungen ihrer altersgrauen Kronräthe präſidirte. Die Aufgabe war um ſo weniger anſprechend, als die Finanzen darniederlagen, von dem früheren Wohlſtand des Hofes ſelbſt nur dürftige Überreſte vorhanden waren. Unter der langen vorausgegangenen Vormundſchaft war weder für Erhaltung und Vermehrung der vorhandenen Koſtbarkeiten, noch auch für die nothwendigſten Dinge geſorgt worden, ſelbſt ein Theil der Dienerſchaft war außer Thätigkeit geſetzt, wie ihre Hofdame, Henriette von Egloffſtein, erzählt [2].

„In ähnlicher Lage," ſo meldet die Gräfin weiter, „befand ſich die junge Herzogin hinſichtlich ihrer geiſtigen Bedürfniſſe. Sie, die im Umgange feingebildeter Menſchen aufgewachſen, gleichſam mit der Muttermilch die Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften eingeſogen hatte, und nur im Franzöſiſchen ſowohl mündlich als ſchriftlich mit Leichtigkeit ſich auszudrücken vermochte, — weil damals die deutſche Sprache am Hofe ihres Vaters, wie in allen vornehmen Kreiſen Deutſchlands, als das Idiom der Roheit und Barbarei durchaus verpönt war, — ſie, ſage ich, mußte ſich unter Halbwilde verſetzt wähnen, da die meiſten Weimaraner des franzöſiſchen Jargons nicht mächtig und

[1] Karl Frhr. von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Karl Auguſt und der Miniſter von Fritſch. Weimar, Böhlau. 1874. S. 26 ff.

[2] Ebd. 222 ff.

in ihren Sitten und Gebräuchen jenen Kleinstädtern zu vergleichen waren, welche Kotzebue so treffend schilderte, daß die Herzogin in spätern Jahren dadurch an die Zeit erinnert wurde, wo sie, von ähnlichen Wesen und Zuständen umringt, kaum auf eine Besserung der Lage zu hoffen wagte. Langeweile und die daraus entspringende Sucht zu Klatschereien herrschten in den Versammlungen der Weimar'schen Damen, von welchen sich die Männer wie überall, wo Cultur und Urbanität der Sitten noch nicht heimisch sind, auf's Strengste absonderten, um ihren brutalen Zeitvertreiben ungehindert nachgehen zu können."

So gesellte sich zu den ernsten Regentenpflichten Anna Amalia's die ungleich leichtere und angenehmere Aufgabe, das gesellige Leben ihres Hofes auf eine höhere Stufe der Bildung zu bringen: mit der Lösung beider Aufgaben verschmolz sich von selbst eine dritte, die höchste Herzens- und Staatsangelegenheit der Fürstin und Mutter: die Heranbildung ihrer beiden Söhne zu tüchtigen Fürsten.

Was die erste dieser drei Aufgaben betrifft, so ist es sicher nicht dem bloßen Glück, sondern auch der Klugheit und dem Scharfblick der jungen Fürstin zuzuschreiben, daß sie für die Leitung der Staatsgeschäfte ebenso gewandte und sachverständige, als treue und redliche Männer fand. Am meisten schätzte sie unter diesen Christoph von Greiner, einen früheren Lehrer ihres Gemahls, den sie 1761 zum Mitglied ihres Geheimen Conseils ernannte, und der, 1763 vom Kaiser geadelt, ihr bis zum Jahr 1772 als treuer Berather zur Seite stand. Sie glaubte an ihm einen wahren Schatz gefunden zu haben.

„Er war," sagt sie, „nicht von den außerordentlichen, großen Köpfen, aber ein geradedenkender, mit viel Vernunft begabter Mann. Er hatte von unten auf zu dienen angefangen, also daß er in den Geschäften sehr wohl unterrichtet war und sich viele Kenntnisse darin erworben hatte. Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig. Er war Freund seiner Freunde; seine Seele war zu edel, als daß er schmeicheln konnte. Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf; ich liebte ihn als meinen Vater. Von ihm habe ich die Wahrheit kennen und sie liebgewinnen lernen." [1]

Nach seinem Tode 1772 trat der Geheime Rath Thomas von Fritsch (geb. 1731, seit 1756 im Staatsdienst, seit 1762 Mitglied des Conseils) als Conseilspräsident an die Spitze der Geschäfte, und leistete der Fürstin manche gute Dienste, besonders, als allerhand Mißhelligkeiten wegen der Prinzenerziehung, Finanz- und Verwaltungsschwierigkeiten sie 1773 so

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 29.

entmuthigten, daß sie von der Vormundschaft sobald als nur möglich zurücktreten wollte.

Die Geschäftstüchtigkeit dieser Männer vermochte es indeß nicht zu hindern, daß das Land in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges (bis 1763) hart mitgenommen wurde und auch unter dessen Folgen litt. Trotz aller ihrer schönen Gesinnungen und Vorsätze scheint die Herzogin wenig oder nichts gethan zu haben, um durch Einschränkung des Hofes die Lage ihres Landes und Volkes praktisch zu erleichtern. Wenigstens stellte ihre Hofverwaltung im Jahre 1760, also noch im Kriege, einen Etat von 57253 Thalern auf und preßte dadurch dem Geheimrath Nonne die amtliche Klage ab: „Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hof der besten Fürstin, einer wahren Mutter der Unterthanen, soll zu der Zeit nur Pracht und Überfluß herrschen!“[1]

Einem ähnlichen Zug begegnet man öfter an den Fürstenhöfen jener Zeit: in Briefen und Actenstücken die herrlichsten „philosophischen“ Gesinnungen von Fürstentugend, Milde, Menschlichkeit, Väterlichkeit, Mütterlichkeit — — und dabei im Lande Steuerdruck, Noth der Unterthanen — und bei Hofe glänzende Lustbarkeiten, kostspielige Feste, Theater, Bälle und Redouten. In Paris war das ja auch so und Paris galt als das Muster der Höfe.

Da die junge Herzogin keine höheren Ideale vor sich hatte (denn an die liebenswürdige Schutzheilige Thüringens, die hl. Elisabeth, dachte sie wohl nie), so ist es leicht erklärlich, daß sie der äußeren Ausstattung, dem Vergnügen und der Unterhaltung ihres Hofes mehr Sorgfalt zuwandte, als den Interessen ihres Volkes, ja daß mit ihr gerade eine Ära größeren Aufwandes am Weimarer Hof begann.

Nach Wieland war Anna Amalia „telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten Gemische von Menschlichkeit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit“. Schiller war weniger gut auf sie zu sprechen. „Ihr Geist,“ schrieb er an Körner, „ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei u. dgl. hat oder haben will.“[2] Dieses Urtheil ist unzweifelhaft zu hart; aber es ist auch etwas Wahres daran. Die Herzogin war eine heitere, sinnliche, lebenslustige Natur und fühlte selbst

[1] C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. Grenzboten 1871. II. 650, Anm.

[2] K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 74.

das Bedürfniß, vor Allem so gut als möglich für ein fröhliches und unterhaltendes Hofleben zu sorgen. Sie zeichnete und musicirte, interessirte sich für Gesang und Poesie, ritt und verkleidete sich gern, tanzte gern und tanzte gut. War ihr Gesicht nicht sonderlich anmuthig, so wurden dafür ihre kleinen Füßchen bewundert. Fast täglich legte sie neue Schuhe an. Die Damen wetteiferten, ihr die schon getragenen abzukaufen und ihren eigenen Fuß in dieselben zu quälen, die Herren trugen den Fuß der Herzogin in Gold nachgebildet an der Uhrkette[1].

Schon kurz nach ihrer Verheirathung mit Herzog August Constantin, den 1. November 1756, — also eben nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wurde in Weimar die Truppe des Schauspielers Karl Theophil Döbbelin angeworben. Nach dem Bestallungsdecret erhielt Döbbelin 6800 Reichsthaler, wofür er die ganze Schauspielergesellschaft zu stellen hatte. Die Beleuchtungskosten mußte der Hof auch noch übernehmen. Eine kostspielige Sache für einen Hof, dessen ganzer Haushalt 60 000 Thaler nicht überstieg! Als Döbbelin Ende April 1757 Weimar verließ, übernahm der Hof die Gesellschaft, ein Kammerjunker von Dürkheim ward Intendant, das Theater zum förmlichen Hoftheater. Es war das dritte, welches Deutschland besaß. Schon im September indeß gerieth die Hoftheaterkasse in Schulden, am 20. d. M. mußten alle Gehälter auf ein Drittel reducirt werden, das „theure" Vergnügen aber wurde trotz der Kriegsnöthen nicht preisgegeben. Vielmehr nahm man die Schauspieler in den Hof- und Adreßkalender auf. Vom Herbst 1768—1771 spielte in Weimar die Koch'sche Truppe, ihr folgten 1771 bis 1774 der Schauspieler Seyler und die Seinigen, und spielten wöchentlich dreimal, bis am 5. und 6. Mai 1774 mit dem herzoglichen Schloß auch das Theaterlokal ein Raub der Flammen ward. So erhielt Weimar durch Anna Amalia ein ständiges Theater, und wurde gleichzeitig zur eigentlichen Wiege der deutschen Oper und Operette[2].

Wie das musikalische Element auf der Bühne begünstigt wurde, so wurde es auch sonst in Concerten, Musikaufführungen und Abendgesellschaften emsig gepflegt. Als Hofmusikus berief die Herzogin 1767 den Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolff von Gotha. 1772 kam der Componist A. Schweitzer aus Coburg von Italien zurück und componirte Wielands „Alceste", die erste deutsche Oper, die am 28. Mai 1773 zum ersten

[1] Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte, Grenzboten 1871. II. 650.

[2] Ernst Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 10—29.

Mal aufgeführt wurde[1]. Zu dieſer Begünſtigung der Muſik trug wohl nicht wenig die perſönliche Liebhaberei der Herzogin bei, ihr Gefallen am franzöſiſchen und italieniſchen Singſpiel, dann die noch fühlbare Armuth der deutſchen Dramatik, endlich aber auch die Gewalt der Mode und des bloßen Vergnügens. Bei einer Operette braucht man nicht ſo viel zu denken, als bei einem ernſten Trauerſpiel; die Sinne aber finden dabei beſſer ihre Rechnung.

Putz, Vergnügen und Pracht aber liebte die Herzogin augenſcheinlich. Neben den regelmäßigen Theatervorſtellungen und Concerten fanden glänzende Hoffeſte, Bälle, Redouten, Picknicks, Vergnügungsfahrten ſtatt. Friſur und Toilette nahmen viel Zeit, Putz und Garderobe viel Geld in Anſpruch. An Sonn- und Feſttagen ließ ſich die Herzogin auf der Esplanade ſehen, vor ihr ging der Hofmarſchall einher, ein Page trug die Schleppe, dann folgten die übrigen Pagen, Läufer und Haiducken, auch ein Zwerg fehlte nicht. Bei Vergnügungsritten begleitete ſie ein größeres glänzendes Gefolge. Im Winter wurden große Schlittenpartien gehalten, in buntbemalten zweiſpännigen Schlitten, welche Muſcheln, Schwäne, Drachen u. dgl. vorſtellten. Im Schlitten ſaß gewöhnlich nur eine Dame in großer Gala, während vom hinteren Sitze des Schlittens aus der Cavalier die reichbehangenen Pferde lenkte. Zwiſchen den Schlitten ritten je nach Rang und Stand der Dame zwei bis drei Cavaliere einher und Haiducken und Läufer knallten mit ihren Peitſchen[2]. Nicht weniger Freude hatte Anna Amalia am Spiel, an Hoffeſten und Bällen. Ein Reiſender, der Weimar 1770 beſuchte, erzählt[3]:

„Dieſen ſelben Abend war Redoute auf dem Rathhauſe, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch ſonſt mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt ſchön, leicht und mit vielem Anſtand; die jüngeren Prinzen, die en Zéphir und en Amour maskirt waren, tanzten auch ſehr gut. Die ganze Maskerade war ſehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharaotiſch da, der geringſte Point war ein halber Gulden. Die Herzogin ſetzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or. Da ſie aber ſehr gern tanzte, ſo ſpielte ſie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die ſie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da faſt alles aus war."

Von einer anderen Redoute erzählt derſelbe Reiſende:

---

[1] Pasqué II. 353 ff.

[2] Grenzboten 1871. II. 651 ff.

[3] Lewis (Freſe). 1877. I. 349. Ausführlicher bei Behſe XXVIII. 61 ff.

„Die Herzogin war en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr wie Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, und waren auch einige Studenten da von Jena. Zu der letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen Görtz, der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis sechs Uhr."

Während die Herzogin so dem kleinen Weimar einen für seine Verhältnisse glänzenden und amüsanten Hof verschaffte, trug sie auch für die Erziehung ihrer beiden Söhne eine ganz der Richtung und dem Geiste der Zeit entsprechende Sorge.

Sobald der Erbprinz drei Jahre alt war, berief sie den Gymnasiallehrer Johann Wilhelm Seidler aus Braunschweig, um dessen Heranbildung zu leiten. Seidler kam denn im Frühjahr 1761 nach Weimar[1]. Er scheint es gut gemeint zu haben, wollte einen rechten Vater des Vaterlandes aus seinem jungen Zögling machen: „Er muß sich klar werden, daß er der Vater seines Landes, er muß ein Herz, das nur die Religion bildet, für alle seine Kinder haben, ihm muß die harte und saure Arbeit des Bauernstandes ebenso bemerkenswerth sein, als das künstliche schönste Meisterwerk." So meinte der brave würdige Scholarche und gab sich redliche Mühe, seinen Prinzen, nach sokratischer Methode, auf religiöser Grundlage, vor Allem im Latein, in der Geschichte und im Rechnen voranzubringen, nährte indeß in ihm allzusehr das prinzliche Bewußtsein, was später der Mutter und den andern Erziehern Schwierigkeiten bereitete. Noch im selben Frühjahr sah sich Anna Amalia nach einem anderen Pädagogen für den kleinen Karl August um und berichtete am 4. Mai (1761) an ihr Geheimes Conseil über ihre Umschau:

„Endlich bin ich bei dem Grafen Görtz stehen geblieben, und ich glaube von ihm versichern zu können, daß er Christ im vollsten Sinne des Wortes, ein trefflicher Mensch, ohne Widerspruch im großen Ganzen wie in den einzelsten Beziehungen die herrlichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Geist und Welt sind ihm eigen, er gehört zu denen, die mit Freudigkeit die Dinge erfassen, ihn zeichnen Kenntnisse aus, die er durch Fleiß, Lectüre und ernstes Studium der Wissenschaft zu vermehren strebt." [2]

Über sein Bischen satirische Schalkhaftigkeit beruhigte sie sich, da

[1] C. A. H. Burkhardt, Jugend und Erziehung Karl August's von Weimar. Westermann's Monatshefte 1865, Febr. S. 460 ff.

[2] Ebd. S. 463.

dieſelbe ohne Bosheit ſei; früher ſei er allerdings dem Spiel ergeben geweſen, habe aber auf dieſes Vergnügen ſchon längſt verzichtet.

Graf Görtz war ein tüchtiger Hofcavalier. Er hatte in Leyden ſtudirt, dann im Haag und in Straßburg ſich für die diplomatiſche Thätigkeit herangebildet. Mit 24 Jahren wurde er Regierungsaſſeſſor in Weimar, kam aber mit dem mürriſchen Miniſter von Bünau nicht aus und ſiedelte deßhalb nach Gotha über, von wo er erſt 1759 wieder nach Weimar zurückkehrte. Auch er faßte das Erziehungswerk mit hohem Ernſte auf, viſirte vielleicht nur etwas zu hoch für einen Prinzen von 4 Jahren und 8 Monaten.

„Ehrfurcht und zärtliche Liebe gegen die Mutter, gleiches Wohlwollen gegen alle, die ihn umgeben und unter ihm ſtehen, deren Wohl zu fördern die höchſte Aufgabe ſein muß, erklärte er als höchſtes Ziel, das nur mit wahrem religiöſen Sinn, der ſich in der Wirklichkeit an jeder Stelle offenbaren müſſe, zu erſtreben ſei. Der Prinz müſſe zunächſt in Demuth inne werden, daß die Vorzüge ſeiner Stellung dem Glück und der göttlichen Vorſehung zu verdanken und daß vor Allem das Gefühl für das Recht wach zu halten, Schmeichelei, Ohrenbläſerei als das ſchädlichſte Gift und als die Peſt der Fürſten fern zu halten ſei.“

Hohe Gedanken für den Kleinen, der bald roth und weiß, bald blau und lila gekleidet, mit ſeinen polniſchen Orden, ſeiner grünen ungariſchen Weſte, ſeinen dreifach mit Silber bordirten Beinkleidern, mit Säbel und Säbeltaſche, Dolman und Quaſtenmütze im Hof von Belvedere herumſtolzirte!

Tracht, Einrichtung und Sitten des Hofes entſprachen ſonſt bis dahin dem von Paris aus dictirten Modegeſchmack der Zeit. Die Hofſprache war noch vorzugsweiſe das Franzöſiſche. Anna Amalia ſelbſt ſchrieb beſſer franzöſiſch als deutſch. Bei Hofverſammlungen war Karl Auguſt als Prinz noch ausſtaffirt, wie die Prinzen am Hofe Ludwigs XV. Die Kleidung beſtand aus einem ſtarr geſtickten Rocke mit langen Schößen und Aufſchlägen, in einer ebenſo geſtickten langen Weſte, in einem Degen mit einer Menge Bandſchleifen, in einem großen Federhut unter dem Arme und in ſeidenen Strümpfen mit abgeſtumpften Schuhen und großen ſilbernen Schnallen; der Kopf war dabei mit einem hohen wohlgekräuſelten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Pomade und Puder reichlich durchknetet, geſchmückt und den ganzen Putz vollendete ein großer Haarbeutel, der in zwei breiten ſchwarzen Bändern, einem ſog. Postillon d'amour, vorn über die Bruſt weglief.

Karl Auguſt entwickelte ſich raſch und war bald ſeinem Bruder

weit voraus. Er konnte mit fünf Jahren schon gut lesen, las viel und bunt durcheinander, und schloß sich lieber an Ältere und Erwachsene an, als an Altersgenossen. Bei der noch obwaltenden Herrschaft des Französischen lernte er auch diese Sprache früher schreiben, als die deutsche.

Die Prinzen hatten ihre eigene Hofhaltung in einem Pavillon des Schlosses Belvedere. Nur Abends 6—7½ Uhr hatten sie frei, um die Mutter zu besuchen. 400 Thaler waren jährlich dem Erbprinzen zugetheilt, um davon Almosen zu geben. So gut es Graf Görtz meinen mochte und so strenge er die Prinzen hielt, so fehlte doch im Unterricht eine richtige gleichmäßige Methode, und seine Erziehungskunst ging nicht weiter, als die verschwommenen Sentimentalitäts- und Humanitätsideen Basedows, die damals zwar Epoche machten, aber eine gesunde Grundlage nicht darboten. Ovid wurde vor Eutrop gelesen, Genealogie und Heraldik der Geschichte vorausgeschickt. Vom 7. Jahre an wurde Karl August so wild und unfügsam, daß Görtz fast seiner Aufgabe zu erliegen glaubte. Mit dem 9. Jahre wurde es indeß wieder etwas besser. Karl August übersetzte mit Leichtigkeit die schwersten Stellen aus Livius, machte in Mathematik und Physik gute Fortschritte und trieb vor Allem mit Eifer Ernestinische Geschichte. Musik liebte er nicht, mit dem Französischen ging es langsam, doch las er mit 12 Jahren Voltaire und Molière mit ziemlicher Geläufigkeit. Während er sich noch an Robinsonaden freute, fielen ihm Wielands Schriften in die Hände und machten großen Eindruck auf ihn. Gerne hätte er den Aufenthalt gewechselt, um fremde Städte und Länder zu sehen; doch die Mutter ging auf diese jugendlichen Wünsche nicht ein.

Nachdem der Prinz indeß 1771 nach vorhergehender Prüfung die Confirmation erhalten hatte, entsprach sie dem dringenden Vorschlag des Grafen Görtz, das Studium der Philosophie in Angriff nehmen zu lassen. Man dachte an Mayr in Jena und an den Geheimrath Schmidt. Anna Amalia wollte den Abt Jerusalem in Braunschweig als Lehrer für ihren Sohn gewinnen, doch dieser lehnte ab. Nach einigen Unterhandlungen wurde statt seiner Christoph Martin Wieland angeworben und traf am 28. August 1772 in Weimar ein. Sein fürstlicher Schüler Karl August zählte 15 Jahre. Ein großer Philosoph war Wieland nicht, aber mit seinem Eintritt begann Weimars sogenannte klassische Periode.

2. Wieland und der junge Herzog Karl August.

1772—1775.

„Die schöne Lili glaubte, ein Mann, der die Gabe hatte, ihr besser als irgend ein Anderer die Zeit zu vertreiben, und überdieß die niedlichsten kleinen Verse machte, müsse nothwendig auch die Gabe haben, einen König zu bilden. Der Prinz bekam also einen schönen Gelst zum Hofmeister."

Wieland. Der goldene Spiegel der Könige von Scheschian.

„Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Baches in ein Thal anvertraut wäre; es ist ihnen nur darum zu thun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe; .... wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort." Göthe.

Der Pfarrerssohn Christoph Martin Wieland von Biberach (geb. 5. Sept. 1733) war Göthe um 16 Lebensjahre voraus und repräsentirte schon ein ansehnliches Kapital deutscher Literaturgeschichte, als er in Weimar einzog. Seine durchaus pietistische Erziehung in Klosterbergen und Erfurt wurde schon frühe durch eine bunte Allerlei-Lectüre durchkreuzt. Der Mysticismus siegte anfänglich über die Versuchungen zur Freidenkerei, zu heidnischer Philosophie und lockerer Lebensanschauung. Die Liebschaft, welche der 17jährige Gymnasiast mit Sophie von Gutermann, der späteren La Roche, anfing, hielt sich in platonischen Gefühlen. In Tübingen, wo er dann unter dem Titel juristischer Studien poetisirte, schrieb er ein Lehrgedicht über die „Natur der Dinge", einen „Anti-Ovid" und „Moralische Erzählungen". Von Bodmer in Zürich 1752 mit Liebe aufgenommen, schloß er sich ganz dessen ernster Richtung an, dichtete die „Prüfung Abrahams", schwelgte in süßlich-frommen Empfindungen und Betrachtungen, verurtheilte Ovid, Gleim und Petrarca, und brachte es in der ästhetischen Entsagung so weit, zu sagen: „Wer in der Gleichgiltigkeit gegen die Religion keine Ehre suche, müsse das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehen." Dieser übertriebene Rigorismus hatte jedoch keinen Rückhalt, weder in klaren,

festen Grundsätzen, noch in einem kräftigen, energischen Charakter. Wieland war eine weiche, empfindsame, sinnliche Natur. Seine Frömmigkeit war ein unklarer Gefühlsdusel, seine poetische Tugendstrenge jugendliche Schwärmerei. Je kühner er in seraphischen Welten geschwärmt hatte, desto schroffer wendete sich das Blatt, als ihm das Auge für die Schönheiten des lachenden Diesseits aufging und er von seinen Jugendsympathien und aus den Träumen „unschuldiger Menschen" erwachte. Nun schüttete er das Kind mit dem Bade aus und ward ein erotischer Dichter. Die Seraphim und Cherubim verwandelten sich in Musen und Grazien, die tugendschwärmerischen Engelsseelen in griechische Kupplerinnen und Hetären, er vertauschte Sokrates und Plato mit Lucian und Epikur und wurde nicht müde, das Glück seiner „Bekehrung" in Versen und Prosa, kleinen Dramen und langgesponnenen Romanen, mit altgriechischer, orientalischer, spanischer und deutscher Staffage, weich, lüstern, geil, verführerisch, in allen Tonarten, aber immer mit demselben Refrain zu beschreiben. Dieser Refrain ist das Lob der richtigen altheidnischen Göttin Venus, die mit ihren Musen und Grazien das eigentliche Glück dieses Lebens ausmachen soll. In den verschiedensten Balletfiguren wird sie immer und immer wieder aufgespielt; nur gegen den Schluß hin übergibt der Dichter gewöhnlich seinen Rosa-Farbentopf dem Tizian und läßt den Vorhang fallen. Eine Fülle sprudelnder Phantasie, geistreichen Witzes, trefflichen Erzählertalents und poetischer Eingebung wurde fürder an das unsauberste Geschäft verschwendet, was es gibt.

Wieland soll nicht ganz so schlecht gewesen sein, als seine erotischen Dichtungen ihn erscheinen lassen[1]. Allerdings spricht er davon, daß er sich in Zürich „ein Serail gehalten", dann liebelte er in Bern mit der Pfarrerstochter Julie Bondeli, der späteren Freundin Rousseau's, machte in Biberach der unterdessen verheiratheten Sophie La Roche den Hof, heirathete indeß schließlich im Herbst 1765 eine Augsburger Kaufmannstochter, Dorothea Hillenbrand, eine ganz schlichte Person ohne romantisch-literarische Vorzüge und lebte mit ihr in langer, ungetrübter

[1] So urtheilte Friedr. Leopold zu Stolberg, der in einem Briefe vom 27. Nov. 1775 an „Puletchen" sagt: „Glaube nicht, daß ich Wielands vertrauter Freund sein möchte, dazu werde ich immer zu viele griefs gegen ihn haben, aber für einen ebenso interessanten als angenehmen Mann, und für einen Mann, dessen Herz viele gute Seiten hat, muß ich ihn halten." Janssen. Stolberg. I. 62. Doch bezeugt Wielands Privatcorrespondenz deutlich genug, daß er an allem Gemeinen und Schmutzigen die herzlichste Freude hatte und im Sinnengenuß das höchste Glück des Lebens sah.

Ehe, ohne galante Abenteuer, als würdiges Haupt eines sehr zahlreichen Familienkreises. Nach 20 Jahren hatten sie schon 14 Kinder, und der Patriarch plagte sich redlich, um durch rastlose Thätigkeit für Aller Erziehung und Zukunft zu sorgen. Ein Gemälde auf der Bibliothek in Weimar hat das Andenken dieses respectabeln und gemüthlichen Familienkreises in lebendigen Zügen erhalten. Wer sollte in dem soliden Familienvater den frivolsten der deutschen Classiker vermuthen? Und doch war es so.

Während der gutherzige Schwabe alle Pflichten eines braven Ehegatten und Familienvaters erfüllte, kramte er als Gelehrter und Literat mit unermüdlichem Fleiße nicht nur in den wahren Schätzen des classischen Alterthums, sondern auch in allem Schmutz der antiken Mythologie, Poesie, Geschichte und Philosophie, in allem Quark französischer Freidenkerei und Romanliteratur herum, holte sich auch bei Engländern, Spaniern und Italienern mehr das Schlechte und Unsaubere, als das Gute und Schöne zum literarischen Gebrauch zusammen und destillirte aus dem bunten Mischmasch seiner Belesenheit eine Lebensphilosophie des heitern Genusses, die weder recht hellenisch, noch ganz modern französisch, weder grundheidnisch, noch auch christlich, weder stoisch, noch ganz epikuräisch, einen bequemen, heitern Mittelweg sucht, um hier auf Erden möglichst wenig zu leiden und möglichst viel zu genießen. Die Sinnlichkeit muß im Zaum gehalten werden, damit sie nicht durch Ausschreitungen sich selbst und den Genuß des Lebens zerstört, Geist und Gemüth muß gepflegt werden, um die Sinnlichkeit zu heben und zu veredeln, Leib und Geist müssen sich nicht ascetisch bekämpfen, sondern ein gemüthliches Compromiß schließen, bei dem jeder seinen Antheil bekommt, und dieses Compromiß bietet die sinnlich-geistige „Liebe", die Verschmelzung des Schönen mit dem Guten, die harmonische Verbindung des Genusses und der Pflicht. Aus all den langen Philosophiekapiteln seiner Romane schaut übrigens schließlich immer der lächelnde Epikuräer heraus, der in seiner Jugend die Stoiker so gut wie die überirdische Schönheit der Venus Urania satt bekommen und sich nun spottend an ihnen rächt. In manchen Produkten seiner Muse aber, wie in der Musarion, in der Geschichte des Agathon, in den Abenteuern des Don Sylvio, in Idris und Zenide, dem neuen Amadis, den Grazien, dem verklagten Amor, tritt der schlüpfrige Kern seiner Lebensweisheit so unverschleiert hervor, daß man sich schon billig verwundern könnte, wie Anna Amalia einem solchen „Christen" und „Philosophen" die philosophische Bildung ihres Erbprinzen anvertrauen

mochte. Der jungen Herzogin ist dieß indeß eher nachzusehen, als dem greisen Erzbischof-Kurfürsten Joseph Emmerich, daß er ein paar Jahre zuvor (1769) den „bekehrten" Wieland zum Professor primarius der Philosophie und zum Kurmainzischen Regierungsrath in Erfurt ernannt hatte. Das war auch ein Zeichen der Zeit.

In Erfurt schrieb Wieland den „Nachlaß des Diogenes von Sinope", das berüchtigte Gedicht Kombabus, die Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfanaris, den kleinen Roman Koxkox und Kikequetzel, und stellte dann in seinem „Goldenen Spiegel der Könige von Scheschian" den Regenten Deutschlands sein Fürstenideal auf. Diese von Fürstentugend und Menschenwohl überströmende Schrift scheint die Herzogin Amalia zunächst für die Berufung Wielands entschieden zu haben. Wieland hatte unterdessen Gelegenheit gehabt, den Prinzen in Erfurt näher kennen zu lernen und schrieb am 22. März 1772 an die Mutter:

„Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke, die er empfängt, zeigen sich wenig nach außen, und es ist nicht sehr leicht, seine Seele zu erschüttern. Es ist dieß keineswegs etwa die Sucht, sich über die andern Sterblichen zu erheben; es ist wohl mehr ein Fehler seines Temperaments; aber dieser Fehler hängt mit großen Tugenden zusammen; — — es ist dieser hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, diese Begierde, sich zu unterrichten, diese Liebe zur Wahrheit, dieser Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchsten Maße besitzt. — — Das sind lauter vortreffliche Anlagen. Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten, und ich stehe für sein Herz ein." [1]

Anna Amalia war ganz entzückt über den herzenskundigen Philosophen, that die nöthigen Schritte beim Kurfürsten, um Wielands Entlassung zu erlangen und empfing ihn am 1. Juni (1772) huldreichst in Weimar. Es wurden ihm für jetzt ein Jahresgehalt von 1000 Thalern, für später eine lebenslängliche Pension von 600 Thalern zugesichert. Görtz, der schon früher für Wieland operirt hatte, war bald dessen innigster Freund. Wieland suchte sich in seinem pädagogischen Wirken freien Spielraum zu bewahren. „Über die Art und Weise meines Unterrichts," sagt er in seinem Exposé vom 28. August, „werde ich mich nicht näher erklären können. Alles wird sich nach den besonderen Fähigkeiten und Bedürfnissen des Lernenden richten und ich kenne mehr als einen Weg zum Tempel der Weisheit."

Zu diesen Wegen gehörte am wenigsten die Religion, aber vor

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 41.

Allem das Theater. Indem er seiner sonstigen Tugendlehre eine officiell-frömmere Wendung gab, bearbeitete der unermüdlich schreibselige Literat nach Xenophon die „Wahl des Herkules" für die Weimarer Bühne und ließ sie durch seinen Freund, den Kapellmeister Anton Schweitzer, in Musik setzen. Die beiden Frauenzimmer, Arete, die Tugend, und Kakia, die wollüstige Unthätigkeit, stritten sich in rührendem Duett um den jungen Prinzen Herkules:

Kakia: „In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück
Und du entfliehest?
Arete: Dir winket Götterglück
Und du verziehest?"

Nur mit Mühe entschließt sich der Götterjüngling, die Sirene Kakia zu entlassen, worauf ihm Arete eine lange Tugendarie singt und zuletzt ihre Sopranstimme mit seinem Tenor vereint:

Beide: „Dich hab' ich mir erkoren,
Du bist } dazu geboren
Ich bin }
Den Göttern gleich } zu sein."[1]
Auf ewig dein }

Das tugendhafte Festspiel, am Geburtstag des Prinzen mit Gesang und Musik aufgeführt, kam dem Geschmack sowohl als der Tugend und Lebensphilosophie der Mutter-Herzogin sehr anmuthig entgegen. Aber schon nach Jahresfrist war sie über die Pädagogik ihres Haus-, Hof- und Staatsphilosophen vollständig ernüchtert.

„Ich komme jetzt auf Wieland," schreibt sie am 9. Dec. 1773 an den Minister v. Fritsch, „er ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung; aber ein schwacher Enthusiast, viel Eitelkeit und Eigenliebe; ich erkenne leider zu spät, daß er nicht gemacht ist für die Stellung, in der er sich befindet; er ist zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach, um ihnen die Spitze zu bieten, und zu unvorsichtig, in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge; wenn er sich verfehlt, so ist das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen; so sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im Allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen; er hört zu sehr auf die Schmeichler und überläßt sich ihnen; daher stammt die große Freundschaft zwischen ihm und dem Grafen Görtz, der ihm in der unerhörtesten Weise schmeichelt: Wieland von seiner Seite

[1] Wielands Werke (Hempel) XXIX. 145—160.

schmeichelt wieder dem Grafen, und beide vereinigt schmeicheln meinem Sohne, — so daß nichts als Schmeichelei oben bei meinen Kindern herrscht." [1]

Gerne hätte die Herzogin die beiden Erzieher entfernt, sie fürchtete aber allzugroßen Eclat zu machen. Niedergedrückt und des Lebens müde, welches sie zu führen gezwungen wurde, dachte sie daran, die Regentschaft niederzulegen, sobald Karl August das 17. Jahr erreicht hätte. Fritsch hielt sie davon ab, bestimmte sie aber, den Prinzen durch Eintritt in's Conseil allmählich in die Regierungs-Angelegenheiten einzuweihen und ihm zugleich eine besondere militärische Erziehung zu Theil werden zu lassen.

Als militärischer Erzieher wurde noch im selben Jahre Karl Ludwig von Knebel (geb. 1744) angeworben, ein geistreicher, sehr allseitig gebildeter Offizier, der zehn Jahre zu Potsdam in preußischen Diensten gestanden [2], nunmehr aber seinen Abschied genommen hatte. Der Prinz von Preußen hatte ihn an die Herzogin empfohlen. Bei einem 14tägigen Aufenthalt gefiel er dieser so gut, daß sie ihn einlud, die weitere Erziehung des Prinzen Konstantin zu übernehmen. Knebel kam im Juli des folgenden Jahres (1774), zu spät indeß, um dem einmal verpfuschten Erziehungswerk eine bessere Wendung zu geben. Weimar war inzwischen von einem harten Unglück betroffen worden. Am 5. und 6. Mai wurde das ganze herzogliche Residenzschloß ein Raub der Flammen. Bibliothek und Theater verbrannte, das Archiv wurde nur theilweise gerettet. Ein Theil der herzoglichen Gelder wurde wieder aufgefunden, aber das Silber war in den Holztruhen geschmolzen. Den ganzen Verlust schlug man auf 300 000 Thaler an [3].

Die Herzogin bezog vorläufig ein stattliches Wohnhaus an der Esplanade, welches der Minister von Fritsch, erst kürzlich verheirathet, für sich selbst eingerichtet hatte, das er aber alsbald der wohnungslosen Fürstin anbot. Diese Wohnung behielt sie später, das Haus heißt noch heute das Witthums-Palais. Um für den Erbprinzen eine passende Wohnung zu finden, gab sich Anna Amalia selbst alle erdenkliche Mühe, da es mit dem Bau eines neuen Schlosses voraussichtlich lange dauern konnte. Sie lief mit ihrem Oberhofmarschall von Witzleben in der ganzen Stadt herum, sah sich alle denkbaren Häuser an, aber umsonst

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 57.

[2] Als „blauer Sklave", wie Düntzer bemerkt. Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. S. 1.

[3] Springer, Anna Amalia. I. 9.

— — der Prinz hatte sich in den Kopf gesetzt, die Frage selbst zu entscheiden, und entschied sie auch.

Seine Wahl war die thörichteste, die er treffen konnte. Er wählte das noch nicht fertig ausgebaute Landschaftshaus (später Fürstenhaus), das für die Bureaux der Landesregierung, aber ganz und gar nicht zu einem fürstlichen Wohnhaus eingerichtet war und seinen hohen Einwohnern selbst später die größten Unannehmlichkeiten verursachte [1]. Aber es sah nun einmal etwas vornehmer aus, der Prinz bestand auf seinem Willen — und Mama mußte nachgeben. Ein solches Resultat hatte sie von so vielen Erziehungsexperimenten und Tugendprogrammen nicht erwartet. Aber den Erziehern lag mehr an der Huld der „aufgehenden herzoglichen Sonne", als an der Gunst der nun bald abtretenden Vormünderin. Sie hatten Karl August sogar beizubringen gewußt, daß er von Rechtswegen nicht als „Erbprinz", sondern schon formell als „Herzog" zum Conseil hätte beigezogen werden müssen und daß er folglich ganz unverdienter Weise zurückgesetzt worden sei. Der 17jährige Prinz merkte sich das und spielte den Verletzten. Die Mutter fühlte sich darob tief gekränkt und beobachtete die Erzieher mit Verdruß und Mißtrauen. Der Herr von Fritsch, der den Grafen Görtz selbst nicht gerne sah, hatte die größte Mühe, das so bitterlich gestörte Verhältniß von Mutter und Sohn wieder in's Geleise zu bringen.

Eine Diversion brachte die schon lange geplante Reise der beiden Prinzen, welche dieselben zugleich in die Welt einführen und ihre Erziehung vollenden sollte. Karl August sollte dabei zugleich die für ihn erkorene Braut, Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die damals am Hofe zu Karlsruhe verweilte, kennen lernen. Anfangs December traten die Prinzen unter Leitung des Grafen Görtz und des Hauptmanns Knebel die Reise an, und machten auf Knebels Veranlassung ihre erste Bekanntschaft mit Göthe zu Frankfurt, am 10. December. In den nächsten Tagen trafen sie in Karlsruhe ein. Noch vor Weihnachten

[1] „Endlich," schrieb Karl August den 9. Juli 1781 an Merck, „sind auch vor der Hand die Reparaturen im Hause, das wir bewohnen, fertig geworden. Das Haus steht ungefähr 12 Jahre, und schon zwei Jahre hintereinander haben wir die Köpfe der Hauptbalken ausschneiden müssen, die verfault waren. Dieses Jahr fiel eine Decke ein, und der große Saal mußte erst jetzt berohrt werden, da er vordem bloß mit geweißtem Lehm bedeckt war. In dem Zimmer, wo die Decke einfiel, fanden sich alle Balken gesenkt und gebogen; der eine war von einem Kamin, das auf ihm ohne weitern Halt stand, 9 Zoll gesenkt worden." — K. Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 297.

wurde die Vermählung des Erbprinzen mit der Prinzeß Luise eine ausgemachte Sache. Nachdem der wichtigste Reisezweck erledigt, ging es rasch weiter nach Straßburg und Paris[1], wo die beiden Prinzen sich alle Merkwürdigkeiten, Anstalten und Kunstsammlungen ansahen, auch bei Hofe vorgestellt wurden und in den Salons der Weltstadt die hervorragendsten Berühmtheiten Frankreichs kennen lernten. Erst gegen Ende Juni kehrten sie wieder nach Weimar zurück, nachdem sie in Karlsruhe nochmals mit Göthe zusammengetroffen waren.

Bald darauf, Anfangs Juli, wurde ihr Erzieher, Graf Görtz, mit einer Pension von 1500 Thalern seines Amtes enthoben. Die Herzogin Mutter faßte ihr Urtheil über sein nun vollendetes Erziehungswerk in die Worte zusammen: „Ich bin überzeugt, daß er meinen Sohn verzogen hat und zwar gründlich.“[2] In der That hatte der junge Herzog zwar einen bunten Vorrath von encyclopädischen Kenntnissen erworben, aber keine gründliche, methodische Schule durchgemacht. Viel zu früh brachte man ihm das Bewußtsein bei, daß er der Herzog sei, die Schmeichelei seiner Erzieher entfremdete ihn für lange seiner wohlmeinenden Mutter; köpfisch machte er gegen diese knabenhafte Prätensionen geltend, bevor er zur Mitregierung die nöthige Reife hatte. Statt gründlicher religiöser Kenntnisse brachte er nur eine flaue, bekenntnißlose Aufklärung, statt klarer, philosophischer Anschauungen nur die seichte Lebensweisheit Wielands mit in's Leben. Doch war er militärisch abgehärtet und seine derbe, kräftige Natur milderte zum Theil die Nachtheile seiner Erziehung.

Als der junge Herzog am 3. September 1775 majorenn erklärt werden sollte, gab ihm Graf Görtz noch sehr schöne Mahnungen auf den Weg, die für seinen eigenen guten Willen sprechen und die recht fruchtbar hätten sein mögen, wenn er ihnen zum Voraus einen soliden Rückhalt durch die Erziehung selbst verliehen hätte.

[1] Die Herzogin hatte eigentlich nur beabsichtigt, sie in Deutschland reisen zu lassen, allein der von ihr zu Rathe gezogene Statthalter Dalberg in Erfurt empfahl lebhaft die Reise nach Paris, und sein Rath gab den Ausschlag. Er folgte deßhalb der Reise mit regem Interesse und konnte am 31. Mai der Herzogin berichten: „Briefe aus Paris melden mir, daß man dort entzückt ist von den weimarischen Prinzen“, am 8. Juli aber: „Überall, wo die Prinzen gewesen, und besonders in Paris, wo sie einen längeren Aufenthalt nahmen, gewannen sie alle Herzen und die achtungsvollste Theilnahme solcher Kenner, die mehr dem persönlichen Verdienste, als dem höchsten Range huldigen.“ Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879. I. 44.

[2] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 98.

„Morgen also, geliebter Prinz, werden Sie das erhabene Amt, wozu Sie die Vorsehung bestimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen Tausenden Ihresgleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. Mögen Sie sich stets dieser ernsten und wichtigen Stunde erinnern.

„Lassen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die meisten Fürsten machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deßhalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhaus ihre Pflicht. Vergeblich suchen sie dort Befriedigung für ihr Herz, diesen empfindsamen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen ersticken. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkt zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen; mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun, und am Abend mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben.“ [1]

Am folgenden Tag brach für Weimar eine neue Ära an. Der 18jährige Prinz bestieg unter dem lauten Jubel und den herzlichsten Segenswünschen des ganzen Landes den herzoglichen Thron von Sachsen-Weimar-Eisenach. Bald sollte das Land auch eine junge Herzogin erhalten, obwohl die „alte“ Herzogin erst 35 Jahre zählte.

Die erwählte Braut war, wie bereits erwähnt, Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Tochter der Landgräfin Karoline, mit welcher Mercks schöngeistiger Kreis in einiger Beziehung stand. Karoline war eine begeisterte Verehrerin Klopstocks, so auch die Tochter Luise, ein stilles, ernstes, religiöses Fräulein. Görtz wußte „die schöne, erhabene Seele, den wohlthätigen, menschenfreundlichen Sinn, die festen Grundsätze, den Geschmack für Wissenschaft und Kunst und ganz vorzüglich die unerschütterliche Wahrhaftigkeit“ der jungen Prinzessin nicht genug zu rühmen. Unter allen Gestalten des berühmten Weimarer Kreises steht sie am tadellosesten da, und bewährte in der Stunde der Noth jenen Muth, der all den gefeierten Heroen abging und Napoleon selbst Bewunderung einflößte.

Rasch nach seinem Regierungsantritt reiste Herzog Karl August nach Karlsruhe, um von dort seine Braut heimzuholen. Abermals unter

[1] Burkhardt in Westermanns Monatsheften l. c.

dem freudigsten Jubel der Bevölkerung zog das jugendliche Ehepaar am 17. October (1775) in Weimar ein. An der fürstlichen Festtafel fand sich auch der noch jugendliche Statthalter von Erfurt ein, Karl von Dalberg.

Weimar hatte jetzt einen doppelten Hof, den der verwittweten Herzogin-Mutter und den des jungen Fürstenpaars. Anna Amalia residirte in ihrem kleinen Palais an der Esplanade, Karl August in dem nothdürftig als Residenz eingerichteten Landschaftshaus. Um sich von den beiden Hofhaltungen ein Bild zu machen, mögen einige statistische Notizen nicht undienlich sein[1].

Die Schatullen-Rechnung der Herzogin-Mutter von Michaelis 1775 bis Michaelis 1776 notirt 30 783 Thlr. 16 Gr. Einnahmen, 28 982 Thlr. 21 Gr. Ausgaben. Von diesen Ausgaben fielen 5263 Thlr. auf die fürstliche Garderobe, 4869 auf Besoldung des Hofstaats, 479 auf die Livree, 128 auf die Silberkammer, 3853 auf die fürstliche Küche, 822 auf die Conditorei, 2263 auf die fürstliche Kellerei, 1183 auf die Lichtkammer, 907 auf Heizung ꝛc., 387 auf Anschaffung von Möbeln, 766 auf die fürstliche Bibliothek, 116 auf die Musik, 223 auf Reise- und Postspesen. Dem Arzt gab die kerngesunde Herzogin nur 69 Thlr. zu verdienen, dagegen spendete sie an „Praesenten und Verehrungen" 2017 Thlr. 15 Gr.

Der ganze Hofstaat der Herzogin bestand aus 22 Personen. Die Gehälter waren ebenso bescheiden als das Personal. Die Oberhofmeisterin, Frau zu Putbus, bezog 1200 Thlr, die beiden Hofdamen, Luitgarde von Nostiz und Charlotte von Stein, je 330 Thlr, der Hofsecretär Ludecus 466, die beiden Kammerfrauen, v. Kotzebue und v. Benda, je 80 Thlr., der Bibliothekar Christian Joseph Jagemann 243 Thlr.

Der Kammerdiener und Leibschneider Christian Berner erhielt mehr als der Bibliothekar, nämlich 260 Thlr., der Kammerdiener und Friseur Johann Ernst Burkmann 246 Thlr., der Mundkoch Karl Weibel 150 Thlr.

Auch die übrigen Bediensteten mögen erwähnt werden; sie haben in ihrer Weise auch zur Blütheperiode der classischen Literatur mitgewirkt. Die Hofjungfern Karoline Piererin und Philippine Franzenbergerin erhielten je 20 Thlr, der Kammerlakai Siegrott 120, der Silberdiener Schrötter 165, der Hofconditor Justus Debus 140, der Tafeldecker Christian Bickschmitt 140 Thlr.

Dazu kamen noch zwei Lakaien mit je 96, einer mit 88, ein Laufer mit 96, ein Küchenbursch mit 34 und ein Garderobemädchen mit 24 Thlr. Besoldung.

---

[1] Nach den im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv befindlichen Rechnungen (A. 922 und A. 1231), welche ich selbst in genanntem Archiv zu Weimar einzusehen Gelegenheit hatte. Nur vereinzelte Posten daraus fand ich in einigen Monographien mitgetheilt.

Die von Bertuch geführte Privatrechnung des Herzogs Karl Auguſt vom 10. September 1775 bis 1. October 1776 notirt 25 434 Thlr. 9 Gr. 4 Pf. Einnahmen, 24 151 Thlr. 11 Gr. 8 Pf. Ausgaben. Von letzteren ſeien nur einige charakteriſtiſche hervorgehoben.

Am 2. December (1775) zahlte der Herzog an den Hofmarſchall Stein 600 Thlr. Spielverluſt, am 14. December verſpielte er abermals 69 Thlr. Zwei Paar lederne Beinkleider für Serenissimus koſteten 19 Thlr. 16 Gr., ſechs Paar Damenhandſchuhe, welche er der Hofdame Frl. v. Waldner kaufte, 3 Thlr. 18 Gr. Den Gebrüdern Ferraris zahlte er für Gipsſtatuen 122 Thlr. 14 Gr. Zwei Pfund Canaster für Serenissimus koſteten 5 Thlr. 8 Gr.

Ein Beſuch in Rudolſtadt kam auf 203 Thlr., eine Reiſe des Hofes nach Gotha (4. Jan.) auf 412 Thlr.

Sämmtliche Koſten des herzoglichen Privattheaters betrugen in dieſer Jahresfriſt 631 Thlr. 2 Gr. 3 Pf.; für landwirthſchaftliche Zwecke wurden in derſelben Zeit 639 Thlr. verausgabt. Für Licht und Heizung bei den Komödienproben erhielt der Profeſſor Muſäus 4 Thlr. 4 Gr. Wieland erhielt (vom Herzog) eine Jahrespenſion von 400 Thlrn. (von der Herzogin-Mutter 600 Thlr.).

Die Ausgaben beider Hofhaltungen zuſammen beliefen ſich auf 53 133 Thaler, 4000 Thaler weniger, als der Finanzminiſter 15 Jahre zuvor für eine unerſchwingliche Laſt des Landes hielt.

Während Graf Görtz bei der Herzogin Anna Amalia völlig in Ungnade fiel, ſöhnte ſie ſich mit Wieland, trotz ſeiner unbefriedigenden Pädagogik, bald wieder aus, blieb ihm zeitlebens gewogen und unterſtützte die literariſche Thätigkeit, welche er in Weimar wie in Erfurt mit unermüdlichem Fleiße fortſetzte. Zum Geburtstage des Prinzen brachte er, wie ſchon erwähnt, 1773 „die Wahl des Hercules“ auf die Bühne. Im ſelben Jahr ſchrieb er die „Geſchichte des weiſen Daniſchmend“ und die „Geſchichte der Abderiten“, dichtete das erſte deutſche Orginal-Singſpiel „Alceſte“ und unternahm die Gründung einer literariſchen Monatsſchrift, des „Deutſchen Merkur“. Die erſte Auflage dieſer Zeitſchrift, 2000 Exemplare ſtark, war ſchon in kurzer Zeit vergriffen[1]. Mit dem Eintritt in Weimar war ein wahrer Muſenfrühling über ihn gekommen. Auch als bald darauf die Redaction des Deutſchen Merkur ihn in unerquickliche Fehde verſtrickte, Göthe ſeine Alceſte dem Geſpötte von ganz Deutſchland preisgab, der Hainbund ſein Bildniß und ſeine komiſchen Erzählungen verbrannte und (im Göttinger Almanach 1775) gegen ſeine „Buhlerromane und ländervergiftende Schandgeſänge“ zu Felde zog, blieb die

[1] Döring, Wielands Biographie. Jena 1853. S. 64.

Herzogin ihm treu gewogen; sie und Karl August sicherten seine Existenz und zahlten ihm zusammen sein volles früheres Gehalt (1000 Thaler) als Pension aus. Er war und blieb mit seinen Verdiensten um deutsche Literatur und Sprache, aber auch mit seiner griechisch-französischen Lebensphilosophie, mit seinem amüsanten Erzählertalent, aber auch mit seiner Liebe zum Frivolen und Obscönen, mit seiner schwäbischen Gemüthlichkeit, aber auch mit seinem epikuräischen Sensualismus, der eigentliche Patriarch und Grundstein des classischen Musenhofes von Weimar.

Außer Wieland, der damals 42 Jahre zählte, besaß der Hof bis dahin keine berühmtere oder bedeutendere Persönlichkeit. Ihren Planetenglanz dankten seine sogenannten „Berühmtheiten" erst den nun allmählich auftauchenden Gestirnen. An sich waren es mittelmäßige Hofleute, die an einem größeren Hofe höchst wahrscheinlich ziemlich unbemerkt geblieben wären. Der mit den Preußen malcontente Hauptmann Knebel hatte bis anhin mit der Prinzenerziehung genug zu thun gehabt, zu literarischen Leistungen war ihm keine Zeit geblieben. Der Regierungsassessor Hildebrand von Einsiedel machte als „lustige Person" Knittelverse und närrische Streiche, die an sich weder in die Welt- noch in die Literaturgeschichte gehören. Daß er z. B. die Gassenjugend dadurch erfreute, daß er bei hellem Tag in theatralischem Costüm über die Straße ging, oder daß er über Violoncellübungen die Abfahrtszeit der Post vergaß, waren jedenfalls keine heroischen Thaten. Von dem Kammerherrn von Wedel wird gerühmt, daß er „ein bloßer Sohn der Natur" war und dieser seiner Mutter Ehre machte: das thun auf dem Lande viele Leute. Der Stallmeister Friedrich von Stein war wie viele andere Stallmeister eine „stattliche Erscheinung", ein guter Ökonom und Pferdekenner, aber so wenig literarisch gebildet, daß er seiner eigenen schöngeistigen Frau Charlotte nach wenigen Jahren sehr langweilig wurde. Der Kammerherr von Kalb zeichnete sich nur durch „frohen Übermuth" aus. Um sich von den Plagen der Schulmeisterei zu erholen, ließ sich der fidele Gymnasialprofessor Musäus, ein mißglückter Theologe, von alten und jungen Weibern Volksmärchen erzählen und redigirte sie dann, nachdem er sich zuvor durch seinen „Deutschen Grandison" (erst Grandison II.) in Verspottung der sentimentalen Romane einigen literarischen Ruf verschafft. Der Legationsrath und Bibliothekar Gottl. Ephr. Heermann schrieb Operetten, die auch außer Weimar aufgeführt wurden; der Kapellmeister E. W. Wolf componirte für Hoffeste und Hofconcerte. Zu den talentvolleren und gebildeteren Leuten bei Hofe ge-

hörte Sigmund Leo Freiherr von Seckendorf, früher Offizier in kaiserlichen und dann in königlich sardinischen Diensten. Letztere quittirte er mit dem Rang eines Obristlieutenant, um in Weimar Kammerherr und wo möglich noch etwas mehr zu werden. Er war erst 31 Jahre alt, als er im December 1775 nach Weimar kam, in alten und neuen Literaturen wohl bewandert, hatte Göthe's Werther in's Französische übersetzt und konnte auch als Musiker seinen Mann stellen. Denn mit italienischer Opernmusik war er wohl bekannt. Einen weiteren Repräsentanten fand das italienische Element an Christian Joseph Jagemann, einem abenteuerlichen Eichsfelder, der mit 17 Jahren ohne Beruf in den Augustinerorden getreten, aber schon als Noviz daraus entlaufen war. Als Hauslehrer trieb er sich dann in Dänemark herum, reiste nach Rom, um Absolution zu erhalten, ward, nachdem er diese erhalten, in Florenz Priester und Beichtvater für die Deutschen daselbst, kehrte nach Deutschland zurück und wurde Director des katholischen Gymnasiums in Erfurt. Von hier berief ihn Anna Amalia 1775 als ihren Privatbibliothekar nach Weimar, wo er, schon über 40 Jahre alt, sich sacrilegischer Weise noch beweibte. Ein Sohn von ihm ward später Hofmaler, eine Tochter die erste Schauspielerin der Weimarer Bühne und als „Freundin" des Herzogs „Frau von Heygendorff". Jagemann verfaßte das bekannte vielverbreitete italienische Wörterbuch und eine Übersetzung von Tiraboschi's italienischer Literaturgeschichte. Das spanische Element fand seinen Vertreter an Friedrich Justin Bertuch, einem geborenen Weimaraner, der es erst mit Theologie, dann mit Juristerei versucht hatte, darauf wie die meisten „Genies" jener Zeit Hofmeister ward und bei seinem Herrn, Baron Bachof von Echt (früher dänischem Gesandten in Spanien), spanisch gelernt hatte. Er übersetzte den Don Quijote mit der Fortsetzung des Avellaneda in sechs Bänden (1775 und 1776), wurde 1775 von dem jungen Herzog zu seinem Cabinetssecretär und Rechnungsführer ernannt und besorgte, obwohl sonst ein ziemlich prosaisches Factotum, zugleich auch die dringlichste Gelegenheitspoesie. Durch den Grafen und die Gräfin Werthern, eine geborene Baronin von Stein aus Nassau, war der Frankfurter Maler Georg Melchior Kraus schon 1774 nach ihrem Schloß Neunheiligen in Thüringen berufen worden, kam von hier aus nach Weimar und ließ sich als Zeichenlehrer daselbst nieder. Er hatte sich in Paris nach Boucher, dem ersten Maler Ludwigs XV., und Greuze, dem Genremaler der untergehenden Roccocozeit, gebildet. Obwohl er kein Künstler höheren Ranges war, so machten seine Porte-

feuilles in Weimar doch das größte Aufsehen und er blieb für geraume Zeit daselbst der Repräsentant der Malerei. Bei einem Besuche zu Frankfurt hatte er Göthe in seiner Liebe zum Zeichnen bestärkt, ihn über die Verhältnisse zu Weimar unterrichtet und nicht wenig dazu beigetragen, daß sein Landsmann an demselben Hofe sein Glück zu versuchen beschloß [1].

Als einen sehr wichtigen Freund und Zugehörigen des Hofes muß man endlich den schon erwähnten Karl Theodor Anton Maria Freiherrn von Dalberg betrachten. Den 8. Februar 1744 zu Mannheim geboren, wurde derselbe schon als 10jähriger Gymnasiast „Domicellar zu Würzburg" und „Domicellar zu Mainz", mit 18 Jahren Doctor juris utriusque zu Heidelberg, mit 24 Jahren Domcapitular zu Mainz und bald darauf (1770) Domherr zu Worms und (1771) Statthalter zu Erfurt. Obwohl er bei einem Besuch in Rom auf Papst Clemens XIII. durch den äußeren Glanz seiner wissenschaftlichen und hofmännischen Weltbildung einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht hatte, war er doch weit mehr ein geistlicher Hofmann, als ein juristisch gebildeter Geistlicher, wartete mit dem Empfang der höheren Weihen noch viele Jahre, bis die Bischofsweihe dieselben unumgänglich nothwendig machen würde [2], und begnügte sich damit, in geistlicher Tracht der höchste weltliche Beamte des Kurfürsten von Mainz in Erfurt zu sein. Je weniger er durch seine Erziehung mit der Kirche und der eigentlich kirchlichen Wissenschaft bekannt geworden war, desto mehr schwärmte sein lebhafter wohlwollender Geist für alle Ideale, welche die damalige Aufklärungsperiode beschäftigten, für Licht und Freiheit, reine Menschlichkeit und sogenannte bürgerliche Tugend, für nationalökonomische Fortschritte, für Förderung der Naturwissenschaft und der sogenannten nützlichen Kenntnisse, für Verbesserung aller polizeilichen und mercantilen Einrichtungen, für Hebung der Armenpflege, der Bodencultur, des Handels, der Industrie, für Abschaffung der Tortur, für allgemeine Volksbildung, für schöne Literatur und Theater [3]. Dieses mehr auf die irdischen als die ewigen Ziele der Menschheit gerichtete Streben führte ihn der längst kirchlich verpönten

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 97 ff. 217 ff.

[2] Erst am 3. Febr. 1788 empfing er die heilige Priesterweihe, um sich am 31. Aug. zu Bamberg als Erzbischof von Tarsus i. p. consecriren zu lassen. Hergenröther, Kirchengesch. II. 830.

[3] Er beschäftigte sich mit den verschiedensten Studien: Jurisprudenz, Ethik, Philosophie, Chemie, Poesie, Archäologie, Pädagogik, Geschichte. Siehe August Krämer, Gedächtnißschrift. Gotha 1817. Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I.

Freimaurerei in die Arme, und ſtatt ein ſegensreicher Reformator im Sinn und Geiſte der katholiſchen Kirche zu werden, ſank er zu einem humanitären Reformer, zu einem ſchwachen, gefügigen Werkzeug jener deſtructiven Geheimbünde herab, und half jener Bildung die Wege bereiten, die ſich nach und nach völlig vom poſitiven Chriſtenthum emancipirte.

Aus den Reihen des weiblichen Hofperſonals ragte keine Einzige durch ſchriftſtelleriſche Bedeutung, wie etwa Madame de Staël, oder durch Gelehrſamkeit, wie etwa die Fürſtin von Gallitzin, über das Niveau des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen empor. Die gefühlvolle Charlotte von Stein dichtete ein wenig, aber nur im Verborgenen. Das verwachſene Fräulein Luiſe von Göchhauſen (Thusnelde genannt[1]), ſelbſt heiter und humoriſtiſch, gab zu luſtigen Streichen Anlaß, hinterließ der Nachwelt aber nichts als ein paar fröhliche Briefe. Die beiden Fräulein von Ilten, das Fräulein von Waldner, die kleine Schardt u. ſ. w. gehörten ſämmtlich zur gewöhnlichen Schaar leichtſinniger Hoffräulein, und von der ſchönen Gräfin Werthern weiß man nichts Bedeutenderes, als daß Herzog Karl Auguſt ſich in ſie verliebt und daß Göthe die Gräfin im Wilhelm Meiſter nach ihr gezeichnet habe, was nicht viel ſagen will. Für das Himmelreich und für die Wiſſenſchaft plagte ſich dieſe ganze Damenwelt wenig, um ſo mehr für Kleidung, Putz und Verkleidung, Ball, Theater und Maskengehen, Hoffeierlichkeit und Hofvergnügen. Romane von allen Sorten hatten ſie ſämmtlich geleſen, und wußten von „Liebe", Literatur, Muſik und Theater genug, um das literariſche Durcheinander der ſogenannten Genieperiode mitzugenießen und als hilfreiche Muſen und Grazien, Nymphen und Oreaden weiter mitentwickeln zu helfen. Tiefes Wiſſen und durchdringenden Geiſt brauchte es hiezu nicht, ſondern nur heitere Genußfähigkeit und Lebensluſt. Das Loſungswort war noch immer „Natur"; die Kunſt ſollte ſich erſt aus der Natur allmählich entpuppen. Große Züchtigkeit aber konnte kaum herrſchen, wo Wieland der angeſehenſte Schriftſteller war[2].

---

298 ff. Von ſeiner erſten größern, 1777 erſchienenen Schrift: „Betrachtungen über das Univerſum", ſchreibt ein anonymer Freimaurer 1787, „daß ſelbſt die achtungswürdigſten Schriftſteller, z. B. ein Herder, ſie benützt und weiter ausgeführt haben". Durch zwei Chemiker ließ er 1783 nachweiſen, daß das Waſſer ſich nicht in Erde verwandeln laſſe.

[1] Wie „Frau Aja" in Frankfurt dankte ſie dieſen Namen den beiden Grafen Stolberg.

[2] Mochte es mit der Sittlichkeit auch beſſer ſtehen, als an andern kleinen

Während die Herzogin-Mutter sofort nach Niederlegung der Regentschaft ihren vollständigen kleinen Hofstaat constituirte, machte Karl August nur vorläufig die nothwendigsten Ernennungen. Noch im Januar 1776 waren die Kammerherrenwürden nicht fixirt. Seckendorf, der zum Wenigsten Geheimer Legationsrath zu werden gehofft hatte, mußte sich mit einem Kammerherrntitel und 600 Thaler Gehalt begnügen, zu welchen er erst nach vielen Klagen noch eine Zulage von 500 Thalern aus des Herzogs Privatschatulle erhielt. Der junge Herzog trug sich eben mit keinem geringeren Plan, als das ganze bisherige Regiment auf den Kopf zu stellen, die alten Beamten zu verabschieden und sich mit neuen frischen Gesellen zu umgeben. An Intriguen und Cabalen in den Hofkreisen konnte es da natürlich nicht fehlen. Der über seine Entlassung unzufriedene Graf Görtz rieth dem Herzog die weitgehendsten Veränderungen in der Organisation und im Beamtenpersonal an. Sein Freund Wieland berichtete Alles confidentiell an den Statthalter Dalberg. Auf Umwegen kamen die Projecte wieder zu den Ohren der Herzogin-Mutter, die sich natürlich durch diesen Mangel an Vertrauen von Seite ihres Sohnes gekränkt fühlen mußte. Sie ging flehentlich Dalberg um Hilfe an. Dalberg mahnte Görtz von seinen liberalen Neuerungsrathschlägen ab; aber Görtz intriguirte ruhig weiter. Dalberg beurtheilte das Gefährliche einer stillen Palastrevolution sehr richtig. „Ich bin auf's Innigste überzeugt," schrieb er an die Herzogin-Mutter, „daß ein Fürst beim Antritt seiner Regierung damit beginnen muß, die Geschäfte und das Beamtenpersonal kennen zu lernen. Wenn er schon handeln will, bevor er gründlich überlegt hat, können daraus nur sehr große Verdrießlichkeiten entstehen." An Görtz schrieb er in gleichem Sinn. Da er indeß mit diesem befreundet war, suchte er mit guter Manier aus den Händeln des Weimarer Hofes herauszukommen. Erst auf dringende Bitten der Herzogin kam er, im September 1775, selbst nach Weimar und machte bei Karl August persönlich den Einfluß geltend, den sie ihm auf ihren Sohn und Nachfolger zuschrieb[1]. In der That war nach seinem Be-

Höfen, so kamen doch wunderliche Dinge vor. So heirathete z. B. eine jüngere Schwester der Frau von Stein, Luise, den Major Imhoff, der seine erste Frau Marianne (eine Feldwebelstochter) für ein ungeheures Geld an den englischen General-Gouverneur von Indien, den berüchtigten Warren-Hastings, verkauft hatte, und mit zwei Knaben der verkauften Frau als „Nabob" nach Weimar kam. Siehe Düntzer, Charlotte von Stein. Stuttgart 1874. I. 21. 22.

[1] Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. 101—103, und von demselben: Karl v. Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879. I. 44—50. An

such von tiefergehenden Reformplänen nicht mehr die Rede. Die bisherigen Beamten führten im gewohnten Schritte die Verwaltung weiter. Anna Amalia beruhigte sich. Doch vergaß der junge Fürst seine Neuerungsideen keineswegs und unterhandelte bereits mit Dalberg über Personalveränderungen im Ministerium, als der erwartete „Doctor" Göthe aus Frankfurt endlich in Weimar erschien. Er kam sehr gelegen.

Der junge Herzog Karl August war ein talentvoller, lebendiger, feuriger, lebenslustiger Jüngling — gradaus, gutmüthig, etwas wild, nicht ohne Selbstbewußtsein und Eigensinn, aber doch wieder empfänglich für Anderer Rath und Leitung. Eine tiefere religiöse Bildung hatte er nicht genossen, doch ein schroffer Ungläubiger war er nicht. Er dachte noch nicht viel über diese Fragen. Aber froh war er, auf eigenen Füßen zu stehen. Pädagogische Obhut und Beaufsichtigung, ängstliches Ceremoniell und steife Philisterei waren ihm verhaßt geworden. Er hoffte, frei endlich ein wenig des Lebens zu genießen und der „Natur", wie man damals sagte. Denn Rousseau's Einwirkung war noch groß. Die ältern, ledernen Beamten seiner Mutter sagten ihm nicht zu, sie schienen sich wenig um den Fortschritt der Zeit zu kümmern. Sie arbeiteten nach uralt hergebrachter Methode unendlich lange Referate aus; er hätte es vorgezogen, die Sachen kurz und mündlich abzumachen. Da gefiel ihm Dalberg besser; obwohl ein römischer Geistlicher, war er ein noch junger, feiner Mann, schwärmte für Aufklärung, Besserung aller Zustände, Menschenbeglückung, bessere Feuerwehr, Theater, confessionelle Ausgleichung und Findelhäuser.

So stand es, als Karl August mit 18 Jahren an's Regiment kam. Ein paar Wochen darauf war Hochzeit. Seine Frau war eine stille, fromme Seele, die mit seinem brausenden Jugendmuth seltsam contrastirte. Was man ihm von Tugend gesagt, war an ihr in sehr liebenswürdiger Weise verkörpert. Alle Welt, die Frommen wie die Leichtsinnigen, waren voll ihres Lobes. Sie heißt allgemein: der „Engel Luise". Karl August liebte sie. Das ganze Volk jauchzte dem jungen Paare zu. Aber schon in den ersten Wochen machte sich der allzuschroffe Gegensatz

---

Fritsch schrieb die Herzogin: „Wenn der Statthalter sich nicht mit dem Arrangement befaßt, befürchte ich ernstlich, daß der ganze Plan von Görtz zur Ausführung kommt, und dann wird Niemand den Muth haben, meinem Sohn in's Gesicht zu sagen, daß er eine Dummheit macht; der Statthalter ist der Einzige, der das Vertrauen meines Sohnes hat und der ihm offen die Wahrheit sagen darf."

geltend. Das ſtille, häusliche Glück, für das die junge Fürſtin gemacht war, befriedigte ihren lebhaften Gemahl nicht. Er hatte nicht die Gelegenheit gehabt, ſeine ſtürmiſche Jugendkraft, ſein lebhaftes Temperament mit anderen Altersgenoſſen in freierem Leben auszutoben. Aus der Vormundſchaft ſeiner Pädagogen trat er übergangslos in den Vollgenuß fürſtlicher Selbſtändigkeit und Macht ein: nur eine zarte Frau nahm mild und freundlich die Zügel des Einfluſſes auf, den die mütterliche Autorität, die Leitung ſeiner Erzieher, die bisherige Überlieferung des Hofes bis dahin auf ihn ausgeübt. Er war durchaus nicht dazu angethan, noch geſonnen, ſich dieſe Zügel gefallen zu laſſen.

In dieſem wichtigen Augenblick erſchien nun der „amuſante" Göthe an ſeiner Seite, acht Jahre älter, aber noch ſo jugendlich, lebensluſtig, wild und munter, wie er, blitzend von Geiſt und Heiterkeit, ein köſtlicher Erzähler, ein fröhlicher Kumpan, ein Poet voll der drolligſten Einfälle, ein Naturſohn, der mit der eiſernen Hand des Götz der ganzen höfiſchen Convenienz und Literatur die Fenſter eingeſchlagen hatte, und friſch, bombendick, natürlich von der Leber weg redete — wie der alte Götz. Er hatte ſchon zehn Liebesromane durchgemacht — Gretchen, Friederike Öſer, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff, Maximiliane La Roche, Anna Gerock, Sibylle Münch, Lili Schönemann, Auguſte von Stolberg, und dazu noch verſchiedene „unbekannte" Mägdlichkeiten entzückt und gefeſſelt, mit der einen getändelt, mit der andern geſchmollt, mit der dritten geeiferſüchtelt, die vierte ſitzen laſſen, die fünfte verzweifelt aufgegeben, an der ſechsten ſich wieder getröſtet, mit der ſiebenten Mariage geſpielt, er war mit allen „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt" geweſen und hatte ſeine Erfahrungen in dem geleſenſten Liebesroman „Werther" ſtürmiſch in die Welt geſchleudert — und doch, obwohl er alle Leiden Werthers durchgelitten, die herzzerreißenden Klagen Oſſians dem ganzen deutſchen Volke vorgetrauert und die Wertherpiſtolen ſchon in der Hand gehabt, — war er erſt 26 Jahre alt, noch ledig, ganz Student, „das fidelſte aller Häuſer" — ein Götterjüngling, deſſen ſchmachtender Blick alle Mädchen und Damen entzückte, ein Burſch, der mit ſeinen Kraftausdrücken das Zwerchfell eines Stallknechts zu erſchüttern wußte. Ganz im Gegenſatz zu den Scholarchen, die alle Wiſſenſchaft ſchon zu beſitzen glaubten, gab er auf ſein eigenes Wiſſen wie auf das aller vier Facultäten nichts, wollte erſt lernen, ſehen, erfahren, beobachten, leben, die unerſchöpfliche Natur in allen ihren bunten Erſcheinungen durchdringen und ſpielend genießen. Das Studium ſollte

zugleich Leben und das Leben frohes Spiel sein. Nichts schloß er davon aus, weder alte Folianten noch schäkernde Mädchen, weder juristische Acten noch muthige Pferde. Bibel, Homer, Ossian, Volkslied, Komödie, Tragödie, Bergbau, Jagd, Schlittschuhfahren, Liebesgeschichten, Ökonomie, Militär, Musik, Gartenbau, Romane, Recensionen, Malerei, Sculptur, Bienenzucht, schöne Sängerinnen, bedeutende Literaten, Forstwesen, Obstcultur, Alles, Alles interessirte ihn. Über Alles wußte er geistreich zu reden — wie ein „Genie". Allen Leuten wußte er sich anzupassen und in ihrer Sprache zu sprechen. Tag und Nacht war er zu allen Strapazen und Abenteuern bereit, ebenso bereit, das neueste Buch im Bett zu lesen und rasch ein paar Verse oder ein Theaterstückchen hinzuschreiben. Immer zerstreut, hatte er doch auf Alles ein Auge und vergab sich nichts. Er wußte, wie weit er gehen konnte, und gewöhnte die Leute allmählich, ihm Manches nachzusehen. Von Convenienz und Etikette beobachtete er, so viel ihm gut schien, verstattete sich aber als „Genie" auch gelegentlich die schreiendsten Extravaganzen. Eine eiserne Gesundheit erlaubte ihm die tollsten Streiche und die härtesten Strapazen. Als Schwimmer, Reiter, Jäger nahm er's mit Jedem auf. Wenn es ihm einfiel, badete er Nachts im Flusse — auch bei winterlicher Kälte. Beim wüthendsten Sturm und Regen tobte er in Feld und Wald herum. Für eine durchschwärmte Nacht hatte er sich bald wieder entschädigt. Den Comfort des Lebens wußte er zu genießen, brauchte ihn aber nicht; denn er war abgehärtet wie ein Militär oder Förster. Die Gelehrten erstaunten über seine Belesenheit, Gärtner, Bergleute, Köhler über sein Interesse und Verständniß für ihre praktischen Manipulationen. Während er Wieland's Oberon mit dem Scharfblick eines Kenners kritisirte, fand ihn dieser „amusabel wie ein Mädchen von 16 Jahren" [1]. Kurz, Göthe war ein Genie — und wenn Minerva selbst des Herzogs Mentor hätte werden wollen, sie hätte wohl kaum eine anziehendere, gewinnendere Gestalt annehmen können.

[1] Brief an Merck, 1 Aug. 1779. Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 169.

3. Eine ſanfte Palaſtrevolution.

1775.

„Als Genie iſt er ein Mann von Stand,
Sein Name gilt in jedem Land,
Wie der Name Riedeſel, Dalberg genannt!“ Merck.

„Göthe hat freylich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals), oft durch ſeine damalige Art zu ſeyn scandalisirt, und dem Diabolus prise über ſich gegeben.“
Wieland an Merck, 24. Juli 1776.

„Wie ein ſchöner Stern“, ſo melden die Verehrer des Dichters, „ging Göthe in Weimar auf“. Nach Lewis erſchien er „im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes: der Jugend, die nach dem Ausdrucke der Griechen ‚der Herold der Venus‘ iſt; der Schönheit, die die Griechen als das Abbild der Wahrheit vergötterten; des Ruhmes, der die Augen der Sterblichen zu allen Zeiten wie ein überirdiſcher Glanz geblendet hat“ [1].

Nach Göthe's eigenem Bericht war die Überſiedelung weniger aſtronomiſch und mythologiſch glänzend. Es war eine Hedſchra, deren Möglichkeit längſt in Ausſicht genommen und deren Ausführung diplomatiſch eingefädelt war. Nach dem fatalen Ende ſeines Lili-Romans war ihm Frankfurt gründlich verleidet. An Vaterhaus und Vaterſtadt hing er nicht, an ſeinem Vater noch weniger. Alſo fort! Die von Knebel vorbereitete Einladung nach Weimar war ihm deßhalb ſehr erwünſcht. Was er ſich von dem Maler Kraus über Stadt, Land, Herzog, Herzogin-Mutter, Hof und Hofleben erzählen ließ, erweckte die Ausſicht auf eine freiere, glänzendere Stellung [2]. Welche Verabredungen zwiſchen ihm und dem jungen Herzog bei ihrem wiederholten Zuſammentreffen gepflogen wurden, hat er allerdings nicht genau aufgezeichnet. Das einzige Hinderniß, welches ſeitens des Hofes im Wege ſtand, ſcheint ſein Zerwürfniß mit

[1] Lewis (Freſe) I. 861. — K. Gödeke, Grundriß. Hannover 1859. II. 874.
[2] Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 97—100.

Wieland geweſen zu ſein. Herzog und Herzogin-Mutter hingen an dem Verfaſſer der „Alceſte", der Hof hatte Freude an dieſer Oper gehabt und man ſcheute ſich ein wenig vor dem rückſichtsloſen Spötter, der ſie ſo ganz ohne Erbarmen in Grund gebohrt. Dieſe Scheu mehrte ſich, als im März Wagner's Farce „Prometheus, Deukalion und Recenſenten" erſchien und ziemlich allgemein Göthe zugeſchrieben wurde. Doch Göthe lehnte feierlich in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" die Autorſchaft von ſich ab, nannte Wagner als Verfaſſer, ſchrieb freundlich an Wieland, bat Knebel, ihm viel von ſich und vom „theuern Herzog" zu ſchreiben und „dieſen in Liebe ſeiner zu erinnern", und Knebel wirkte eifrig in Göthe's Sinn [1]. Ein förmlicher Ruf nach Weimar mit fixen Bedingungen erfolgte nun freilich nicht, aber ſchon am 22. September lud ihn Karl Auguſt nach Weimar ein; als der Herzog mit ſeiner jungen Gemahlin am 12. October wieder durch Frankfurt reiste, wurde die Einladung auf's Freundlichſte wiederholt — und Göthe kam. Er ſtieg bei der Familie ſeines Reiſebegleiters, des Kammerherrn von Kalb, ab, deſſen Vater, der Kammerpräſident Karl Alexander, zu den einflußreicheren Leuten gehörte. Man rechnete es ſich zur Ehre, einen jungen Dichter aufzunehmen, der durch ſeinen Götz und Werther in ganz Deutſchland Aufſehen gemacht, den noch jüngeren Herzog gleich bei der erſten Begegnung völlig für ſich gewonnen hatte, und der, falls er in Weimar blieb, noch etwas zu werden verſprach. An der artigen Tochter des Hauſes, die ſpäter den Herrn von Seckendorf heirathete, fand er einigen Troſt für ſein noch Lili-träumendes, obwohl keineswegs gebrochenes Herz [2]. Zum Mittageſſen wurden einige Notabilitäten, darunter Wieland, eingeladen. Abends war eine Freiredoute, wo Göthe den ganzen Hof beiſammen traf. Am folgenden Tag ſpeiste er ſchon bei Hofe, mußte ſich aber als Bürgerlicher mit einem Platz an der Marſchallstafel begnügen. Feſtlicher Empfang wurde ihm nicht zu Theil. Auch die folgende Zeit hindurch mußte er ſich der Eti-

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. 1861. I. 7.

[2] Böttiger (Literariſche Zuſtände u. Zeitgenoſſen. Leipzig, Brockhaus. 1838. I. 52) erzählt, es ſei gleich zu Liebeleien gekommen, der alte Herr habe aber die Tochter rechtzeitig gewarnt: „Mädchen, mit Rath!" und ſo ſei ſie vor einem intimeren Verhältniß bewahrt geblieben. Zu Göthe's bisherigem Leben ſteht dieſe Nachricht nicht im mindeſten Widerſpruch, ſie iſt mehr als wahrſcheinlich. Da indeß Böttiger bei den Literaturhiſtorikern einen ſehr übeln Ruf genießt (er gilt nur als Chroniſt der Weimarer Klatſchereien), ſo mag ſie dahingeſtellt bleiben, und ich werde auch für das Folgende auf Böttigers Zeugniſſe verzichten, obwohl ſeine angeblichen „Klatſchereien" pſychologiſch meiſt ſehr gut zu dem ſtimmen, was aus den Correſpondenzen feſtſteht und was ſelbſt Düntzer als Wahrheit anerkennt.

kette unterwerfen, gemäß welcher kein Bürgerlicher an die Fürſtentafel gezogen wurde.

Wer ihn am begeiſtertſten, ja mit jugendlichem, faſt kindiſchem Enthuſiasmus willkommen hieß, war der Mann, von dem er es am wenigſten verdient hatte: der von ihm verſpottete, zerrupfte, mit ſatiriſcher Lauge übergoſſene Wieland. Angeſichts des ſchönen, lebhaften, geiſtreichen Dichterbruders vergaß der gutmüthige Schwabe aller Unbill, die ihm widerfahren war, und begrüßte ſeinen herculiſchen Zuchtmeiſter wie einen Engel des Himmels, ja, er dankte förmlich ſeinen bisherigen literariſchen Primat bei Hofe ab, um ihn dem neuen Ankömmling zu Füßen zu legen. Das Gefühl, daß ein Stärkerer über ihn gekommen, mag zu dieſer Demuth auch beigetragen haben. Göthe's einnehmende Jugendlichkeit, ſtudentiſche Genialität und joviales Weſen erleichterte die freiwillige und doch nicht ganz freiwillige Thronentſagung.

„O mein beſtes Brüderchen," ſchrieb Wieland ſchon am 10. November an Fritz Jacobi, „was ſoll ich Dir ſagen! Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß!" [1] Doch behauptete ſich dieſe erſte Liebesbegeiſterung nicht ohne kritiſche Reflexion. „Alles, was ich Ihnen," ſo fährt Wieland fort, „nach mehr als Einer Kriſis, die dieſer Tage in mir vorging, ſagen kann, iſt dieß: Seit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgenſonne .... Sie können ſich völlig darauf verlaſſen, daß es zwiſchen ihm und mir ſchon ſo weit gekommen iſt, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können." [2]

Für den bürgerlichen Platz an der Marſchallstafel wurde Göthe dadurch entſchädigt, daß ihn der Herzog mitunter bei ſich auf ſeinem Zimmer ſpeiſen ließ. Auch bei der Herzogin-Mutter, bei Knebel und andern Hofleuten wurde er zu Gaſt geladen. Von dem vergnügungsluſtigen Herzog zu allen Partien, Ausflügen, Unterhaltungen beigezogen, war er bald mit allen Hofherren, Hofdamen und Hoffräulein wohlbekannt, bei allen wohlgelitten, ein fröhlicher Genoſſe der allgemeinen Heiterkeit. Nur die höhern Staatsbeamten, namentlich der bis dahin ziemlich allvermögende Thomas von Fritſch, blieben zugeknöpft, und die ernſtere Herzogin Luiſe ſah es nicht gerne, daß das ſtudentiſche Weſen

[1] F. W. Riemer, Mittheilungen über Göthe. Berlin 1841. II. 18.

[2] H. Viehoff, Göthe's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke. 4. Auflage. Stuttg., Conradi, 1877. II. 130.

und Treiben ihres Gemahls einen neuen Förderer erhielt. Karl Auguſt ſtand mit Göthe gleich auf „Du“, und dieſer brauchte nicht bemüht zu ſein, dem „Sie“ oder wohl auch dem „Du“ viele Titel anzuhängen. Der Stil, in dem ſie miteinander verkehrten, entſprach mehr dem „Du“ als dem „Sie“. Karl Auguſt war bald in alle Herzensgeheimniſſe des älteren Freundes eingeweiht und ſprach ſich bei ihm flott und rückhaltslos aus, wie ein luſtiger Corpsbruder beim andern. Göthe war mit ſeiner vita nuova wohl zufrieden. Er ſchrieb an Tante Fahlmer:

„Gott weiß, wozu ich noch beſtimmt bin, daß ich ſolche Schulen durchgeführt werde. Dieſe gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird Alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirthſchaft ſagen: ſie iſt zu verwickelt, aber Alles geht erwünſcht. Wunderlich Aufſehen macht's hier, wie natürlich. Wieland iſt gar lieb, wir ſtecken immer zuſammen und gar zu gerne bin ich unter ſeinen Kindern. Sein Weib iſt herzebrav.“ [1]

Auch dem Bedienten Göthe's, Philipp Seidel, gefiel die verwickelte Wirthſchaft ganz gut, doch nicht in jeder Beziehung. Er ſchrieb an ſeinen Freund J. Adam Wolf in Frankfurt den 23. Nov. 1775, 11 Uhr Nachts:

„Nein, in dieſer ſeligen Lage muß ich dir ſchreiben, guter Bruder, da copire ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfaſſer iſt. Ich bin an einer Stelle, die mich wahrhaft himmliſch entzückte und in dieſer Lage will ich dir ſchreiben, ob ich gleich ſehr getrieben werde, es fertig zu machen. Ich habe Alles, Arbeit genug, Eſſen, Trinken und Geld ꝛc. — nur keine Liebe, keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es iſt ein müßiges, ſteifes, üppiges Volk, das einem oft unleidlich wird.“ Dagegen rühmt er „die große fürſtliche aise“ an der verwittweten Herzogin und den „gütigen, jugendlichen Blick“ des Herzogs, und wie das Volk voll Lobes über ſie ſei und mit „thränendem Auge Gott für ſie danke“. — „Den 17. huj. waren wir auf der Redoute, da gefiel mir's. Es gab allerlei artig Zeug“, beſonders freute ihn ein alter deutſcher Tanz [2].

Bei Jagd, Tanz, Ausfahrten und Maskerade blieb wenig Zeit zum Schreiben. Für Auguſte von Stolberg, die Vertraute ſeines Lili-Romans, wühlte Göthe am 22. nur einige Zeilen hin, wohl nur, um geſchrieben zu haben:

„Ich erwarte deine Brüder, o Guſtchen! was iſt die Zeit Alles mit mir vorgegangen. Schon faſt 14 Tage [3] hier im Treiben und Weben des

[1] M. Bernays, der junge Göthe. Leipzig 1875. III. 121. — Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 265. Er mahnte die Tante auch noch, ein Schneider-Conto zu zahlen ,wahrſcheinlich für den ſchönen Frack, in welchem er ſich den Hoheiten vorgeſtellt.

[2] S. Grenzboten 1874. I. 376.

[3] Die 14 Tage waren längſt voll, am 22. November.

Hofes. Adieu! bald mehr! Vereint mit unſern Brüdern! Dieß Blättel ſollſt indeß haben.“ [1] Auch dieſer Zettel blieb übrigens liegen, ſo daß Chriſtian etliche Tage nachher auf der Rückſeite desſelben der Schweſter die Ankunft der beiden Brüder vermelden konnte: „Hier wird's uns recht wohl! Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unſerm Wolf und den hieſigen Fürſtlichkeiten, die ſehr gut ſind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus, und gehen auf die Maskerade.“

Als Friedrich Leopold und Chriſtian zu Stolberg am Abend des 26. November in Weimar ankamen, war Wolf-Göthe eben mit dem Herzog zur Jagd ausgeritten. Er blieb mit dieſem bei dem Statthalter Dalberg in Erfurt übernacht, der ſchon einmal nach Weimar gekommen war, um ihn kennen zu lernen, ihn aber noch nicht getroffen hatte. Die beiden Grafen holten nun mit dem Hofe den Herzog und Göthe in Erfurt ab und verweilten dann bis zum 3. December in Weimar.

Die Skizze, welche Friedrich Leopold in einem Briefe an ſeine Schweſter „Puletchen“ von dem Hofe und ſeinem Leben gibt, kennzeichnet die Hauptperſonen ſehr anſchaulich, obwohl nicht ohne einen gewiſſen enthuſiaſtiſchen Anhauch. Am meiſten ſympathiſch ſcheint ihm die junge Herzogin geweſen zu ſein.

„Es iſt eine gar vortreffliche junge Frau! Verſtand wie ein Engel und durch ihre anſcheinende, nach und nach ſich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigſte Herz hervor. Sie gab uns einen Brief von Lavater an uns, den er an ſie eingeſchloſſen hatte .... Mit der Herzogin von Lavater zu ſprechen, war mir inniger Genuß. Sie hat ihn in Zürich beſucht und liebt ihn, wie man ihn lieben muß.“

Am 6. December faßte Friedrich Leopold ſeine Weimarer Eindrücke alſo zuſammen:

„Auf dieſer ganzen Reiſe hat mir, außer der Schweiz, und freilich auch Hamburg ausgenommen, kein Ort ſo gefallen, wie Weimar. Ich will Dir die Hauptperſonen beſchreiben. Der Herzog iſt ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutſchen Geiſtes, gut, treuherzig, dabei viel Verſtand. Engel Luischen iſt Engel Luischen. Die verwittwete Herzogin, eine noch ſchöne Frau von 36 Jahren, hat viel Verſtand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, ſo ganz ungleich den fürſtlichen Perſonen, die im Steiffein Würde ſuchen; ſie iſt charmant im Umgang, ſpricht ſehr gut, ſcherzt fein und weiß auf die ſchönſte Art Einem etwas Angenehmes zu ſagen. Prinz Konſtantin iſt ein herziges, feines Bübchen. Eine Frau von Stein,

[1] Düntzer, Frauenbilder. Stuttg. 1852. S. 368. Riemer l. c. II. 18. W. Arndt, Göthe's Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg. Leipzig, Brockhaus. 1881. S. 41. 125 ff.

Oberſtallmeiſterin, iſt ein allerliebſtes, ſchönes Weibchen. Wir waren gleich auf dem angenehmſten Fuß dort; es ward uns ſehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Göthe oder Wieland, oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder ſpazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hofe. Nach Tiſch wurden kleine Spiele geſpielt, blinde Kuh und Plumpſack. Von ſieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un geſpielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Göthe ſeinen halbfertigen Fauſt vor. Es iſt ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen. Den vorletzten Abend (den 2.) waren wir bei Prinz Konſtantin; der Herzog, der Statthalter von Erfurt, ein trefflicher Mann von Verſtand, und viele Cavaliere vom Hofe aßen mit uns. Da wir bald abgegeſſen hatten und recht guter Dinge waren, öffnete ſich plötzlich die Thüre, und ſiehe die Herzogin Mutter mit der ſchönen Frau von Stein traten feierlich in die Stube, jede ein drei Ellen langes Schwert aus dem Zeughauſe in der Hand, um uns zu Rittern zu ſchlagen. Wir ſetzten uns nieder, und die beiden Damen gingen vertraut um den Tiſch herum, von Einem zum Andern. Nach Tiſch wurde lange blinde Kuh geſpielt. Einigen ſteifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle guten waren uns herzlich gut. Den letzten Abend, nachdem wir uns ſchon bei Hofe beurlaubt hatten, aßen wir mit Göthe und Wieland allein. Unterdeſſen hatte Jemand dem Herzog bei Tiſch ein Exemplar des Freiheitsgeſangs gezeigt, welcher ihm ſehr gefiel. Er ſchickte mir das Exemplar und ließ mich fragen, ob ich's nicht dem ‚großen Friedrich' dediciren wollte. Ich ſchrieb auf der einen Seite des Titelblattes eine ziemlich bittere Dedication an ‚den großen Friedrich' in Knittelverſen, welche gut ſoll aufgenommen worden ſein, obgleich die Herzogin Mutter leibliche Nichte des ‚großen Friedrich' iſt. Wieland haben wir verſprechen müſſen, zuweilen Gedichte in den Merkur zu geben, dagegen verſprach er, künftig kein ſchlechtes Zeug in den Merkur zu nehmen. Göthe hab' ich dießmal noch lieber gekriegt."[1]

Gerne hätten die beiden Stolberg den Freund mit ſich nach Deſſau und Hamburg genommen; doch wollte der Herzog ihn nicht gehen laſſen. Er blieb alſo, nahm indeß die Einladung des Herzogs nicht an, mit ihm den Hof zu Rudolſtadt zu beſuchen, ſondern pilgerte nach Kochberg, dem Landſitz der „ſchönen" Frau von Stein, mit der er bereits nähere Bekannt-

[1] Joh. Janſſen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg, Herder, 1877. I. 62—64. Vgl. den gleichzeitigen Brief Chriſtians von Stolberg, bei Düntzer, Göthe's Leben. Leipzig 1880. S. 266. Über ſtudentiſche Tollheiten und Exceſſe, welche die jungen Poeten zuſammen getrieben haben ſollen, enthält ihre Correſpondenz keine Anhaltspunkte. Wohl richtig nimmt Düntzer an (Göthe und Karl Auguſt. Leipzig 1861. I. 11), daß den hierüber circulirenden Gerüchten dieſer oder jener Scherz zu Grunde lag, denen ſich dann aber Entſtellungen und Übertreibungen ankruſteten. Vgl. Arndt, Göthe's Briefe an Auguſte zu Stolberg. S. 131.

ſchaft angeknüpft hatte. Am 6. December ſchrieb er ſeinen Namen auf die innere Platte ihres Schreibtiſches — eine „unſterbliche“ Reliquie, die heute noch, zu Nutz und Frommen aller verliebten Touriſten, in Kochberg gezeigt wird.

Während dieß neue Verhältniß ihn mächtig beſchäftigte und feſſelte, zog ihn der Herzog immer mehr in ſein Vertrauen und befeſtigte dadurch die Freundſchaftsbeziehung, die den vorübergehenden Beſuch in eine bleibende Stellung verwandeln ſollte. Für den Poſten eines Superintendenten, für den Karl Auguſt einen freundlichen, humanen Geiſtlichen ſuchte, ſchlug Göthe ſchon Anfangs December Herder vor und empfahl ihn auf's Beſte, während er anderſeits auch Alles aufbot, Herder für die Annahme dieſer Stelle zu gewinnen. Der Statthalter Dalberg unterſtützte ihn hierbei. Bei Hofe und namentlich bei der orthodoxen Kleriſei erhob ſich aber entſchiedener Widerſtand. Der letzteren war Herder zu freiſinnig und aufgeklärt; der Hof hingegen fühlte ſich verletzt, daß ein fremder, bürgerlicher Beſucher in ſo wichtigen Dingen maßgebende Vorſchläge machen ſollte. Während man von der einen Seite mit Eingaben und Proteſten arbeitete, von der andern mit diplomatiſchen Künſten, nahmen ſich der Herzog und Göthe die Ernennung ihres künftigen Biſchofs oder Papſtes nicht allzuſehr zu Herzen, ritten luſtig über Land, erfreuten ſich am Eislauf und an der Jagd, und trieben allerhand wilde, muntere Streiche.

Auf Weihnachten ging der Herzog nach Gotha und wollte auch Göthe mitnehmen. Dieſer lehnte indeß ab; denn in Gotha commandirte der franzöſiſirende Gotter, einſt in Wetzlar ſein Freund, Literatur und Theater, und das war ihm nicht gemüthlich. Er zog es vor, mit Einſiedel, Kalb und Bertuch nach Waldeck zu reiten, einem einſamen Dorf hinter Jena. Da wohnte der Förſter Slevoigt mit zwei artigen Töchtern, deren eine Bertuch, die andere der Zeichenlehrer Kraus ſich zur Frau auserſehen[1]. Noch am Abend ſchrieb Göthe an den Herzog einen kleinen Brief, der mit dem Zigeunerlied im Götz von Berlichingen anhebt und dann fortfährt:

„Daß mir in dieſem Winkel der Welt, Nachts, in dieſer Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, iſt ebenſo natürlich, lieber, gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinſetze, es Ihnen aufzuſchreiben und hintendrein einen Brief zu fudeln; denn ich vermiſſe Sie wahrlich ſchon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden auseinander ſind. Drunten ſitzen ſie noch nach

[1] Viehoff, Göthe's Leben. Stuttgart 1877. II. 131.

aufgehobenem Tiſch und ſchmauchen und ſchwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es iſt halb neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im glücklichen Abendſonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt, die Lage von Jena ſelbſt mich erfreut, der Ort mich gedrückt. Zwiſchen da und hier war nicht viel Gaffens; es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter verſicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menſchen Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl Auguſt gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem L. S. Freude machte. Einſiedel iſt zu Bett. Sein Magen liegt ſchief; Kaffee und Branntwein wollen's nicht beſſern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ehe ich ſchlafen gehe. Wie ich ſo in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schickſals und meiner Liebe über mich und ich ſang ſo bei mir ſelber:

„Holde Lili, warſt ſo lang
All meine Luſt und all mein Sang;
Biſt ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang biſt du noch.“

Am andern Morgen kamen die alten Straßburger Liebhabereien über ihn. Er ließ ſich bei dem Rector in Bürgel die Odyſſee holen, um in der patriarchaliſchen Waldwohnung Homer zu leſen. Bis dieſe eintraf, las er poetiſche Stellen in der Bibel. Dann wurde wieder Schlittſchuh gelaufen. Der heilige Abend ward „mit Würfeln und Karten vervagabundet“. Am erſten Chriſttag ritten ſie nach Bürgel, nicht in die Kirche, ſondern um das dortige Amtshaus anzuſehen. Nachdem ſie wacker gegeſſen und getrunken, verkleideten ſie ſich, ſo gut es ging, indem ſie gegenſeitig die Kleider wechſelten.

„Kraus war auch gekommen und ſah in Bertuch's weißem Treſſenrock und einer alten Perrücke des Wildmeiſters wie ein verdorbener Landſchreiber, Einſiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verſpielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Kapitalſpitzbube aus.“ [1]

Der Herzog war ganz gerührt, als er dieſen Bericht erhielt. Er fühlte gleich, daß die „Genies“ bei ihrer Art Weihnachtsfeier den beſſern Theil erwählt.

„Lieber Göthe,“ antwortete er, „ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie ſehr wünſchte ich, mit freierer Bruſt und Herzen

[1] S. Morgenblatt 1846. Nr. 123. Diezmann, Weimar-Album. S. 19.

die liebe Sonne in den Jenaiſchen Felſen auf- und untergehen zu ſehen und das zwar mit Dir. Ich ſehe ſie hier alle Tage, aber das Schloß iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Ebene, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes luftiges Weſen in Sammet und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz ſchwindlich und übel ward. Ich komme erſt den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommſt, die Leute ſind gar zu neugierig auf Dich." [1]

Göthe folgte dieſem Rufe nicht, traf aber am 29. wieder mit dem herzoglichen Freund in Weimar zuſammen, wo inzwiſchen eine neue Größe erſchienen war, der bereits erwähnte Freiherr Sigmund Leo von Seckendorf, der nichts Geringeres erwartet hatte, als ſelbſt der vertraute Rathgeber und Günſtling Karl Auguſts zu werden. Er war etwas verblüfft, als er dieſen Ehrenplatz ſchon vergeben fand [2].

Die zwei letzten Tage des Jahres 1775 brachte Göthe mit dem Herzog bei Dalberg in Erfurt zu, der an der neuen Literatur das größte Intereſſe nahm, des Herzogs Freundſchaft für Göthe theilte und förderte, und auch Herders Berufung auf's Nachdrücklichſte anempfahl. Das neue Jahr wurde in Weimar begonnen, ganz im ſelben Stil, wie das alte begraben worden. „Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit. Bin tief in der See." [3] So ſchloß ein kurzer Neujahrsgruß an Lavater.

„Iſt mir auch ſauwohl geworden," ſchrieb er am 5. Januar an Merck, „Dich in dem freiweg Humor zu ſehen. Ihr werdet wohl zuſammenfahren, und ſo auch was ſingen, daß der König und die Königin ꝛc. — Ich treib's hier freilich toll genug, und denk' oft an Dich, will Dir auch nun Deine Bücher ſchicken, und bitte Dich, Vater und Mutter ein Biſſel zu laben. Habe Dich auch herzlich lieb. — Wirſt hoffentlich auch bald vernehmen, daß ich auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomiſchen Farcen leidlich betrage. Addio." [4]

Das luſtige Leben der zwei erſten Monate hatte indeß ſchon faſt alles Geld verſchlungen, das Göthe von Frankfurt mitgebracht. Er mußte noch am ſelben Tag (5. Januar) Tante Fahlmer angehen, doch mit der Mutter Rath zu halten, ob der Vater „Sinn und Gefühl ob

---

[1] Riemer II. 19. Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt mit Göthe. Weimarer Landesinduſtrie-Comptoir. 1863. I. 1.

[2] Über ſeine Unzufriedenheit berichtet ausführlich Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 15 ff.

[3] Briefe an Lavater. Leipzig 1833. S. 18.

[4] Briefe an Joh. Heinr. Merck. Hrsg. von Dr. Karl Wagner. Darmſtadt 1835. S. 84.

all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes habe“ [1], d. h. ihn um etwas Geld „anzupumpen“, wie die Studenten sagen. Wollte der Vater ihm nicht 200 Gulden oder auch weniger zugestehen, so sollten sie bei Merck anklopfen. Die klugen Frauen scheinen es nicht für gut erachtet zu haben, bei dem gestrengen Herrn Rath für ihren lieben Wolfgang zu pumpen. Das Geld wurde bei Freund Merck aufgenommen. Göthe meldete diesem die Ankunft am 22. Januar [2].

„Ich hab' das Geld, lieber Bruder, erst den 19. Januar kriegt! Was Du mir länger als März lassen kannst, das thu'; was Du aber wieder brauchst, sollst Du haben. Hier hast Du einen Schein.

Ich bin nun ganz in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung seyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sche..ige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen.“

„Wir machen des Teufels Zeug,“ meldet er dem Freund zwei Monate später, „doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrlich Dram' auf unsern Leib schreibt. Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht, lass' ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort. Ich bin gesund bis auf 'n Einfluß des fatalen Wetters, streiche was ehrlichs in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen.“ [3]

Auch auf dem Gebiete des Regiments hatte Göthe übrigens den ersten Schachzug schon gewonnen. Gegen die gesammte Klerisei und den Hof setzte er Herders Berufung durch. Noch am 31. December 1775 hatte er diesen zu muthigem Ausharren in der Prüfung auffordern müssen. Doch schon am 2. Januar konnte er ihm schreiben:

„Heut kann ich Dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu' ich gleich nicht um Dein, sondern der Frau willen. Ich bin mit Wieland hier bei liebenden Menschen. Du mußt ihm auch helfen seinen ‚Merkur‘ stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt. Er wünscht Dich her, hatte eh' die Idee als ich. Weiß aber nicht, was jetzt vorgeht. Ich hoffe, Du sollsts allein durch mich und aus freier

[1] Düntzer, Göthe's Leben. S. 270.

[2] Wagner l. c. S. 122. Der Brief ist aber hier falsch datirt: 1778 statt 1776. Vgl. Riemer II. 19.

[3] Wagner. 1835. S. 93.

Wahl des Herzogs haben. Der Statthalter von Erfurt hat das Beſte von Dir geſagt, und beſtätigt dem jungen Fürſten Deinen Geiſt und Kraft; ich habe für Deine politiſche Klugheit in geiſtlichen Dingen gut geſagt; denn der Herzog will abſolut keine Pfaffentracaſſerien über Orthodoxie und den Teufel, und da haben die ..... gemacht. — Ich wünſche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird Euch beiden wohl thun, und — — ja, lieber Bruder, ich muß das ſtiften, eh' ich ſcheide. Leb wohl! wie die Sache rückt, ſollſt Du Nachricht haben. Zerreiß meine Zettel, wie ich gewiſſenhaft die Deinigen." [1]

Bald darauf wünſcht er doch, daß Herder von dem Abt Jeruſalem in Wolfenbüttel empfohlen würde:

„Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den Sch...kerlen verdorben, und die Sch...kerle ſitzen überall auf dem Faſſe. Der Herzog will und wünſcht Dich, aber alles iſt hier gegen Dich. Indeß iſt hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Reichsthaler Einkünfte." [2]

Wie es ſcheint, wünſchte der Herzog die Ernennung dennoch auf irgend ein günſtiges Zeugniß ſtützen zu können. Wenigſtens mahnt Göthe:

„Lieber Bruder, nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und gut für Dich iſt ... der, wenn man ihn fragte, Guts von Dir ſagte."

Auch dieß eine Zeugniß wurde indeß überflüſſig gemacht. Der Herzog wies die Herren vom Conſiſtorium ſchließlich an Göthe und dieſer konnte nun ſchreiben:

„Bruder, ſei ruhig, ich brauch der Zeugniſſe nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitſchen die Kerls zuſammengetrieben, und es kann nicht lang mehr ſtocken, ſo haſt Du den Ruf.... Vielleicht bleib' ich auch eine Zeit lang da ... Unſer Herzog iſt ein goldener Junge. Die Herzoginnen wünſchen Dich auch."

Am 19. Februar verkündete Wieland ſeinem Freunde Merck, „der Meſſias Herder werde am Palmarum auf 150 Eſeln (d. h. auf der ihm untergeordneten Geiſtlichkeit) in Weimar einreiten". Göthe aber

---

[1] Düntzer, Aus Herders Nachlaß. Frankfurt a. M. 1857. I. 55 ff.

[2] So wurde die Stelle geſchätzt, doch trug ſie nur etwa 1200 Thlr. ein. — Man verzeihe die Mittheilung der ſalonswidrigen Kraftausdrücke, an welchen die größten deutſchen Claſſiker ſich in dieſer Periode erfreuten. Aber es iſt abſolut nöthig, um die ſogen. Genieperiode quellenmäßig zu charakteriſiren, wie ſie war, und der Schönfärberei gegenüberzutreten, durch welche ſich manche wohlmeinenden Leute darüber täuſchen laſſen, indem ſie meinen, in Weimar hätte man allezeit ſo fein geſprochen, wie Taſſo mit den beiden Leonoren.

meldete dem künftigen Generalſuperintendenten von Weimar ſeine Ernennung, mit Beibehaltung desſelben Bildes, in folgenden Knittelverſen:

„Hochwürdiger!
's iſt eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel geſtift'.
Sind alſo vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab geſtiftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitſche kommt —
Und wie dann unſer Herr und Chriſt
Auf einem Eſel geritten iſt,
So werdet Ihr in dieſen Zeiten
Auf hundert und funfzig Eſel reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diöces
Eriauern ſich die Rippenſtöß'."

Zum Schluß noch die tröſtliche Verſicherung:

„Und im Grunde weder Luther noch Chriſt
Im mindeſten hier gemeinet iſt,
Sondern was in dem Schöpſengeiſt
Eben lutheriſch und chriſtlich heißt."

Das Reſultat des burſchikoſen canoniſchen Proceſſes zeigte der Herzog am 23. Februar 1776 kurz und gut dem Oberconſiſtorium an, indem er ihm bedeutete, daß Herder ihm „wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Stärke in der geiſtlichen Beredtſamkeit, auch ſonſtigen guten Eigenſchaften (der Orthodoxie wurde nicht gedacht) ganz beſonders angerühmet und empfohlen worden" [1], es ſei ihm alſo die Stelle als Oberhofprediger, Oberconſiſtorialrath und Kirchenrath, auch Generalſuperintendent anzutragen. Punktum! Streuſand! Das betreffende Document ging zwei Tage darauf an Herder ab. Da deſſen Annahme ſchon ſicher ſtand, ſo war damit Göthe's erſte Regierungsmaßregel ſiegreich durchgefochten. Er bekam nun auch Luſt, ſelbſt in Weimar zu bleiben.

„Herder hat den Ruf als Generalſuperintendent angenommen," ſo ſchreibt er am 14. Februar an Tante Fahlmer. „Ich werd' wohl auch da bleiben und meine Rolle ſo gut ſpielen, als ich kann, und ſo lang, als mir's und dem Schickſal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, iſt doch immer beſſer, als das unthätige Leben zu Hauſe, wo ich mit der größten Luſt nichts thun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir ſchon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 16.

Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viele Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ' ich ein liebes häusliches Leben, eſſe Mittags und Abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein ſind hier gar hübſch und artig; ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele iſt die Frau von Stein, an die ich ſo, was man ſagen möchte, geheftet und geniſtelt bin. Luiſe und ich leben nur in Blicken und Silben zuſammen; ſie iſt und bleibt ein Engel. Mit der Herzogin Mutter hab' ich ſehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerlei Schwänk' und Schabernack. Sie ſollten nicht glauben, wie viel gute Jungens und gute Köpfe beiſammen ſind; wir halten zuſammen, ſind herzlich unteris (unter uns) und dramatiſiren einander und halten den Hof uns vom Leibe." [1]

So war nach kaum einem Vierteljahr Göthe's Bleiben eine ziemlich ausgemachte Sache. Das Hofleben gefiel ihm, ein neuer Lebensroman war angeſponnen. Was für eine Stellung er einnehmen ſollte, das war ihm freilich nicht recht klar. Dichter? Schriftſteller? Hofmann? Beamter? Alles das zugleich? Das Hofleben kam ihm wie ein Schauſpiel vor, in dieſem Schauſpiel glaubte er aber immer als Wirkungskreis „ein paar Herzogthümer" vor ſich zu haben. Der junge Herzog faßte die Frage praktiſcher und beſtimmter auf.

Schon einen Monat nach Göthe's Ankunft (den 9. December) hatte der bisherige Miniſter von Fritſch den Herzog gebeten, ihn ſeiner Stelle als Miniſter zu entheben und ihm dafür diejenige eines Regierungspräſidenten zu übertragen, und ſein Geſuch ſehr charakteriſtiſch alſo motivirt:

„Ich finde immer mehr Eigenſchaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu dieſem Platz untüchtig darſtellen. Der erſte Mann in Ew. D. Miniſterio ſollte viel um Ihro Perſon, viel an Ihrem Hofe ſein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürriſche gränzende Ernſthaftigkeit, zu viel Unbiegſamkeit und zu wenig Nachſicht gegen das, was herrſchender Geſchmack iſt, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günſtige Aufnahme mir verſprechen können ꝛc.?"

Fritſch traf hier unzweifelhaft den Kernpunkt, der den früheren Reformplänen des Herzogs zu Grunde lag und auch ſeine Freundſchaft für Göthe inſpirirte. War der luſtige, feine, geſellige, biegſame und ſchmiegſame Miniſter, der dem herrſchenden Geſchmack Rechnung zu tragen wußte, nicht ſchon da?

[1] Düntzer, Göthe's Leben. S. 271.

Der Herzog ließ indeß Fritſch auf Antwort warten. Erſt Mitte Februar eröffnete er ihm vertraulich, daß er ihn als erſten Miniſter in ſeinem Conſeil behalten wolle. Der bisherige Geheimrath Schmid ſolle Regierungspräſident werden, an ſeine Stelle im Conſeil der Herr von Tabor treten, das Präſidium des Kammercollegs ſolle der Herr von Kalb übernehmen. Endlich ſei ſeine Intention: „den ſich dermahlen allhier aufhaltenden D. Göthe unter dem ihm beizulegenden Character eines Geheimen Assistenz-Rathes in das Geh. Conſeil zu placiren und ihm die 4te und letzte Stelle in ſelbigem zu übertragen".

Fritſch nahm ſich die „Freiheit, ad 3) gegen die Anſtellung des Dr. Göthe beim Geheimen Consilio geziemende Vorſtellung zu thun und theils auf deßen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Poſten, theils aber darauf appuyirt, daß die intendirende Placirung dieſes Mannes vor eine Menge rechtſchaffener langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieſer Art Anſpruch machen könnten und ſich alſo zurückgeſetzt ſehen würden, niederſchlagend ſeyn müßte" [1].

Der Herzog blieb auf ſeiner Meinung und führte für Göthe eine Menge Gründe in's Feld, die Fritſch vergeblich zu widerlegen ſuchte. Doch kam es vorläufig zu keinem Entſcheide. Ausflüge und Spritzfahrten, Jagden und Ritte, häusliche Unterhaltungen und Hofbeluſtigungen dauerten fort. Ein kleines Theater, das man ſchon im November herzurichten begonnen hatte, war auf Neujahr fertig geworden. Nach langer Unterbrechung wurden im Januar die drei erſten Vorſtellungen gegeben. Statt Schauſpieler kommen zu laſſen, ſpielte der Hof ſelbſt. Dazwiſchen fanden Bälle und Concerte ſtatt. Des Verkleidens und Probirens, Spielens und Tanzens war kein Ende. In Cumberlands „Weſtindier", der im März wiederholt gegeben wurde, ſpielte Göthe die Hauptrolle, der Herzog übernahm die Rolle des Major O'Flaherty, ein Theil des Hofes ſpielte mit. Ein kleineres Stück, das am 1. März zur Aufführung kam, hat Göthe's Kammerdiener, Philipp Seidel, naiv beſchrieben [2]:

„Es war ſehenswerth. Die Verwünſchungen (!!) des heiligen Antonius ſtellte es vor, der in einer Höhle vor Buch und Todtenkopf ſaß; dann kam ein Teufel nach dem andern und ängſtete ihn und ſuchte ihn zu quälen und irre zu machen; jeder Teufel ſtellte ein Laſter vor, von dem er Teufel war; mein Doctor war der Hochmuthsteufel, kam mit

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. 143—146.

[2] Grenzboten 1874. I. 376. — Brief Philipp Seidels vom 1. März.

Pfauenschwanzflügeln und aufgeblasen auf Stelzen herein. Das letzte war die Wollust, die zwischen den Bocksfüssigen Teufeln hertrat und ihn mit Bitten und Kniefallen zu bewegen suchten. Umsonst. Sie warfen ihn mit Feuer, umzingelten ihn, und tanzten mit großen Gebärden um ihn herum, der vergeblich zu entfliehen suchte, sie aber doch zuletzt durch Darzeichung eines Spruches wegscheuchte. Alles war natürlich und schauerlich, nicht leichtfertig. So gut wie zwei Komödien."

Der Spaß, den Göthe selbst nach einem alten Antoniusbilde arrangirt hatte, kostete 150 Thaler. Die starkgewürzte, ascetische Burleske bot eine angenehme Abwechslung zwischen Glashüttenballet und Blumenballet und wie die gewohnten Ballete alle hießen. Weiter bemühte man sich aber nicht, die Väter der Wüste zu studiren.

Während der lustigen Faschingssaison, welche bei den heitern Hofkreisen seine Beliebtheit erhöhte, traf Göthe die ersten Schritte, sich bleibend in Weimar niederzulassen, indem er die Gastfreundschaft derer von Kalb nicht länger in Anspruch nahm, sondern sich eigene Wohnung miethete. Es war das burgartige sogenannte kleine Jägerhaus, damals das letzte Haus vor dem Frauenthor — in dem Gebäude, das jetzt dort steht, tagt das Stadtgericht. Welche öffentliche Stelle Göthe bekleiden sollte, war im April noch nicht bekannt; doch vermuthete Wieland, daß er wohl Geheimer-Legationsrath werden würde[1]. Er selbst schrieb Anfangs März an Lavater:

„Verlaß dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen."[2]

Für seine Entdeckungsreisen wollte er aber auch Geld haben. Er wandte sich darum wieder an die liebe Tante, die für ihn „pumpen" sollte (6. März):

„Ich bleibe hier, hab' ein schön Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig. Das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten; sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und Alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder hundert Dukaten geschenkt — gegeben, wie ihr wollt. Ich bin ihm, was ich sein kann, er mir, was er sein kann. Das mag nun fortgehen wie und so lang das kann."

Daß der Herzog ihm das nöthige Mobiliar selbst besorgte, verschwieg er, um eher von Papa Geld zu bekommen. Allein Papa hatte

---

[1] Brief an Merck vom 12. April 1776. Wagner. 1838. S. 64.

[2] H. Hirzel, Briefe von Göthe an Lavater. Leipzig 1833. S. 19.

es noch nicht verſchmerzt, daß der Herr Sohn alle ſeine Advocatur- und Magiſtratsträume vernichtet hatte, dazu mußte er für denſelben noch Schulden zahlen und blieb darum taub für ſeine Bitten. Dagegen erlöste der Herzog ſeinen Freund endlich von der Marſchallstafel, an der er nicht gern ſaß, weßhalb er auch nicht oft bei Hofe ſpeiſen wollte, und zog ihn während einer Abweſenheit der Herzogin an die Fürſtentafel.

Die nächſte Sorge des herzoglichen Freundes ging dahin, dem Dichter ein poetiſches Neſt zu verſchaffen, wo er als echter Anhänger Rouſſeau's in einſam freier Natur Sonnenſchein und Regen, Wolken und Nebel, Waldeshauch und Blumenduft, Mondenſchein und Sternefunkeln ohne Störung genießen könnte. Am Abhang der Höhe, auf der heute die große Kaſerne ſteht, an dem ſogenannten „Roſenberg", unweit der Ilm, lag zwiſchen verworrenem Geſtrüpp ein kleines einſames Haus mit einem Garten. Dieſes ließ der Herzog durch Bertuch ankaufen und übergab es dann Göthe als Geſchenk. Der Kauf des Grundſtückes fand am 22. April ſtatt. 600 Thaler wurden gleich ausbezahlt, der übrige Kaufpreis einſtweilen verzinst. Da Alles ſehr verwahrlost war, ließ der Herzog auf ſeine Koſten die nöthigen Reparaturen vornehmen, die Zimmer malen und möbliren. Ankauf und Ausſtattung kamen zuſammen auf 1294 Thaler 16 Groſchen. Obwohl Göthe nicht gleich einziehen konnte, ſo war es ihm doch eine willkommene Puppe. Faſt jeden Tag lief er hin, um Alles anzuſehen und die Reparaturen zu beaufſichtigen. Herzog, Herzogin und der ganze Hof wandelten auch hinaus, um die Neuigkeit zu ſchauen. Von Ende April bis Ende Juli waren zahlreiche Arbeiter (mitunter 25) mit der Beurbarung und Verſchönerung des Gartens beſchäftigt. Es mußte viel Erde, Raſen, Steine, zugefahren werden. Ohne die Vollendung abzuwarten, zog Göthe am 20. Mai in ſein neues Königreich ein und leitete mit dem Hofgärtner Reichardt die Anlage des Gartens. Da träumte er des Abends, bald allein, bald mit Lenz oder Klinger. Da ſchlief er auch wohl, wenn ihn nicht der Herzog oder andere Freunde einluden oder er nicht im Land herum vagabundiſirte. Schon Anfangs Juni ſpeiste der Herzog bei ihm im Garten, etwas ſpäter kam auch die Herzogin mit Frau von Stein zum Frühſtück dahin.

Die Ausſtattung war nicht glänzend, doch nach damaligen Verhältniſſen comfortabel genug. Nur vier Zimmer waren in Farbe geſetzt, das Übrige bloß mit Leimfarbe ausgeweißt, die Thürſchlöſſer hatten

keinen Anstrich. Der beste Möbelschreiner der Residenz, Mieding, der zugleich auch „Director der Natur" d. h. Obermaschinist des Theaters war, verfertigte die Möbel „nach antiker Form", wie er in seiner Rechnung sagt, gut, solid, schön und so viele, als das kleine Gartenhaus fassen konnte[1].

Am 22. April (1776) wurde das Gartenhaus gekauft; am 23. eröffnete der Herzog seinem Minister, Herrn von Fritsch, schriftlich, daß er auf seinem früheren Vorhaben beharre: er (Fritsch) solle die erste Stelle im Conseil behalten, Schmid Regierungspräsident und Kanzler, Kalb Kammerpräsident werden, Dr. Göthe „den letzten Platz im Conseil, mit dem titul eines Geheimden Legations Rath" erhalten. Dann setzte der Herzog für die Conseilssitzungen einen Tag mehr an, als bisher, so daß fürder wöchentlich drei Sitzungen gehalten werden sollten, eine für Justiz- und Criminalwesen, eine für die Finanzen, eine für sämmtliche übrige Geschäfte.

Fritsch fühlte sich verdonnert. Er war ein Mann von 44 Jahren und ein Herr von, ein sehr allseitig gebildeter Herr, hatte schon die Universität bezogen, ehe Göthe geboren war, stand seit 1754, mehr als 20 Jahre, in weimar'schen Diensten, kannte Land, Leute, Gesetze und Verwaltung von A bis Z, hatte 20 Jahre Alles mit verwaltet und mit gewissenhaftester Sorgfalt mitregiert. Seit vier Jahren war er Vorsitzender des Conseil, d. i. erster Minister. Und nun sollte er sich als Minister neben den 27jährigen Frankfurter Advocaten setzen, der von ungefähr im November in's Land geschneit kam, noch nicht einmal ein

[1] Das Meiste ist noch vorhanden, aber wegen der devoten „Raubsucht" der Göthe-Verehrer, die auf Reliquien ausgehen, hinter Schloß und Riegel gelegt. Vgl. Kritische Bemerkungen zu Göthe's Biographie. I. Die Erwerbung des Gartens, von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1873. II. 142 ff. „Da steht noch der alte schöne Schreibtisch nach Wiener Art, dort in regelloser Ordnung die 6 Tafelstühle, das dreisitzige Kanapee, die beiden niedlichen Fauteuils, das ursprüngliche Bettgestell." — „Außer dem Erwähnten bestand das Ameublement in 1 Kleiderschrank, 1 Kanapee von Kienbaum, 1 Aetenschrank braun gebeizt, 1 spanischen Wand, 6 Stühlen mit Rücklehnen von Rohr mit rothen Leinwandkissen, 2 von Nußbaumholz fournirten Tischen, Nachtstuhl mit Nachtgeschirr, 1 großen Postament für 1 Gipsfigur, weiß angestrichen, 2 leeren Bänken im Hause, 2 Strohstühlen und 1 Bettgestell, 2 Tischen und 6 alten Stühlen mit rother Leinwand überzogen. Letztere wurden nur alt gekauft." Karl August stiftete ein großes Tafelmesser mit Futteral, der Hof von Gotha schenkte ein vollständiges Tafelservice für 12 Personen mit 8 Fruchtkörben, der von Weimar das nöthige Silberzeug Die Küche wurde natürlich auch nicht vergessen — — und zum Schießen waren 2 Scheiben da. Die Anschaffungen im Hause kosteten 354 Thlr. 4 Gr. 11 Pf.

eigenes Haus zu verwalten gehabt hatte, nur Verſe und Romane machte und ſich noch aufführte wie ein loſer Student. Das war zu viel für den ſoliden Mann vom alten Regime. Er reichte am 24. dem Herzog ſeine Entlaſſung ein und ſprach den Grund ſeines Verdruſſes klar und deutlich aus:

„So bleibt mir nichts mehr übrig, als gegen Ihro mit aller Ihnen ſchuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entſchloſſenheit eines von dem, was Ew. H. D. anderen und ſich ſelbſt ſchuldig iſt, tief durchdrungenen Mannes zu declariren, daß ich in einem Collegio, deſſen Mitglied gedachter D. Göthe anjetzt werden ſoll, länger nicht ſitzen kann."

Der Proteſt kam jedoch zu ſpät. Nachdem Karl Auguſt ſich mit Göthe auf „Du" geſtellt, mit ihm Theater geſpielt, ihn ein halb Jahr faſt nicht von ſeiner Seite gelaſſen, konnte er ihn Fritſch zu lieb nicht fallen laſſen. Er ließ den grämlichen Herrn zwei Wochen warten; dann ſchrieb er ihm:

„Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie ſagen mir in demſelben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem ſo rechtſchaffenen Manne, wie Sie ſind erwartete. Sie fordern in eben demſelben Ihre Dienſtentlaßung, weil, ſagen Sie: Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der D. Göthe ein Mitglied iſt, ſitzen können. Dieſer Grund ſollte eigentlich nicht hinlänglich ſeyn, Ihnen dieſen Entſchluß faßen zu machen: Wäre der D. Göthe ein Mann eines zweydeütigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entſchluß billigen, Göthe aber iſt rechtſchaffen, von einem außerordentl. guten und fühlbaren Hertzen; nicht alleine ich, ſondern einſichtsvolle Männer, wünſchen mir Glück dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf und Genie iſt bekant. Sie werden ſelbſt einſehen, daß ein Mann wie dieſer nicht würde die langweilige und Mechaniſche Arbeit, in einem Landes Collegio von untenauf zu dienen außhalten. Einem Mann von Genie nicht an den Ort gebrauchen, wo er ſeine außerordentl. Talente nicht (sic) gebrauchen kann, heißt denſelben mißbrauchen, ich hoffe, Sie ſind von dieſer Wahrheit, ſo wie ich überzeügt. Was den Punkt daß dadurch vielen verdienten Leuten, welche auf dieſen Poſten Anſprüche machten anbetrift, ſo kenne ich niemanden in meiner Dienerſchaft, der meines wißens darauf hofte; zweytens werde ich nie einen Platz welcher in ſo genauer verbindung mit mir, mit dem wol und weh meiner Unterthanen ſtehet, nach anciennetät, ſondern nach vertraun vergeben. Was das Urtheil der Welt betrift, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Göthe in mein wichtigſtes Collegium ſetzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Profeſſor, Cammer- oder Regierungs Rath war, dieſes verändert gar nichts, die Welt urtheilt nach vorurtheilen, ich aber, und jeder, der ſeine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, ſondern um ſich vor Gott und ſeinen eigenen Ge-

wiſſen rechtfertigen zu können, und ſuchet auch ohne den Beyfall der Welt zu handeln.“ [1]

Auch alle übrigen Remonſtrationen des Herrn von Fritſch wies der Herzog rund von ſich, blieb auf der Ernennung des Herrn von Kalb für das Kammerpräſidium und auf der Veränderung der Geſchäftsordnung beſtehen und forderte von Fritſch, daß er dennoch bleiben ſollte. Die Pille war bitter. Doch Anna Amalia trat jetzt für den Herzog ein, beſchwor ihren lieben alten Fritſch (den 13. Mai), zu bleiben, ſuchte ihm ſeine Abneigung gegen Göthe auszureden und verſicherte ihn, daß er der neuen Stellung gewachſen und werth ſei:

„Ich will Ihnen nicht von ſeinen Talenten, von ſeinem Genie ſprechen; ich rede nur von ſeiner Moral, ſeine Religion iſt die eines wahren und guten Chriſten, die ihn lehrt, ſeinen Nächſten zu lieben und es zu verſuchen, ihn glücklich zu machen; das iſt doch der erſte hauptſächlichſte Wille unſeres Schöpfers.“ [2]

Nachdem es Fritſch nun klar geworden, daß Göthe nicht mehr wegzudrücken ſei, ergab auch er ſich in die herzoglichen Schöpfungszwecke, zog ſeine Entlaſſung zurück und blieb.

Der Hof, der in ſeinen traditionellen Formen, Gevatterſchaften, Gunſtbeziehungen befangen war, konnte ſich indeß an der Mentorwahl des Herzogs und an der Bevorzugung Göthe's unmöglich erbauen. Das Treiben der beiden Freunde ſah nicht anders denn wie eine tolle Studentenwirthſchaft aus, die alle bisherigen Verhältniſſe umzuſtürzen drohte. Man klagte, murrte, intriguirte. Der Herr von Seckendorf und die Hofleute jammerten, daß die Stellung des Adels bedroht ſei. Der Herr von Fritſch und die verdienteſten, würdigſten Beamten bedauerten die unverdiente Zurückſetzung ihres Standes. Ungünſtige Berichte gingen nach allen Seiten aus. Zimmermann erhielt folgende Schilderung über die traurigen Folgen der ſtattgefundenen Veränderungen:

„Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention: cependant trop de jeunesse et peu d'expérience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici:

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 159. 160.

[2] Sie ſchrieb, wie immer, franzöſiſch: „Sa religion est d'un vrai et bon Chrétien, qui lui fait aimer Son prochain et tache à le rendrs heureux, voilà bien le point principal de la volonté de notre Créateur.“ Theater, Oper, Operette, Plaiſir, ſeinen Nächſten gut amüſiren — das war die Hauptſache bei dieſem Chriſtenthum! Beaulieu-Marconnay ib. 170. 254.

notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille."[1]

Alle älteren, zahmeren, ruhigeren Leute, alle Anhänger des alten Regime waren vor den Kopf geſtoßen, ſahen die Mißſtände, welche eine ſolche Studentenwirthſchaft mit ſich brachte, im ungünſtigſten Licht und befürchteten das Schlimmſte, wenn die frühere Ordnung nicht wieder zurückkehrte. Auf ſolche Berichte hin fühlte ſich Klopſtock verpflichtet, dem jüngern Bruder in Apollo folgenden Mahnbrief zu ſchreiben[2]:

„Hier ein Beweis von Freundſchaft, liebſter Göthe! Er wird zwar ein wenig ſchwer, aber er muß gegeben werden. Laſſen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja ſchweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Laſſen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in Dieſem oder Jenem andere Grundſätze haben, als ich, ſtrenge beurtheile. Aber Grundſätze, Ihre und meine, beiſeite, was wird denn der Erfolg ſein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er ſich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anſtatt, wie er ſagt, ſeinen Körper dadurch zu ſtärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben ſich wohl ſtark geborene Jünglinge, und das iſt denn doch der Herzog gewiß nicht, auf dieſe Art frühe hingeopfert. Die Deutſchen haben ſich bisher mit Recht über ihre Fürſten beſchwert, daß dieſe mit ihren Gelehrten nichts zu ſchaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürſten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geſchehen, was ich fühle, daß es geſchehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn ſie denkt männlich. Aber dieſer Schmerz wird Gram werden, und läßt ſich der auch etwa niederhalten? Louiſens Gram, Göthe! Nein, rühmen Sie ſich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg ſagen. Er kommt aus Freundſchaft zum Herzog. Er ſoll alſo doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf ſeine Weiſe? Nein, er geht, wenn er ſich nicht ändert, wieder weg. Und was iſt dann ſein Schickſal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg ſchreiben; was ſoll ich ihm ſchreiben? — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog dieſen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegentheil; denn da iſt er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund ſagt, nicht hören will."

[1] Düntzer, Göthe und Karl Auguſt. I. 27 (nach Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. Stuttg. 1878. S. 35, ſchrieb dieß wahrſcheinlich Frau v. Stein).

[2] Dr. Döring, Klopſtocks Biographie. Jena 1853. S. 97. 98. Viehoff, Göthe's Leben. II. 149. — J. Janſſen, Stolberg. 1883. S. 18. 19.

Um Göthe gegen dieſen Brief und zugleich Klopſtocks Ehre zu retten, hat man den Grafen Görtz als Sündenbock hingeſtellt, deſſen „Verleumdungen und Übertreibungen“ Klopſtock als baare Münze genommen haben ſoll, um aus irriger Vorſtellung dann ſo zu ſchreiben. Richtig iſt ſchon, daß Görtz als abgedankter Erzieher und eklipſirter Edelmann mit zu den Mißvergnügten zählte. Doch iſt es mit den Übertreibungen, welche Klopſtocks Brief vorausſetzen ſoll, ſo weit nicht her.

Das Treiben der beiden Freunde war eine vollſtändige Burſchenwirthſchaft[1], wie aus Göthe's Tagebüchern und den gleichzeitigen Briefen ganz unzweideutig erhellt. Neben Jagden durch Dünn und Dick, halsbrecheriſchen Kletterpartien, Kirmeſſen und Bauerntänzen, drolligen Picknicks und romantiſchen Mondſcheinfahrten, durchpolterten Nächten und abenteuerlichen Parforce-Ritten figuriren in dieſen Annalen auch Rheumatismus und Magenpein, Zahnweh, Morgenduſel und Rhabarber. Göthe, der noch den Wertherfrack trug und darin viele Nachahmer fand, hieß Wolf oder Hätſchelhans, auch die übrigen heitern Geſellen hatten ihre Spitznamen. Wie die Studenten hatten ſie ihre eigene Terminologie. „Wüthig“ war ein Hauptadjectiv für ihr wildes Treiben. Poetiſch-träumeriſche Stimmung hieß „Dumpfigkeit“, toller Ulk „Genie“. Liebe, Herz, Sehnſucht, auch die Würſte waren „unendlich“. Statt einer Kneipzeitung hielten die Genies jeden Samstag eine humoriſtiſche Sitzung, worin ſie einander in Knittelverſen — Matinées genannt — aufzogen. Da wurden Göthe und der Herzog folgendermaßen durch Einſiedel beſungen:

„Dem Ausbund Aller dort von Weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur ſein ungeſchliff'nes Reiten.
Denn ſein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geſchoß und Blitz.
's iſt ein Genie von Geiſt und Kraft
(Wie eb'n unſer Herrgott Kurzweil ſchafft),
Meint, er könnt' uns all' überſehen,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehen:
Wenn der Fratz ſo mit einem ſpricht,
Schaut er einem ſtier in's Angeſicht,

[1] Vgl. die Schilderung, welche Lewis (Freſe) I. 361 ff. von dieſen erſten „wilden Wochen“ gibt und welche meiſt auf ſehr genauer Information beruht. Göbeke (Göthe's Leben und Schriften. Stuttgart 1877) ſucht die Sache damit zu beſchönigen, daß er Göthe mit einem „Löwenbändiger“ vergleicht (S. 156), „der ſo lange gut bändigen hat, wie der Löwe will“. Göthe ſelbſt fand ſpäter die ganze Gegend von Ilmenau durch „unangenehme Erinnerungen befleckt“.

Glaubt, er könnts fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit ſeinen Schriften unſinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der mit heiler Haut ſich ſchießt vor'n Kopf:
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn er einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt ſich d'rauf als Doctor Fauſt,
Daß 'm Teufel ſelber vor ihm grauſt.
Mir könnt' er all gut ſein im Ganzen
(Thät mich hinter meinen Damm verſchanzen);
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all ſein Zeugs verbannt. —
Nun denk' man ſich 'nen Fürſtenſohn,
Der ſo vergißt Geburt und Thron,
Und lebt mit ſolchen lockern Geſellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die thun, als wär'n ſie ſeines Gleichen,
Die ihm nicht einmal den Fuchsſchwanz ſtreichen,
Die des Bruders Reſpect ſo ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,
Glaub'n, es wohne der Menſchenverſtand,
Wo man alle Etikette verbannt [1].

Wenn die fröhlichen Herren auf ihren Excurſionen die Betten ſtehen ließen und ſich auf die Streu legten, wenn Göthe mit dem Herzog und Dalberg zuſammen auf Stroh kampirte, ſo iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſich im Nothfall brüderlich mit Wäſche und Kleidern aushalfen. Ob ſie ihren Humor mit einigen Gläſern mehr oder weniger auffriſchten, das hat Niemand gezählt; doch an Durſt konnte es bei ihren tollen Wanderfahrten nicht fehlen und gegen die gewöhnlichen Geſundheitsregeln ſündigten ſie tapfer. Selbſt auf's Leben gaben ſie nicht ſehr ängſtlich acht. Bei einer Eberjagd kam Göthe in die größte Gefahr, bei einem der vielen Vogelſchießen fiel beim fünfzigſten Schuß ein Burſche todt darnieder. „Und," ſagt Göthe ganz luſtig, „hätte nach den Umſtänden jeder von uns können todt ſchießen und todt geſchoſſen werden", und unmittelbar weiter: „Morgen habe ich Miſels (Mädchen) heraufgebeten. Sie verſichern mich alle, daß ſie mich lieb haben und ich verſichere ſie, ſie ſeien charmant. Eigentlich aber möchte jede ſo einen von uns, wer er auch ſei, haben, und dadrüber werden ſie keinen kriegen." [2]

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 136.

[2] R. Keil, Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782. Leipzig, Veit,

Klopſtock war alſo im Weſentlichen recht berichtet, wenn ihm dieſe Wirthſchaft als eine arg liederliche geſchildert worden war. Die ſanitäriſchen Folgen faßte er etwas zu ängſtlich auf, die moraliſchen nahm er dagegen eher zu leicht.' Eine ernſtere, religiöſe Lebensauffaſſung konnte bei ſolchem Treiben nicht aufkommen, das Familienleben des Fürſten erlitt bedauerliche Störung, Zucht und Sitte verlor dabei und für das Volk war es kein heilſames Beiſpiel, wenn der Herzog ſeine junge Gemahlin ſchon in den erſten Monaten zu Hauſe ſitzen ließ, um mit Bauernmädels zu tanzen.

Am 20. Mai (1776) wohnte Göthe dem Einzug des Prinzen Konſtantin in das Schlößchen Tiefurt bei, der von den Bauern mit Muſik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenaden u. ſ. w. gefeiert wurde. Tags darauf ſchrieb er an Klopſtock vom hohen Roß herab:

„Verſchonen Sie uns künftig mit ſolchen Briefen, lieber Klopſtock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böſe Stunden. Sie fühlen ſelbſt, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt als ein Schulknab ein Pater peccavi anſtimmen, oder mich ſophiſtiſch entſchuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemiſch von allen Dreien heraus, und wozu? Alſo kein Wort mehr zwiſchen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz überbliebe, wenn ich auf alle ſolche Anmahnungen antworten ſollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wiſſen und fühlen Sie eben das. Stolberg ſoll immer kommen. Wir ſind nicht ſchlimmer, und will's Gott beſſer, als er uns geſehen hat[1].

Göthe."

Klopſtock antwortete nicht ſogleich; er wird ſich wohl nochmals nach dem Weimarer „Genieleben" erkundigt haben. Erſt den 29. Auguſt 1776 kündigte er Göthe entſchieden ſeine Freundſchaft auf:

„Sie haben den Beweis meiner Freundſchaft ſo ſehr verkannt, als er groß war, beſonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchſt ungern in das

---

1875. S. 147 u. S. 123. A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau v. Stein. Weimar 1848. I. 118. — Herbſt, J. H. Voß. Leipzig 1872. I. 301. — Göthe ſelbſt hörte ſpäter nicht gerne von dieſen Zeiten reden. Knebels Briefe aus dieſer Zeit verbrannte er. Die Götheverehrer ſuchten alle Exceſſe beſtmöglichſt zu verſchleiern, und wo das nicht ausreicht, muß Göthe's eigenes Troſtwort aushelfen:

„Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

[1] Dr. H. Döring, Klopſtock's Biographie, Jena 1853. S. 98.

miſche, was Andere thun. Und da Sie ſogar unter all ſolche Briefe und all ſolche Anmahnungen (denn ſo ſtark drücken Sie ſich aus) den Brief werfen, welcher dieſen Beweis enthielt, ſo erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth ſind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg ſoll nicht kommen, wenn er mich hört, wenn er ſich ſelbſt hört.

Klopſtock." [1]

Hiermit waren Göthe und Klopſtock für immer geſchiedene Leute. Friedrich Leopold zu Stolberg, der ſchon bereit war, ſich ebenfalls in Weimar niederzulaſſen, kam nicht.

Göthe hatte unterdeſſen am 11. Juni ſeine definitive Ernennung erhalten [2]:

„Von Gottes Gnaden, Wir Karl Auguſt, Herzog zu Sachſen ꝛc. ꝛc. Urkunden hiermit: Nachdem Wir den Doctorem juris [3] Johann Wolfgang Göthe wegen ſeiner Uns genug bekannten Eigenſchaften, ſeines wahren Attachements zu Uns und Unſers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unſerm fürſtlichen Hauſe er, bei dem von Uns ihm vertrauten Poſten Treue und nützliche Dienſte zu leiſten, eifrigſt befliſſen ſeyn werde, zu Unſerm Geheimden Legationsrath, mit Sitz und Stimme in Unſerm geheimden Conſilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. ſeinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszuſetzen, die Entſchließung gefaßt haben: Als iſt demſelben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unſerm fürſtlichen Inſiegel bedrucken laſſen, ausgefertigt und zugeſtellt worden.

So geſchehen und geben Weimar den 11. Juni 1776.

Karl Auguſt."

Wie die Haruſpices im alten Rom, wußten ſich die beiden jovialen Freunde nach all ihren Studentenſtreichen officiell ganz feierlich zu gebärden. Um Göthe's übelbeſtellter Börſe aufzuhelfen, zahlte der Herzog ihm aus ſeiner Privatchatouille noch die Beſoldung für das verfloſſene Halbjahr nach. Am 19. Juli erhielt Göthe ſein Anſtellungsdecret, am 25. wurde er in's Conſeil eingeführt und als Miniſter vereidet. Mittags ſpeiſte er bei Hof — und ſo war die kleine Palaſtrevolution, welche der Herzog im Schilde geführt, wenigſtens theilweiſe vollzogen.

---

[1] Dr. H. Döring, Klopſtock's Biographie. Jena 1853. S. 99.

[2] S. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältniſſen. Jena, Fromann. 1834. S. 2. 3.

[3] Er war gar nicht Doctor, ſondern bloß Licentiat. S. m. Schrift: Göthe's Jugend. Freiburg 1879. S. 37.

4. Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten.

1775—1776.

„Die Frau des Oberſtallmeiſters des Herzogs Karl Auguſt von Weimar war jedenfalls dasjenige weibliche Weſen, mit dem Göthe in dem innigſten, zarteſten und am längſten dauernden Verhältniſſe ſtand, und das auf ihn einen tiefergehenden und nachhaltigeren Einfluß ausübte, als irgend ein anderes." Auguſt Diezmann.

„Es iſt ein endloſes Spiel des Zürnens und Verzeihens, des Verbannens und Begnadigens, der prüdeſten Zurückhaltung und der rückhaltloſeſten Hingebung, endlich und vor Allem der unausgeſetzten Dämpfung und der ſich ſtets wiederholenden Aufregung."
Edmund Höfer.

Herzensromane waren es bis dahin geweſen, welche in Göthe's Leben als leitendes Element hervortraten und ſeinem bunten Literatentreiben eine gewiſſe Einheit gaben. Schon als Kind ſchloß er ſich inniger an Mutter und Schweſter an, als an Vater und Bruder. Nicht bedeutende Männer, nicht intereſſante Freunde, nicht Rouſſeau, nicht Spinoza waren die Leitſterne ſeines Entwicklungsganges, ſondern das Frankfurter Gretchen, Friederike Oeſer, Käthchen Schönkopf, Fräulein von Klettenberg, Friederike Brion, Anna Gerock, Sibylle Münch, Maximiliane Laroche, Lili Schönemann, Auguſte zu Stolberg und andere Mädchen, deren Namen die Götheforſchung noch nicht aufgefunden hat. Liebe war der ſtete Traum ſeiner jungen Jahre, das Gemüthsleben der Frauen ſeine Lieblingsatmoſphäre, Mädchen zugleich die Muſen und der Lieblingsgegenſtand ſeines Dichtens. Zu ihnen flüchtete er aus dem Wirrwarr ſeines fragmentariſchen Studiums, wie aus dem unbefriedigenden Gewühl tollen Studententreibens. Seine Lyrik war faſt lauter Liebespoeſie, ſein Werther die Klagen ſeiner eigenen Liebesqual, die Ritterthaten eines Götz liefen bei ihm in Liebesgeſchichten aus, Fauſt ſtockte, als die Gretchentragödie zum Abſchluß gelangt war, Clavigo, Stella und die kleinen Singſpiele waren nur der Wiederhall neuer Liebesphantaſien. Das war der eigentliche Quell ſeiner Poeſie [1].

[1] S. m. Schrift „Göthe's Jugend". Freiburg 1879. — Unter dem Titel

Wie die große Grundkraft ſeiner Seele, die Phantaſie, ſo waren auch ſeine Neigungen lebhaft, mannigfaltig, leicht beweglich, aber nicht ernſt und tief. Löste ſich ein Verhältniß, ſo ſpann er wohlgemuth ein anderes an, verwerthete das erſte poetiſch, und theilte ſein Herz auch wohl großmüthig an zwei oder mehrere Geliebte. Als er darum, durch die unglückliche Liebe zu Lili aus Frankfurt geſcheucht, nach Weimar floh, wäre es ein wahres Wunder geweſen, wenn er ſich nicht nach einem neuen Roman umgeſehen hätte. Wie Knebel erzählt, hingen ſich die Damen gleich an ihn, der wie ein Stern in Weimar aufging, und Schiller berichtet von Weimar: „Die hieſigen Damen ſind ganz erſtaunlich empfindſam; da iſt beinahe keine, die nicht eine Geſchichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten ſie gern alle. Da iſt zum Beiſpiel eine Frau von Schardt, die Du in jeder andern Geſellſchaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdeſt .... Man kann hier ſehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren erſten Wohnplatz verändert.“ [2] An Auswahl konnte es alſo nicht fehlen.

Die Wahl, welche Göthe dießmal traf, war bereits auf der Schweizerreiſe vorbereitet worden. In Straßburg hatte ihm nämlich der Großbritanniſche Leibarzt und Silhouettenſammler Dr. Zimmermann unter hundert andern Silhouetten diejenige einer Weimarer Hofdame, Charlotte von Stein, gezeigt, deren Anblick den Dichter für drei Nächte ſchlaflos machte. Er ſchrieb unter das Bild: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel, zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt, und doch durch's Medium der Liebe. So iſt auch Sanftmuth der allgemeine Eindruck.“ Während Zimmermann ſich beeilte, das Alles an Frau von Stein zu berichten, lieferte Göthe die Silhouette an Freund Lavater für die große Phyſiognomik ein und leiſtete zu derſelben folgenden Text:

„Feſtigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenſtandes. Behagen in ſich ſelbſt. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, ſelbſtfließende Rede. Nachgiebige Feſtigkeit. Wohlwollen. Treu bleibend. Siegt mit Netzen.“

„Göthe's Liebſchaften und Liebesbriefe“ hat Dr. Aug. Diezmann, Leipzig 1868, verſucht, „eine Geſchichte ſeines Herzens (!) zu geben, die — nach des Verfaſſers Anſicht — ebenſo unterhaltend für den gewöhnlichen Leſer, als belehrend für denjenigen ſein muß, welcher ſein Weſen und Sein gründlich kennen lernen will.“ S. 4.

[1] K. Göbeke, Schiller's Briefwechſel mit Körner. Leipzig 1874. I. 112.

Das Alles erkannte er aus dem Profil einer bloßen Silhouette, nachdem ihm natürlich Zimmermann zuvor das Nöthige gesagt. Die Damen nahmen solche Orakel für baare Münze. Der Frau von Stein setzte Göthe eine vielberühmte Schönheit, die Marquise Branconi („Freundin" des Herzogs von Braunschweig), gegenüber mit dem Schlußsatz: „Siegt mit Pfeilen". Wieder ein elegantes Compliment. Die Bekanntschaft war damit eingeleitet.

Charlotte Albertine Erneſtine von Stein war am 25. December 1742 zu Weimar geboren, also sieben Jahre älter als Göthe [1]. Ihr Vater, der Hofmarschall von Schardt, stammte aus Schlesien, die Mutter aus dem schottischen Geschlecht der Irving of Drum. Sanften und milden Charakters, sehr streng erzogen, trat sie schon mit fünfzehn Jahren als Hofdame in den Dienst der Herzogin Amalie und heirathete sieben Jahre später (1764) den herzoglichen Stallmeister Gottlob Ernst Josias Friedrich Freiherrn von Stein, der von seinem Vater, einem kaiserlichen Reichshofrath, das ansehnliche Rittergut Großkochberg ererbt hatte. Als Göthe nach Weimar kam, war sie schon Mutter von sieben Kindern, von denen aber vier Töchter bereits im Grabe ruhten. Neben diesen Verlusten hatten mannigfache andere Leiden das Jugendliche ihrer Schönheit bedeutend vermindert. Sie machte indeß auf

[1] Hauptquelle für diese Episode und für Göthe's Leben während dieses Zeitraumes überhaupt sind die von A. Schöll herausgegebenen „Briefe Göthe's an Frau v. Stein". Weimar 1848. — Düntzer's Charlotte von Stein. Ein Lebensbild. Stuttgart, Cotta, 1874, 2 Bde., ist hauptsächlich aus diesen Briefen geschöpft, enthält aber manche biographische Ergänzungen. Doch ist der Stoff nur nach Jahren aneinander gereiht, mehr unverarbeitetes Excerpt, als Biographie. Vgl. darüber die Recension des P. Diel, Stimmen aus Maria-Laach, 1875. IX. 220. Die sehr maßvolle Besprechung hat den reizbaren Sammler so in Harnisch gebracht, daß er allen Anstand über Bord warf und die Zeitschrift einen „Unkenteich" schalt (Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. Stuttg., Cotta, 1876. S. 83). Das soll uns wohl von seiner Bildung überzeugen. Das neue Buch, 300 Seiten stark, ist übrigens nur ein Auszug aus den fast 1000 Seiten des früheren Werkes und noch ungenießbarer, als dieses im breiten Stile jener „Weisen", von welchen Cervantes erzählt, daß jeder der „irrenden Ritter" einen oder zwei in Bereitschaft gehabt hätten, „die nicht nur seine Thaten beschrieben, sondern auch seine kleinsten Gedanken und Kindereien ausmalten, wenn sie auch noch so verborgen gewesen wären" (Don Quijote. II. Buch, 1. Kap.). Außer den „Stimmen" wird darin auch Lewes, Stahr, Keil, Zarncke's Centralblatt, kurz Jedermann angefallen, der Frau von Stein nicht als einen „Engel" kindlich verehren will. Ich habe nichts dagegen, wenn Düntzer sich auch an mir jetzt wieder ein Honorar verdienen kann.

Göthe den Eindruck eines Engels, die Grafen Chriſtian und Leopold Stolberg fanden ſie „ſchön", in allen Schilderungen des Hofes tritt ſie neben den beiden Herzoginnen als die hervorragendſte Frau auf. Schiller, der ſie erſt zehn Jahre ſpäter kennen lernte, kam die adelige Geſellſchaft von Weimar langweilig vor, nur ſie bevorzugt er vor den vielen „flachen Creaturen". „Die beſte unter allen," ſagt er, „war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, intereſſante Perſon, und von der ich begreife, daß Göthe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen." [1]

Ihre Ehe mit dem Freiherrn von Stein war nicht gerade eine unglückliche. Sie war eine gute, ſorgliche Hausfrau, eine liebevolle Mutter und kam auch mit ihrem Gatten erträglich aus; doch herrſchte nicht jene Seelenharmonie und vollendete Gleichheit unter ihnen, von denen romantiſche Gefühlsmenſchen das eheliche Glück abhängig machen. Er gehörte als ſchöner, ſtattlicher Cavalier ganz der äußern Hofwelt an, ſie beſchäftigte ſich viel mit Poeſie, innerlicher Gefühlsſchwärmerei und ſogar Träumen. Er trieb Landwirthſchaft, verſtand ſich auf Ochſen, Kühe, Kälber; ſie intereſſirte ſich mehr für zarte Angelegenheiten, für Romane, dramatiſche und lyriſche Gedichte. Er war ein derber Landjunker, ſie eine ätheriſche „ſchöne Seele". Sie hatte früher viel und gut Theater geſpielt, auch Verſe gemacht; der Ernſt des Lebens hatte dieſe ſchöngeiſtigen Anlagen nicht zerſtört, aber mit einer zarten, ideellen Beſchaulichkeit verbunden. Sie hatte einen gewiſſen religiöſen Zug, ging zur Kirche, beſchäftigte ſich mit frommen Träumereien, konnte aber auch die kräftigſten Religionsſpöttereien ertragen und las mit Andacht Rouſſeau, Voltaire, Diderot, und was die Zeit der Aufklärung an buntem Ideenwirrwarr hervorbrachte. Rauſchende Vergnügungen liebte ſie nicht.

Das war die Frau Baronin, zu der Göthe jetzt ſeine Blicke erhob. Es war ein durchaus neues Abenteuer. Er hatte bis jetzt nur junge Mädchen geliebt, die an Geiſt und Bildung weit unter ihm ſtanden — Gänslein, Backfiſchlein, die mit Gretchen bewundernd zu ihm aufſtaunten:

„Du lieber Gott, was ſo ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da
Und ſag' zu allen Sachen ja.

[1] Göbeke, Schiller's Briefwechſel mit Körner. I. 88.

Bin doch ein arm, unwiſſend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Göthe ſelbſt mag des bloßen Liebesgeflüſters dieſer Pfarrers-, Bürgers- und Wirthstöchterlein überdrüſſig geworden ſein, zumal nachdem ſein Genius aus Lili's Salon nicht als Sieger hervorgegangen. Er ſuchte mehr — einen ihm ebenbürtigen, geiſtigen Verkehr, den die Liebe poetiſch verklären ſollte — oder eine Liebe, die ihn auch geiſtig bereicherte. Dazu hatte er einen merkwürdigen Drang, zu beichten d. h. all ſeine Erlebniſſe, Gemüthsſtimmungen, Pläne, Arbeiten mitzutheilen und ſich darüber tröſten, ermuthigen, belehren zu laſſen. Mit Freunden hatte er aber hierin fatale Erfahrungen gemacht. Manche benützten ſeine Mittheilungen zu eigenem Profit, pumpten ihn aus und verwertheten ſeine Geſtändniſſe literariſch. Die zwar wohlmeinende, aber ſcharfe Kritik Mercks hielt er nicht aus. Er war ſo an Mama gewöhnt, daß er unwillkürlich wieder eine Mama ſuchte — — eine Geliebte, die etwas Mütterliches, Schweſterliches hätte, die ihn ganz verſtände, ihn leitete, tröſtete, ihm wie ein Schutzgeiſt zur Seite ſtände. Zu dieſem weichlichen Charakterzuge geſellte ſich auch öfter unverkennbar die Sehnſucht nach einem idealeren Geiſtesleben, das Verlangen nach religiöſem Troſt, der Drang ſeines beſſeren Ich nach jenem inneren Frieden, den er ſelbſt in unruhiger Schattenleidenſchaft täglich untergrub, ja vollends unmöglich machte, indem er bei der Geliebten ſuchte, was nur Gott gewähren kann.

Ob ſich in dieſen ideellen Zug ſeines Herzens auch realiſtiſch-praktiſche Motive miſchten, kann man dahingeſtellt laſſen. Die Intimität mit der erſten Dame bei Hof verſprach ſicherlich ähnliche Vortheile, wie des Herzogs Familiarität, obwohl letztere für Göthe's Stellung an ſich genügenden Halt bot [1].

Genug, das Verhältniß entſpann ſich dießmal nicht ſo raſch, wie die bisherigen Romane. Nachdem der Herzog ſeinen Freund ſelbſt der Frau Stallmeiſterin vorgeführt, ſahen ſie ſich nur in öffentlicher Geſellſchaft. Erſt nach einem Monat ging er nach Kochberg und zeichnete ſeinen Namen auf Charlotte's Schreibtiſch ein. Dann erfolgte wieder eine monatliche Pauſe, bis am 29. December Zimmermann ſeinen Freund der Frau Baronin in der eindringlichſten Weiſe zum Geliebten anempfahl.

„Ich bin durchaus nicht erſtaunt," ſchrieb er, „daß Göthe in Weimar allgemein gefallen hat. Bei einem ſo glänzenden und allgemein anerkannten Erfolge wie der ſeinige, bei ſeinem im erſten Anblicke aus ſeinen Augen

[1] S. Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. S. 35.

leuchtenden Blitze, mußte er alle Herzen durch seine liebenswürdige Gutherzigkeit und seine Biederkeit treffen, die gleichen Schritt mit seinem hohen und erhabenen Genie hält. Ach, wenn Sie gesehen hätten, wie dieser große Mann seinem Vater und seiner Mutter gegenüber der beste und liebenswürdigste Sohn ist, so würde es Ihnen schwer halten, *um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen*. Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte dem, was sie gethan haben, nur *ein* Zug, so würde zugleich alles Große fehlen, was wir an ihnen bewundern."

Der prophetische Schweizer verkündete ihr sogar Weimar's künftige Größe:

„Herrn Göthe wünsche ich alles Zutrauen an Ihrem Hofe. Höflinge (verzeihen Sie den unedeln Ausdruck!) von dieser Art können unter einem so weisen, verständigen und aufgeklärten Fürsten, wie der Herzog ist, *ein neues Goldenes Zeitalter* bei Ihnen hervorrufen, das in der Geschichte Epoche machen und bei der Nachwelt die sogenannten Großthaten der großen Höfe und großen Völker auslöschen wird."

Sobald das „Medium der Liebe" ihm diese Empfehlung ausgestellt, eröffnete Göthe im Januar einen Liebesbriefwechsel mit Frau von Stein, der von nun an zehn volle Jahre fortdauerte. Die Briefchen folgten einander oft Tag auf Tag, ja sogar mehrere unter demselben Datum. Als Schiller 1787 nach Weimar kam, war es dort öffentliches Geheimniß, daß sie über 1000 Briefe von Göthe besäße und daß er ihr noch immer von Italien aus schriebe. Diese Liebesbillets, die sich zeitweilig, namentlich wenn Göthe auf Reisen war, zu Tagebuchabschnitten erweiterten, füllen drei Octavbände von je etwa 400 Seiten. Sie bilden die biographische Hauptquelle für seine ersten zehn Jahre in Weimar.

Die romantische Billetsammlung beginnt schon am 3. Januar 1776, kaum ein paar Tage nachdem in Waldeck die letzten Seufzer nach Lili verklungen. Zu einem Gruß an Herzogin Louise gesellt sich bereits im ersten dieser verliebten Zettel die Versicherung: „*Ich weiß doch allein, wie ich euch lieb habe.*"[1] Darauf gleich der Wunsch, Frau von Stein zu sehen und zu treffen: „Gehen Sie in die Comödie? Ich bitte nur um ein Wort. *Besänftigerin!* Ich komme wahrscheinlich heute noch." Da Frau von Stein, sei es aus moralischen Bedenken, sei es aus Rücksicht auf die vornehme Gesellschaft, den neuen Anbeter etwas kurz hielt, ihn sichtlich mied, wurde er ganz unglücklich. Am 27. Januar fehlte sie auf der Redoute. Da schrieb er ihr:

„Liebe Frau, ich war heut Nacht von einem Teufels Humor zu An-

[1] Schöll I. 4.

fange. Es drückte mich und die Herzogin, daß Sie fehlten. Die Keller und die niedliche Bechtolsheim konnten mich nicht in Schwung bringen. Karl gab mir das Zettelchen, das machte die Sache ärger, mich brannte es unter den Sohlen, zu Ihnen zu laufen. Endlich fing ich an zu miseln, und da gings besser. Die Liebeley ist doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum, und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte. Das Milchmädchen gefiel mir wohl, mit etwas mehr Jugend und Gesundheit wäre sie mir gefährlich ..... Die Herzogin Mutter war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen! aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte ich sie nachher lachen, wir dachten an Dich, liebe, liebe Frau! Du kommst doch heut Abend."[1]

Den folgenden Tag schrieb er:

„Lieber Engel, ich komme nicht ins Concert. Denn ich bin so wohl, daß ich nicht sehen kann das Volk! Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen und es verdroß mich, daß kein Wort drin war von Dir, kein Wort mit Bleistift, kein guter Abend.

Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen. Will ich Dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb habe."[2]

Am 29. schickte er ihr seine Stella, die eben gedruckt angekommen war und die Liebe zu dreien poetisch anempfahl, dazu die Bitte: „Sollst mich auch ein Bischen lieb haben. Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe."

Es war ihm aber doch mehr um's Bleiben. Er erzählte Wieland seine letzte Jahresgeschichte und versprach sie auch seiner Baronin:

„Wenn ihr mich warm haltet, so schrieb ichs wohl für euch ganz allein. Denn es ist mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Absolution bedarf. Adieu Engel, ich werde eben nie klüger und muß Gott danken dafür. Adieu, und mich verdrießts doch auch, daß ich Dich so lieb habe und just Dich![3]

Als der Herzog ihn vorläufig als Hospitanten mit ins Conseil nahm, versprach der würdige Staatsmann ihrer auch bei seinen Geschäften zu gedenken, schickte ihr Blumen, besuchte sie während der Sitzung, schrieb ihr Zettel und befürchtete schon jetzt eine Billetkrankheit. Noch im Februar

[1] Schöll I. 5. [2] ib. I. 6. [3] ib. I. 9.

und März wurden die Liebesversicherungen heftiger und zudringlicher. Am 23. Februar schrieb er:

„Das erstemal seit 14 Tagen mit freiem Herzen und wie voll Danks gegen Dich Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muß Dir's sagen, Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute seh ich Dich wieder. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — Nein will brav seyn — — Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände[1].

In der folgenden Nacht fuhr er fort:

Du Einzige die ich so lieben kann, ohne daß michs plagt — und doch leb ich immer halb in Furcht — Nun mags. All mein Vertrauen hast Du und sollst so Gott will auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend wie ich an Dir eine Schwester habe. Denk an mich und drücke Deine Hand an die Lippen, denn Du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, Die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab enden. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur Ihre Augen gesehen — und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen."[2]

Von Erfurt aus bat er sie, nach Ettersburg zu kommen und ihm dort mit einem Ring in's Fenster oder mit Bleistift an die Wand ein Zeichen zu machen, daß sie dagewesen:

„Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und Du einziges das mir Glück wünschen würde wenn ich was lieber haben könnte als Dich. — — Wie glücklich müßt' ich da seyn! — — oder wie unglücklich! Adieu! — Komm! und laß nur niemand meine Briefe sehen. — Nur — NB. — das NB. — will ich Dir mündlich sagen, weils zu sagen eigentlich unnöthig ist — Ade Engel."[3]

Anstatt solche Billets und ihren Verfasser rundweg abzuweisen, wie es die Pflicht einer redlichen Gattin gewesen wäre, nahm der „Engel" dieselben holdseligst auf, hielt sie sorgfältig geheim, erwiederte sie mit Antworten, die mehr lockten, als abwehrten und begnügte sich, den Flug der lieben Mücke etwas zu dämpfen und zu mäßigen[4]. Sie sah sie gern so um sich herumfliegen, mahnte aber vor „Aergerniß". Darauf die Antwort (20. März):

---

[1] Schöll 11. [2] ib. 12. [3] ib. 13.

[4] Düntzer, Charlotte von Stein (I. 48), findet das nicht nur in Ordnung, sondern bricht darüber in enthusiastische Bewunderung aus.

„Sie irrten ſich Engel, unter allem was mir auf Erden ſchädlich und tödtlich ſeyn könnte, iſt Ärgerniß das letzte. An Stoff dazu fehlts freilich niemals, nur verarbeit' ich ihn nicht ..... Laſſen Sies gut ſeyn, weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich ſie lieber für Sie haben, als für eine andere. Adieu Engel." [1]

Er nahm keinen Anſtand, auch noch den Segen Gottes auf ſeine Schwachheit herabzurufen und Frau von Stein fürder mit dem aſtronomiſchen Zeichen der Sonne ☉ in ſein Tagebuch zu verzeichnen.

Die „Liebe" hat indeß ihre eigene Logik. Ueber den Begriff der „Einzigen" war Göthe längſt hinaus; er hatte ſchon zu viele „geliebt", nicht nur mehrere nacheinander, ſondern auch mehrere gleichzeitig. Bereits in Leipzig hatte das angefangen. Bei den Gerocks erzählte er von der „einzigen" Lotte, bei Sibylle Münch träumte er von Friederike, auf Lili's Zimmer ſchrieb er an Auguſte zu Stolberg. Mit ſeiner zärtlichen Bruderliebe zu Cornelia fädelte er gewöhnlich die Mädchen ein, den neuen Schweſterchen erzählte er dann von ſeinen unſchuldigen, frühern Bräutchen und wußte Liebesluſt und Liebesleid ſo zart zu wenden, daß aus Sympathie und Mitleid ihm bald neue Liebe entgegenklang.

Als das „Novitiat der Liebe" ſich bei der Baronin von Stein allzuſehr in die Länge zog, ſäumte Göthe nicht, den Roman zu erweitern und eine zweite Schöne darin aufmarſchiren zu laſſen. Nachdem er dem Hof an Herder einen galanten und „menſchlichen" Oberhofprediger verſchrieben hatte, bedurfte man auch noch einer weiblichen Nachtigall, d. i. erſten Hofſängerin. Göthe brachte eine ſeiner Leipziger-Göttinnen in Vorſchlag: das war Corona Schröter, die berühmte Sängerin und Schauſpielerin, der er ſchon als Student in Verſen gehuldigt hatte. Und da der Herzog und die Herzoginnen einverſtanden waren, ſo reiste er ſelbſt Ende März nach Leipzig, um ſie für Weimariſche Dienſte zu gewinnen.

In Leipzig, wo er den 25. März ankam, ſuchte er ſein „erſtes Mädchen" (d. h. ſein erſtes Leipziger-Mädchen) auf; Käthchen Schönkopf war aber Frau Kanne geworden — „Ce n'est plus Julie" meinte er. Auch ſonſt wurde ihm „ſonderbar".

„Kann nicht genug ſagen," ſchrieb er dem Herzog, „wie ſich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die ſchwarz, grau, ſteifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenſchwänzlichen Magiſters, gegen die Feiertagsberockte, altmodiſche, ſchlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende,

[1] Schöll I. 17.

krieſende, ſchnäbelnde und ſchwämelnde Mägdlein und gegen die .... hafte, ſtrohliche, ſchwänzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeſte entgegnet ſind. Dagegen präſervirt mein Aeußeres und Inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu ſagen." [1]

Er fühlte ſich ſeit 24 Stunden nicht bei Sinnen, d. h. „bei zu vielen Sinnen, über- und unſinnlich" [2]. An Frau von Stein berichtete er noch am ſelben Abend:

„Die Schröter iſt ein Engel — wenn mir doch Gott ſo ein Weib beſcheeren wollte, daß ich euch könnt im Frieden laſſen — doch ſie ſieht Dir nicht ähnlich genug."

Am andern Tage (26.) meinte er, Erziehung könnte noch nachhelfen:

„Ich bin bei der Schrötern — ein edel Geſchöpf in ſeiner Art — ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beſte Frau was ſollte aus der werden!" [3]

Während Göthe alle Schritte that, um Corona Schröter dieſen Vortheil zu verſchaffen, d. h. indem er ſie als Kammerſängerin der Herzogin A. Amalia anwarb, wurde Frau von Stein nun doch etwas unruhig und eiferſüchtig. Um ſie zu beſchwichtigen, ſchrieb er ihr den 31.:

„Liebe Frau, Ihr Brief hat mich doch ein wenig gedrückt. Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an ſich ſelbſt begreifen könnte, Ihrer Seele an die Tauſende glauben ſollten um ſelig zu werden. — Man ſoll eben in der Welt nichts begreifen, ſeh ich je länger je mehr. — Ihr Traum Liebſte! und Ihre Thränen! — Es iſt nun ſo! Das Wirkliche kann ich ſo ziemlich meiſt tragen; Träume können mich weich machen, wenns ihnen beliebt. — Ich habe mein erſtes Mädchen wieder geſehen. — Was das Schickſal (!) mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieſer Reiſe in beſtimmteſter Klarheit ſehen! Es iſt als wenn dieſe Reiſe ſollt mit meinem vergangenen Leben ſaldiren. Und gleich knüpfts wieder neu an. Hab ich euch doch alle. Bald komm' ich. Noch kann ich nicht von der Schrötern weg." [4]

Als Göthe aus dem gefährlichen Leipzig wieder nach Weimar zurückgekehrt war (ſchon den 5. April), nahm das Zettelſchreiben wieder ſeinen gewöhnlichen Lauf. Göthe ſeufzte nach Liebe und Liebe und mehr Liebe.

[1] Briefwechſel Karl Auguſt's mit Göthe. I. 2.

[2] Wenn nicht eine Reminiscenz aus Don Quijote (I. Buch, 1. Kap.), ſo doch eine ebenbürtige Perle von Unſinn, wie ſie den fahrenden Ritter bei Felieiano de Silva entzückte: „Das Tiefſinnige des Unſinnlichen, das meinen Sinnen ſich darbeut, erſchüttert alſo meinen Sinn, daß ich über Euere Schönheit eine vielſinnige Klage führe."

[3] Schöll I. 20. [4] ib. I. 20. 21.

Frau von Stein konnte es nicht über's Herz bringen, einen ſo merkwürdigen, hervorragenden Anbeter fahren zu laſſen. Schwankend zwiſchen Pflicht und Neigung, entzog ſie dem Liebenden die Gunſt ihrer Augen nicht ganz, predigte ihm aber Entſagung und Mäßigung und ſuchte ein platoniſches Verhältniß herbeizuführen, das äußerlich ihre Stellung als Gattin intact erhielt, im Stillen aber ſie zur Herzenskönigin des Dichters machen ſollte. Es war derſelbe Platonismus, den Göthe an Wieland verſpottet hatte und den dieſer in einer ganzen Series von Werken als verrückte und ungeſunde Seelenquälerei zu verurtheilen bemüht war. Erſatz für eine Ehe oder auch nur für ein realiſtiſches Liebesverhältniß konnte eine ſolche Seelengeſchwiſterſchaft, Mondſcheinſehnſucht und Billetpoſt unmöglich gewähren, einem ſo leidenſchaftlichen Charakter wie Göthe am wenigſten. Er konnte den „Engel" oft Tage, ja Wochen und Monate lang nicht ſehen; war er in Weimar anweſend, ſo mußten im Verkehr hundert kleine Vorſichten angewandt werden, um den Herzensaustauſch zu maskiren und zu beſchränken. Die Pädagogik des „Engels" war im Anfang ſehr ſtreng und verſtattete auch in literariſcher Hinſicht nur einen eng begrenzten Austauſch der Anſichten und Empfindungen. Der Mann, der „titaniſch" das chriſtliche Sittengeſetz abgeſchüttelt hatte, mußte es ſich gefallen laſſen, wieder wie der Bär in Lili's Menagerie abwechſelnd geſchmeichelt und gerupft, am Seil herumgeriſſen und zum Tanzen beordert zu werden. Die Gegenwart der Frau Baronin machte ihn ſelig, ihre Abweſenheit riß in einem Augenblick den ganzen Himmel ein:

„Ach wie biſt Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Nein an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach wenn Du da biſt,
Fühl' ich, ich ſoll Dich nicht lieben.
Ach wenn Du fern biſt,
Fühl' ich, ich lieb' Dich ſo ſehr[1].

Dieß ewige Hin- und Herſchaukeln zwiſchen leerem Phantaſieglück und ebenſo thörichter Herzensqual macht ſeine Liebesbillets, abgeſehen von ihrem ſonſt meiſtens ſchalen Inhalt, zu einer troſtloſen, widerlichen Lectüre[2]. Den ganzen Mai, Juni, Juli 1776 enthalten ſie faſt nichts

[1] Schöll I. 51.

[2] Auch Edmund Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. Stuttgart 1878, S. 41, findet, daß dieſelbe ein „im Ganzen ziemlich einförmiger, ja durch zahlloſe Wiederholungen ermüdender Weg iſt", und: „man könnte im ‚ſüßen Einerlei' des Daſeins zuweilen wirklich ein wenig ungeduldig werden."

als ein ewiges Gejammer über unnütze Selbſtqual, vergebliches Ringen nach Reſignation, Ueberdruß an längerem Herztheilen, Unmöglichkeit, ſeine Liebe aufzugeben, Sehnſucht nach der Gegenwart, die allein „wirkt, tröſtet und erbaut".

„Warum ſoll ich Dich plagen, liebſtes Geſchöpf! — Warum mich betrügen und Dich plagen und ſo fort. — Wir können einander nichts ſein und ſind einander zu viel.

Alſo auch das Verhältniß, das reinſte, ſchönſte, wahrſte, das ich außer meiner Schweſter je zu einem Weibe gehabt, auch das geſtört! — Ich war drauf vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und das Zukünftige..... Ich will Sie nicht ſehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben ſoll, ſo hilft mir Ihre Liebe ſo wenig, als die Liebe meiner Abweſenden, an der ich ſo reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfniſſes entſcheidet alles, lindert alles, kräftiget alles. Der Abweſende kommt mit ſeiner Spritze wenn das Feuer nieder iſt — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts ſein kann, will auch nicht, daß Du mir was ſein ſollſt." [1]

„Hier bildend in der reinen ſtillen
Natur, iſt ach mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch ſtets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben ſoll."

So lebte er denn wieder in der vollendetſten Wertherei, ſelbſtgemachter Herzensqual und nutzloſer Empfindelei, nur daß das bunte, luſtige Hofleben dieſelbe auf ſehr geringe Zeit zurückdrängte und halb und halb wie eine Komödie erſcheinen läßt. Der ſo namenlos unglückliche Liebhaber jagte mit dem Herzog im ganzen Land herum, ſpielte Theater, trieb alle erdenklichen Poſſen, zeichnete, dichtete, baute den Garten, welchen ihm der Herzog geſchenkt, wohnte als Legationsrath dem Conſeil bei, machte allen jungen Frauenzimmern den Hof und führte jenes tolle Studentenleben, das als „Geniewirthſchaft" ſo oft ſchon geprieſen und geſchildert worden iſt. In den Stunden des Rückſchlags, den das tolle Treiben natürlich zur Folge haben mußte, in katzenjämmerlicher Ermüdung und Abſpannung blickte er dann wieder zum Mond und zu den Sternen auf, ſah Charlottens Bild über die nebelduftenden Wieſen gleiten oder gar als Madonna in den Himmel ſchweben:

„Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna die gen Himmel fährt, vergebens daß ein rückbleibender ſeine Arme nach ihr ausſtreckt,

[1] Schöll I. 23. 33. Vgl. S. 29. 30. 44. 48. 49.

vergebens daß ſein ſcheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünſcht, ſie iſt nur in den Glanz verſunken, der ſie umgibt, nur voll Sehnſucht nach der Krone (!!) die ihr überm Haupt ſchwebt. Adieu doch Liebe!“ [1]

Der Frau von Stein war es gar nicht ſo himmliſch zu Muth. Sie war ſich's immer noch bewußt, daß ſie Frau von Stein hieße und daß dieſer Name ſchwere Pflichten gegen Gemahl und Kinder in ſich ſchlöſſe. Vor einer Scheidung bebte ſie zurück und von der einmal genährten Leidenſchaft vermochte ſie ſich ebenſo wenig loszureißen. Auf die Rückſeite des Blattes, worauf ſie in elender Profanation mit der gen Himmel fahrenden Madonna verglichen wurde, ſchrieb ſie die zweifelsvollen Verſe:

„Ob's Unrecht iſt, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir ſo liebe Sünde,
Will mein Gewiſſen mir nicht ſagen;
Vernicht' es Himmel du, wenn mich's je könnt' anklagen.“

Der Doctor Göthe nahm es mit der Gewiſſensfrage weniger genau. Für ihn war „Liebe“ und Poeſie das höchſte Geſetz: „Die Liebe giebt mir alles, und wo die nicht iſt, dreſch' ich Stroh. Das mahleriſchte Fleck geräth mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich.“ [2] Alſo geliebt! Als Künſtler und Poet glaubte er ſich blindlings dem Scepter der Leidenſchaft unterwerfen zu müſſen, ſchickte der Geliebten Verſe, Bücher, Roſen, andere Blumen — auch Spargel, Spargel aus ſeinem Garten, die erſten Spargel aus ſeinem Garten — auch ein Stück Nachtiſch von der Tafel Dalbergs zu Erfurt — dazu Billets ohne Ende, dankend, lockend, ſchmollend, neckend, klagend, hoffend, ſehnend, himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt — — in allen Tonarten das Gedudel einer krankhaften, ſentimentalen Liebelei. Wahre Klagen einer unbefriedigten Sehnſucht miſchen ſich darin mit dem Jammer literariſcher Phantaſterei, mit wohlgezielten Seufzern und dem ſchalſten Liebesgirren. Zur „rechten Zeit“ kam am 9. Juli 1776 die Nachricht, daß Lili Braut geworden ſei. „Uebrigens,“ ſo fügt er bei, „geht's ſo entſetzlich durch einander mit mir, daß es eine Freude iſt!“

Wurde ihm die melancholiſche Seufzerkoſt bei Frau von Stein zu langweilig, ſo waren noch genug andere Geſichter da, um ſich zu tröſten. Jetzt mußte er ſeine Augen vor der Herzogin Louiſe bewahren, die „ein unendlicher Engel iſt“, jetzt fand er „die Waldner recht lieb“ und ſchäkerte mit ihr herum [3], jetzt führte er Fräulein von Ilten, „das holde

[1] Schöll I. 65. [2] ib. I. 49. [3] ib. I. 59.

Geſchöpf", in ſeinem Garten herum; auf den Streifzügen über Land aber war Gelegenheit genug, auch mit weniger ätheriſchen Geſtalten, d. h. mit drallen Bauerndirnen, zu „miſeln" [1]. Er drohte der ſtrengen Erzieherin ſogar mit dieſer für ſie wenig ſchmeichelhaften Rivalität:

„Sie fehlen mir an allen Ecken und Enden und wenn Sie nicht bald wieder kommen mach ich dumme Streiche. Geſtern auf dem Vogelſchießen von Apolda hab' ich mich in die Chriſtel von Artern verliebt ꝛc." [2]

Den weiteren Commentar gibt das Gedicht „Chriſtel":

„Hab' oft einen dummen, düſtern Sinn,
Ein gar zu ſchweres Blut:
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt Alles wieder gut." [3]

Dann folgen alle weiteren Affecte eines leichtfertigen Bauerntanzes mit dem richtigen Schluß, der die Gemeinden mit liederlichen Subjecten, defloritten Mädchen und unehelichen Kindern zu beſchenken pflegt.

Die Chriſtel von Artern war aber nicht die einzige ländliche Dulcinea, welche in das „unendliche" Herz des allumfaſſenden Dichters Zutritt fand und ſich mit Herzogin, Gräfinnen und Baroninnen darein theilte. Die Tagebücher erwähnen dieſer „Volkspoeſie" mehr als einmal, neben den Miſeleien, zu denen bei Hof Gelegenheit war, und Tanzbeluſtigungen, welche die ganze Nacht hindurch dauerten. Um ſich von ſolchem Leichtſinn dann zu „läutern", kehrte er im Mondſchein wieder zur Frau von Stein zurück, kaperte ihr ein Armband weg, klagte ſich weinerlich des Diebſtahles an, ſchickte wieder eine Roſe, zeichnete für ſie in der Hermannſtädter Höhle, grub ein S dort ein, küßte es und erinnerte die ätheriſche Geliebte in familiärſter Weiſe, daß ohne Basia und was ſonſt dazu gehört, die „Liebe" eigentlich ein troſtloſes Geſchäft ſei. Er konnte kaum deutlicher und leidenſchaftlicher darum betteln, als in einem Gedichte: „An den Geiſt des Johannes Secundus, des lieben, heiligen, großen Küſſers", das er der verheiratheten Dame als Beiblatt zu einem ſeiner Zettel beizulegen wagte. Die Dichtung des Jan Nicolai Everard, auf welche Göthe darin anſpielte und von welcher er ſo begeiſtert war, daß er den Dichter „groß, lieb und heilig" nannte, gehört, „ihres Schmutzes wegen kaum ihres Gleichen ſuchend", der gemeinſten, ſchamloſeſten und verworfenſten Erotik an [4].

[1] In der „Genie"-Sprache ſo viel als „liebeln", von „Miſel" (Demoiselle).
[2] Ebd. I. 47.
[3] Göthe's Werke (Hempel) I. 17. R. Keil, Tagebuch. S. 72.
[4] So urtheilt der Proteſtant Gräſſe (Literärgeſchichte, II. Bd. III. Abth.

In ſolchem Schmutz wühlte Göthe mit behaglichem Wohlgefallen herum und bot ihn auch der Frau von Stein an. Der Inhalt und Charakter der Dichtung, ihre verfängliche Anwendung, Göthe's Temperament und ſein ganzes Treiben laſſen keinen Zweifel darüber, daß es ihm nicht um ein platoniſches Verhältniß zu thun war, daß er vielmehr die volle Wahrheit ſprach, wenn er einige Wochen ſpäter geſtand: „Ach, die acht Wochen haben doch viel verſchüttet in mir, und ich bleibe immer der ganz ſinnliche Menſch.“ [1]

Schon der alte Cicero hat gewußt, daß ſich mit den Leidenſchaften nicht ungeſtraft ſpielen läßt, daß ein „gemäßigter Epikuräismus“ ſie nur ſcheinbar, aber nicht wirkſam zu bändigen im Stande iſt. „Wer das Laſter innerhalb gewiſſer Grenzen dulden will, der urtheilt ähnlich, wie wenn er glaubte, daß Einer ſich vom Vorgebirge Leucate ſtürzen und im Fall aufhalten kann, wann er will. Denn wie das unmöglich iſt, ſo kann der von der Leidenſchaft aufgeregte und getriebene Menſch nicht innehalten und Fuß faſſen, wo er will, und überhaupt, was im Wachsthum verderblich wird, das iſt Laſter ſchon im Keime.“ [2]

Weil die böſe That in der freiwilligen böſen Begierde wurzelt und dieſe, an ſich ſchon der Norm der Sittlichkeit widerſprechend, naturnothwendig zur That hindrängt, verbietet das Naturgeſetz beide unter derſelben ſchweren Sanction. Die zehn Gebote ſprechen in dieſer Hinſicht nur das ewige Geſetz aus, das der Schöpfer ſelbſt mit unauslöſchlichen Zügen in die Menſchenſeele eingegraben hat, das die Leidenſchaft zeitweilig übertäuben, aber nie beſeitigen kann. Der göttliche Geſetzgeber des Neuen Bundes aber hat die Axt noch tiefer an die Wurzel gelegt: „Ich aber ſage euch: daß Jeder, der ein Weib anſieht, um es zu begehren, in ſeinem Herzen ſchon die Ehe mit ihr gebrochen hat“ (Matth. 5, 28).

Nur mit Widerwillen und Abſcheu kann ein Chriſt deßhalb dieſes Verhältniß betrachten, das nicht nur allen chriſtlichen Moralbegriffen, der Würde und Heiligkeit der Ehe, jedem ſittlichen Zartgefühl, ſondern

---

II. Hälfte. Dresden u. Leipzig 1843. S. 737), den wohl Niemand der Prüderie beſchuldigen wird.

[1] Schöll I. 69.

[2] Tusc. disp. l. 4, 18, 41. Qui modum vitio quaerit, similiter facit, ut si posse putet eum, qui se e Leucata praecipitaverit, sustinerese, quum velit. Ut enim id non potest, sic animus perturbatus et incitatus, nec cohibere se potest, nec quo loco vult insistere : omninoque, quae crescentia perniciosa sunt, eadem vitiosa sunt nascentia.

auch den unabweislichen Forderungen des Naturgesetzes in's Gesicht schlägt. Denn mit nüchternen Augen betrachtet, ist das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein doch weiter nichts als eine Fortsetzung seiner unlautern Liebe zur Wetzlarer Lotte, eine Fortsetzung jenes Romanlebens, das er im „Werther" und in der „Stella" gefeiert hat und das folgerichtig zur Bigamie und zur unbeschränkten Sittenlosigkeit führen muß. Genußsucht und die schnödeste Autoreneitelkeit vereinten sich abermal zu der elenden Begier, neue Romane zu erleben, um neue Romane schreiben zu können. Und so ist auch der Briefwechsel Göthe's mit Frau von Stein nur eine Fortsetzung jener Charlatanerie, welche, nach Lessings Ausdruck, den thierischen Trieb „so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß". Auch das „cynische Kapitelchen zum Schluß", das Lessing von dem lieben Göthe verlangte, fehlt nicht, obgleich es Göthe im Anfang sorgfältig bemäntelte. In Wilhelm Meister's Lehrjahren ist es deutlich genug geschrieben. Wer die unreinsten Verhältnisse als menschliches Bildungsmittel so liebevoll beschreiben kann, der hat sich selbst gerichtet — und diese Beschreibung ist im Verkehr mit Frau von Stein entstanden, wurde mit ihr besprochen, von ihr revidirt und gutgeheißen. Aber auch in seinem Briefwechsel bricht das unreine Feuer in so deutlichen Flammen durch die Lavadecke, daß man alles sittliche Zartgefühl, allen psychologischen Blick verloren haben muß, um dieses schimpfliche Verhältniß als „vollen Blüthenbaum eines reichen, schönen Gemüthslebens" feiern zu können [1].

In Weimar freilich hatte diese „freiere Moral" nichts auf sich. Die Gebote Gottes waren hier bereits mit der Lebensphilosophie Wielands in Einklang gebracht. Was nicht polizeilich strafbar war, das konnte man den Musen und Grazien schon vergönnen. Wie sollte man an demjenigen Anstoß nehmen, was den Romanen, die man las, gerade die pikanteste Würze gab? Der junge Herzog, der sich alle früheren Liebschaften Göthe's hatte erzählen lassen, fand die neue ganz wunderschön. Baron Stein mischte sich nicht in die Sache, sondern ließ seine Frau poetisiren. Der ganze Hof war an solche Dinge längst gewöhnt. Vor Aller Augen liefen die beiden Knaben Hudan und Lauf herum, deren Mutter der Major Imhoff an Warren Hastings verkauft hatte. Jeder war froh, wenn man ihn in seinen eigenen Liebeshändeln nicht störte. Anna Amalia nickte vergnügt zu all dieser „schönen" Liebe. Als der

[1] Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 48, wo auf eine ganze Predigt über die „seelenhafte Innigkeit herzlicher Neigung" (!!) im selben Athemzug die Nachricht folgt, daß Göthe auch Corona Schröter zum Weibe begehrte.

Generalſuperintendent Herder erſchien, gab auch er ſeinen Segen dazu; er hatte ſchon die „Stella“ ſo entzückend gefunden. Herzogin Luiſe aber, die nicht tiefer in die Karte ſchaute, faßte das Verhältniß wahrſcheinlich als ein platoniſches auf. Hätte ſie übrigens auch der Sache mehr auf den Grund geblickt, ſo würde ſie doch kaum die Macht beſeſſen haben, die ältere, ihr geiſtig überlegene Freundin dem Netze eines Romans zu entreißen, in welches dieſe ſich freiwillig verſtrickt hatte, oder den verhängnißvollen Zauber zu brechen, welchen Göthe's Perſönlichkeit nicht bloß auf die gefühlvolle Frau, ſondern ebenſoſehr auf den Herzog ausübte. Was den Herzog betraf, fühlte ſie recht wohl, daß Göthe nicht deſſen guter Genius wäre. Sie leiſtete geraume Zeit paſſiven Widerſtand gegen ſeinen Einfluß. Doch mit des Herzogs lebensluſtiger Genußſucht verbündet, ſchlug der kecke Emporkömmling die ſanfte, ſchüchterne Fürſtin bald aus dem Felde.

5. Genieleben.

1776. 1777.

„Göthe lebt und regiert und wüthet, und gibt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour comme vous scavez, und macht uns glücklich, er mache, was er will."

Wieland an Merck, 27. Mai 1776.

„Göthe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!"

Wieland an Merck, 7. Oct. 1776.

In dem Briefwechsel mit Frau von Stein findet Göthe's Leben für die nächsten zehn Jahre einigermaßen die Einheit eines Liebesromans; sonst aber geht es in krausester Buntheit nach allen Seiten auseinander: so bunt, daß es keinem der Biographen gelungen ist, es zugleich allseitig und übersichtlich darzustellen. Die Annalisten kommen an kein Ende, sie ertrinken in Einzelheiten; jeder Versuch künstlerischer Gruppirung aber weicht nothwendig von dem eigentlichen Charakter der Wirklichkeit ab. Göthe selbst hat aus naheliegenden Gründen diese sog. „Genieperiode" nicht zu schildern versucht. Er durfte es nicht wagen, Herzog und Herzoginnen, wie Gretchen und Lavater, als Deuteragonisten und Statisten um sich gruppirt, in seiner Biographie aufmarschiren zu lassen und all die Kindereien zu erzählen, die er jahrelang mit ihnen trieb. Doch hat er sehr deutlich formulirt, was man damals unter „Genie" verstand:

„Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte, daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel gibt[1]. Damals manifestirte sich's nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht genialisch zu sein und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen. — Wenn Einer zu Fuße,

[1] Man sollte ordentlich glauben, vor ihm hätte es kein Genie gegeben und die Welt hätte auf ihn warten müssen, um durch sein Handeln und Thun Gesetz und Regel zu erhalten. „Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt, als mich selbst", hat er nicht umsonst von sich gestanden. Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 298.

ohne recht zu wissen, warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn Einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich." — „Die Schilderung jener Zustände," so meinte er, „und dessen, was darin geschehen, würde mährchenhaft und unglaublich erscheinen." [1]

Um aus dem bunten Rausche wenigstens etwas für die eigene Erinnerung zu retten, hielt er es selbst für nöthig, ein gedrängtes, aphoristisches Tagebuch zu führen, das durch Abschriften sehr spät erst in die Öffentlichkeit gelangt ist [2]. Es ergänzt in sehr bedeutendem Umfang die Correspondenz mit Frau von Stein. Es zeigt Göthe nach einer ganz andern Seite hin. Dort waltet die weiche Gefühlsüberschwenglichkeit, hier das studentische Wesen der Genieperiode vor, aber bereits von einem berechnenden, diplomatischen Geist gedämpft, der weiß, daß er „Geniestreiche" macht und warum er sie macht. Zeugt es auch von einer „genialen" Urwüchsigkeit, Indigestionen und Katzenjammer neben herzoglichen Audienzen und verliebten Damenvisiten zu notiren, so tritt das Verhältniß des Dichters zum Hofe doch von Jahr zu Jahr deutlicher als das Hauptelement des bunten Lebens und Treibens hervor. Wie in seiner Correspondenz, so verräth er auch hier Lust am „Regiment". In

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 86. — Keil, Tagebuch. S. 39.

[2] Die Originalschrift selbst wird noch heute im Göthe-Archiv unter Schloß und Riegel gehalten. Riemer konnte sie für seine „Mittheilungen über Göthe", Berlin 1841, 2 Bde., benützen, hat sich aber, wie Dr. C. A. H. Burkhardt, Oberarchivar zu Weimar und bei Weitem der objectivste, wahrheitsliebendste und gründlichste der lebenden Göthe-Forscher (Grenzboten 1874. I. 382), bemerkt, bloß an's Äußerliche gehalten und das Tagebuch sorgfältig „unbenützt" gelassen, „wo das Göthe'sche Leben sich in seiner Ausgelassenheit zeigte". Erst 1874 veröffentlichte Burkhardt dasselbe nach einer abgekürzten Abschrift in den „Grenzboten" (1874. I. 378 ff. II. 331 ff. 254 ff. III. 18 ff. IV. 121 ff.). Nach zwei anderen bedeutend vollständigeren Copieen gab R. Keil Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782, Leipzig 1875, heraus. Die beiden Lesarten sind unter sich und mit dem Texte Burkhardts sorgfältig collationirt, der so festgesetzte Text mit biographischen Anmerkungen aus Göthe's Correspondenz u. s. w. begleitet. Das Tagebuch beginnt mit dem 11. März 1776 und fließt während der ersten fünf Jahre ziemlich reichhaltig, dann aber magerer und lückenhafter, gibt aber ungeachtet seiner zeitweiligen Unterbrechungen eine viel genauere Vorstellung von Göthe's verworrenem Treiben, seiner Zeitvergeudung, seiner Ausgelassenheit, seinen melancholischen Träumereien, seinem mühsamen Übergang in ein ernsteres Geschäftsleben, als irgend ein anderes Document. Obwohl Göthe auch hier sich manchmal recht eitel selbst bespiegelt, schminkt er sich doch nicht, wie in gar vielen seiner Briefe, auch in denen an Frau v. Stein. Anstatt der traumhaften Phantasieen seiner Biographen hat man die leibhaftige Kleinkrämerei vor sich, an deren Sandbänken sein großer Dichtergeist zehn Jahre lang fast unthätig vor Anker lag.

den späteren Jahren kommen immer häufigere und längere politiſche Betrachtungen; im Anfang waltet entſchieden der Student oder das „Genie“ vor.

Die erhaltenen Abſchriften dieſer Tagebücher beginnen erſt mit dem 11. März 1776. Alles iſt ſehr lakoniſch. Der Herzog Karl Auguſt wird kürzehalber mit dem Planetenzeichen des Jupiter ♃, Anna Amalia mit dem des Mondes, Frau von Stein mit dem Zeichen der Sonne bezeichnet. Die Freimaurerloge Anna Amalia in Weimar hat das bekannte Viereck □. Ein Sternchen * bedeutet wahrſcheinlich Herzogin Luiſe, das Zeichen der Venus ♀ die „ſchöne“ Gräfin Werthern auf Neunheiligen.

Und nun wenigſtens ein oder das andere Bruchſtück aus dieſen Tagebüchern, die, wenn auch nur andeutungsweiſe, doch lebhafter als alle anderen Berichte, das bunte Durcheinander dieſer Tage vergegenwärtigen. Das wichtigſte Ereigniß des Jahres 1776, Göthe's Einführung in's Miniſterium am 25. Juni, iſt ſehr kurz ſkizzirt:

25. Einführung. Schwur. Bey Hof geſſen[1]. Abends Wieland, Kalb, Lenz, Klinger. Morgens ☉ weg[2].

27. Nachts bey ♃ geſchlafen[3].

28. Seſſion[4]. Bey Herzog. Abends Belvedere mit der Herzogin M. und Imhoff[5]. Bey der Herzogin zu Nacht gegeſſen.

29. Wieland und Sie Morgends im Garten. Dazu Bechtolsheim.

---

[1] Auf die Kunde, daß es ihrem Freunde Wolfgang in Weimar ſo gut gehe, waren auch zwei andere Genies, die excentriſchen Poeten und Hungerleider Reinhold Lenz (geb. 1750) und der noch jüngere Frankfurter Max Klinger (geb. 1752) zu ihm gekommen und phantaſirten, ſo lang es ging, in Thüringen herum. Abends hatte ſie Göthe mit Wieland und dem neuen Finanzminiſter Kalb beiſammen. Klinger war wie betrunken von Wonne. Am 26. Juni ſchrieb er an Kayſer: „Hier bin ich ſeit zwey Tagen unter den großen Himmels Göttern (!) .... Am Montag kam ich hier an, lag an Göthe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe. Närriſcher Junge! und kriegte Küſſe von ihm. Toller Junge! und immer mehr Liebe. O was von Göthe iſt zu ſagen! ich wollte eher Sonne und Meer verſchlingen! Geſtern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er iſt der größte Menſch, den ich nach Göthe geſehen habe! ꝛc. . . Hier ſind die Götter! Hier iſt der Sitz der Großen!“ Es war keine Kleinigkeit — ſo ein Vereidigungsſchmaus!

[2] Frau v. Stein machte eine kleine Badereiſe, ließ ihm eine Tuſchzeichnung zurück. Schöll I. 43.

[3] Auf dem Kanapee.

[4] Vor der Seſſion ſchrieben Göthe und der Herzog ein Blättchen an Frau v. Stein.

[5] Wahrſcheinlich die Schweſter der Frau v. Stein, Gattin des Majors, der ſeine erſte Frau verkauft hatte.

Mittag allein. Die Gothaiſche Herrſchaft war ſeit 10 Uhr da. Abends bey Hof. Harfenſpieler. Nachts Klinger[1].

30. Morgens Acten[2]. Mittag Tiefurt. Den ganzen Nachmittag dort. Nachts hereingefahren mit den Damen.

Den 1ten Juli. Apollonius. Allein Mittags zu Hauß. Herzogin Mutter. Bechtolsheims Erklärung, in Wielands Garten. Nach Hauſe[3].

11. Erſter Tag des Vogelſchießens. Auſſpannung über K.

12. Zweyter Tag des Vogelſchießens. Geſſen mit den Schützen ꝛc.

13. Früh Eröffnung der Commiſſion. Mittag Denſtädt. Einſiedels Igelheit. Nachts zurück.

14. Gemalt bey Kr.[4] Bey ♀ geſſen. Gemalt im Garten. Früh zu Bett.

15. Vogelſchießen zu Apolda[5]. Criſtel ꝛc. Beim ♃ geſchlafen.

16. Bey Käſtner und ♃ gegeſſen. Nachmittags Oberſtallmeiſter. Künſte. Nachts gebadet.

17. Conſeil. Im Garten gegeſſen. Abends nach Berka. Lenz Einſamkeit. Schweigen.

18. Nach Stadt Ilm. geſüttert, gefrühſtückt, in Bügelo hohlten Staff u. Trebra ein. gegen 1 Uhr in Ilmenau. Gegeſſen, mit Einſiedel ſpazieren. Diarroeh die Nacht durch.

19. Rhabarber! Dummheit! Nach Tiſch auf Manebach. Hermannſtein zurück.

20. Früh in tr. Fr. Schacht[6] mit dem Herzog. Prinz von Darmſtadt. Trebra. Nach Tiſch mit Fritſch ſpazieren. Abends unterſchrieben.

21. Früh gezeichnet an der Ausſicht nach der Frohnfeſte. Nach Tiſche Herzog, Staff. geſchoſſen. Tanz des leidigen Geſchlechts[7]. Nachts Staffen Serenade.

---

[1] Nach dem Harfenſpiel waren wohl Beide wieder poetiſch ver—zückt.

[2] Erſte Spur von einem Geſchäftsleben, hielt aber nur bis Mittag; der ganze Mittag verbummelt.

[3] Von 2—10 ſtockt das Tagebuch, wird aber durch Briefe an Frau v. Stein ergänzt. Am 2. ſeufzte er nach ihr, hatte aber mit Wieland „göttlich reine" Stunden. Am 5. amüſirte er ſich an den beiden indiſchen Söhnen, Lauf und Huban, der verkauften Frau Imhoff und ſchrieb der Frau v. Stein von ihrem Zimmer und ihrem Kanapee aus. Am 9. tanzte er im welſchen Garten und bekam die Nachricht von Lili's Verheirathung.

[4] Ließ ſich von Maler Kraus malen.

[5] Schon der dritte Tag Vogelſchießen nach kaum zehn Tagen Regierung. „Chriſtel" iſt das erwähnte Bauernmädchen, mit deſſen Rivalität er der Frau v. Stein drohte.

[6] In dem vernachläſſigten Bergwerk zu Ilmenau, das der Herzog wieder in Gang bringen wollte. Der kurſächſiſche Beamte Trebra war als Experte berufen worden.

[7] Schießen und Tanzen gehörten zu den Hauptübungen im Regieren und Bergfach.

22. Früh nach Cammerberg. gezeichnet mit und ohne Liebe. Betrachtung darüber. Gegen Mittag auf den Herrmannſtein[1]. Der ⊙ in der Höhle geſchrieben. Auf dem Gickelhahn gezeichnet. zurück. Mit Einſiedel und dem Comm. R. in der Fülle mahleriſcher Empfindung geſchwätzt. Mit Einſiedel auf dem Berg vor der Stadt zum Abendeſſen. Zu Bette.

23. Den Morgen das Gebirgsſtück ausgezeichnet. Abends nach dem Gabelbach. mich verirrt[2].

24. Politiſche Abhandlung. Aufs Treiben. Nichts geſchoſſen und nichts gezeichnet. mit Pr. auf der Neuhofer H.

25. Früh der Herzog nach Frauenw. und Schleuſingen. Ich Nachmittags nach Stützerbach mit Einſiedeln. Nachts bey Gundlach.

26. Gezeichnet früh. Der Herzog kam. Die Geſellſchaft auch. Wirthſchaft bei Glaſern.

27. Treiben im Sächſiſchen. Heſſelbarths Revier. Hirſch geſchoſſen. Gehetzt. In der Eil geſſen. Geſchoſſen. Glas geſchliffen. Zurück nach Ilmenau.

28. Früh gebadet. Abends Pirſchen aufm Gabelbach. Nachts bey den Köhlern.

29. Ueber Manebach. Abends gebadet.

30. Gebadet. Zum Vogelſchießen. Abends im Teiche gebadet. Forellen gebacken.

31. Bey Löfflern auf dem Hammer. Gebadet. Bergmuſik. Stadthalter[3] Nachts.

Den 1. Auguſt. Mit dem Herzog, Dalberg, Trebra, Linker nach dem Cammerberger-Kohlenwerke eingefahren. Dann oben nach dem C. A. Schacht, der etwa anderthalb Lachter abgetäuft war. Gefrühſtückt hinten. Zu Tiſche. Viel von Bergwerksſach geſchwatzt. Nach Tiſch Scheibenſchießen. Viel Guts mit Dalberg. Abends ins Eiſenwerk. Nachts bis halb eilf mit Dalberg von Zeichnungsgefühl, Anfärbung, Dichtkunſt, Compoſition.

---

[1] Bei Ilmenau. Unter dem Fels war eine kleine Höhle, in welcher Göthe zum Andenken an Frau v. Stein ein S eingrub. Noch jetzt zu ſehen.

[2] Die ganze Epiſode vom 18. Juli bis 14. Auguſt ſpielt in der Gegend von Ilmenau, einer ſüdlichen Enclave des Herzogthums. Die Zeit iſt, wie man ſieht, zwiſchen Jagd und anderer Unterhaltung getheilt. Nebenher laufen einige Unterhandlungen und Geſchäfte, wegen des Bergwerks, das man wieder in Betrieb ſetzen wollte. Da aber weder Karl Auguſt noch Göthe etwas davon verſtand, ſo wurde eben darüber „geſchwatzt", im Bergwerk herumgekrochen, mit Glasſchleifen und Silberprobe getändelt, in der Henneberg'ſchen Bergordnung herumgeblättert und dann wieder gezeichnet, gegeſſen, gebadet, geſchoſſen und getanzt. Ein vornehmes Schlaraffenleben auf dem Lande, wie es ſich jeder reichere Landjunker verſchaffen kann.

[3] Dalberg. — Wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt es mir hier nicht darum zu thun, einen Commentar zu allen Kleinigkeiten des Tagebuchs zu ſchreiben, ſondern bloß dem Leſer, der es nicht kennt, eine Vorſtellung davon zu geben, daß Göthe's Leben in dieſer Zeit ſich nur wenig von dem Nichtsthun vieler vornehmen Leute unterſcheidet.

d. 2. Silberprobe bei Heckern. Trebras Abſchied. Abends mit Dalberg und 4 nach Stützerbach. gezeichnet. Nachts Dalberg noch weg von Stützerbach.

d. 3. Früh auf dem Schloßberg gezeichnet. Geſang des dumpfen Lebens[1]. Der Herzog auf der Jagd. 3 Uhr erſt zurück. Geheim. Canz. Expedition. Herzog fort. ich gezeichnet.

d. 4. Früh die Hennebergſche Bergordnung. Zu Tiſche nach Ilmenau. Silberprobe bei Heckern ſelbſt gemacht.

d. 5. Zu Hauſe. An Fritſch geſchrieben. Obermarſchall kam. Berbisdorf aß mit. Der Habicht kam. Auf der Wieſe verſucht. Abends die Stein.

d. 6. Früh nach Cammerberg in den Stollen zum lett. Schacht. nach dem Herm. In der Höhle. Zurück auf die Mühle. in die Stadt. nach Unterporlitz zu Tiſche. Zeichnen, Tanz, Ganſehazze. Nach Hauſe gegangen. Abend zu Staff. Ins Amthaus. Illumination. Muſik. Trennung.

d. 7. Früh Regnen. gegen 10 auf Elgersburg geſſen. Mit Miſeln gekittert. Nach Tiſch hohen Felsweg! Allein. Dann Kraus, dann der Herzog. Unſer Klettern durch die Schlucht. Geſpräch und Bemerkung, daß wir, die wir von Oſtentation gegen uns ſelbſt und andere nicht frey wären, doch nie gegen einander uns ihrer ſchuldig gemacht hätten[2]. Abends auf dem Rückweg 4 mit Geiſtern, ich mit Huſaren.

d. 8. Aufm Hermannſtein. Die Höhle gezeichnet. Aufm Gabelbach wo gegeſſen wurde erſt gegen 3 Uhr. Gegen Abend auf Stützerbach, ich zeichnete noch ein wenig.

d. 9. Des Herzogs Bein ward ſchlimmer die Nacht. Verduſelter, verzeichneter, verwarteter, verſchlafener Morgen. Gegen 1 gebadet. gegeſſen gegen 2 Uhr. Abends hereingefahren.

d. 10. Meiſt zu Hauſe. Chymie[3] geleſen. Einſiedel. vom Falken erzählt. Abend Büchſe probirt.

---

[1] Dieſer Dufel-Geſang iſt „dem Schickſal“ gewidmet:

„Mein Karl und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet,
Und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.

. . . . . .

Du haſt für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns eingehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.“

[2] Hiermit beginnen die — wie ſoll man ſagen? — aſcetiſch-moraliſch-politiſchen Bemerkungen, welche erſt in den folgenden Jahren häufiger werden. Ihre Weisheit beſchränkt ſich meiſt auf ein kurzes zeitweiliges Erwachen des gewöhnlichſten Hausmannsverſtandes und die ſelbſtverſtändlichſten Ideen, die im Taumel des Vergnügens und der Zerſtreuung abhanden gekommen waren.

[3] Göthe begriff, daß er für das Bergfach Mineralogie und Chemie verſtehen

d. 11. Zu Hauſe. Den Vortrag des Falken erfunden, gleich zur Probe geſchrieben. Mittags der Obr. Wachtmeiſter des Prinzen Joſeph. Nach Tiſch im Pharo verlohren. Abends mit Wedel auf die Sturmheide und den Schwalbenſtein.

d. 12. Den ganzen Tag zu Hauſe am Falken geſchrieben. Nachts mit Einſiedel eine gute Stunde.

d. 13. Früh des Herzogs Wunde immer gleich. reſolvirt nach Tiſche den Aufbruch. Gepackt.

d. 14. Den Tag über gefahren. Abends angelangt.

d. 20. mit ☉ und der Werthern.

d. 21. Seſſion. Des Herzogs Fuß viel beſſer. in ☉ Stube. Abends ☽+.

d. 22. Belvedere. Tiefurt. Mit ♃ und ☽. Abend ☉

d. 23. Belvedere Prinz C. zum erſtenmal hier. Abends im Garten.

d. 24. Früh im Garten. Bei ☉ gegeſſen. Die Silhouette der Gräfin gemacht. bey der Imhof. beym Herzog. Mit Wieland zu Nacht gegeſſen.

d. 25. Früh im Garten. mit dem ♃ gegeſſen. Nachmittag und Abend bei ☉ Engliſch gelehrt. Grammaticaliſcher Spaß.

d. 26. Mit Kalb und Einſiedel bey Kalb. Lebenslinie. Abends bei der Imhof. Poſtzug.

d. 27. Akten. Seſſion. Mit ♃ allein gegeſſen. Vor Tiſch der St. Im Garten Enten geſchoſſen. ☉ mit Geſellſchaft im Garten. Oberweimar. Zurück. Mond.

d. 28. Nach Enten. Alte Kalb. Lichtenbergs Dejeuné. Nach Enten mit Herzog und gegeſſen. ☉ Zimmer![1] Abends Garten. Wielands Frau und Kinder. Nachts Lenz.

d. 29. Jagd mit Prinz Joſeph entſchl. im Haus. bey ☉ gegeſſen. Abends im Garten. NB. Vollmond.

d. 30. Morgens beym Herzog und zu Tiſche. Nachmittag in Tiefurt.

d. 31. Seſſion. Mit ♃ geſpeißt. zu ☉ mit ihr und der Imhof zu Nacht gegeſſen. Nacht noch zum Herzog. Ueber Seebachs Affaire.

So verliefen die erſten zwei Amtsmonate des neuen Geh. Legationsrathes und Miniſters. Vom 2. bis 6. September war er wieder in Ilmenau, am 7. war Conſeil, am 8. September trieb er ſich mit der Flinte in Oberweimar herum, am 10. war wieder Seſſion. Am ſelben Tag hatte er großen Verdruß mit dem Poeten Lenz, welcher, nachdem er Göthe's Liebſchaft mit Friederike zu Seſſenheim nachgemacht hatte, nun

müßte; aber da fiel ihm auch wieder ein, daß er Dichter wäre, und ſo verſuchte er denn eine Epiſode aus Boccaccio in Verſe zu bringen. Der „Vortrag" blieb Fragment und ging verloren.

[1] Am andern Tag ſchrieb er ihr: „Mir wars ſchon genug, Beſte, in ihrer Stube zu ſein geſtern. Ich fühlte ganz, wie lieb ich Sie hatte, und ging wieder." Schöll I. 55.

auch den Roman mit Frau von Stein nachſpielen und ſie deßhalb in Kochberg beſuchen wollte. Am 11. erholte ſich Göthe von dieſer „reinen[1] Trauer des Lebens" in Belvedere und Tiefurt, den 12. zeichnete er glücklich in der Frühe und bekam Abends einen Brief von Corona Schröter.

d. 13. Morgens kam 24 rein und lieb. Dann Wieland. Abhandlung über den Brief. mit 24 gegeſſen. Nach Tiſche gefürſtenkindert[2]. Jetzt im Garten. Nachts Ball. War unfähig die Natur zu fühlen ut —

d. 14. Früh der 24. Rein. Durch den Stern. Tantalus geleſen. Seſſion bis 1. Bey Herzogin Mutter geſſen. Nach Tiſch all in meinem Garten die Sternſcheibe abzuſchießen. Dazu Imhof und Ilten. Abends mit Kalb. Diskur.

Am 15. ſchrieb er an Corona Schröter; am 16. bekam der Herzog die Gelbſucht; es wurde aber doch Huſaren-Parade gehalten und Abends „Die heimliche Heirath" aufgeführt. Am 17. war Ernteſeſt in Tiefurt, vom 18.—21. war der Prinz von Darmſtadt auf Beſuch da, am 24. kam Dalberg wieder und Göthe hatte eine herrliche Nacht mit Kaufmann. Am 27. und 28. war der nimmermüde Miniſter zweimal in Belvedere, am 29. war er in Nöthen wegen einer ausgebrochenen Viehſeuche, am 30. bummelte er mit Lichtenberg und Kaufmann nach Schwanſee und von da über Umpferſtädt, Harsleben, Kindleben, Gebſee, Tennſtädt und Riethnortſen zurück nach Schwanſee. Den 1. Oktober beſuchte er mit dem Herzog den Statthalter in Erfurt. Abends 9 Uhr an dieſem Tage traf der neue Hofprediger und Generalſuperintendent Herder mit ſeiner Frau und zwei Kindern in Weimar ein, was aber an dem luſtigen Leben des jungen Miniſters gar nichts änderte. Er machte ſeinen Beſuch, Herder wurde dem Herzog vorgeſtellt, dann war wieder Pirſch, Conſeil, Wieland im Garten, commiſſariſche Seſſion, Wedel, Einſiedel und Abends Clarinette. Am 12. früh verkehrte Göthe mit Reichart, Griesheim und Herder. Dieſer beſah ſeinen Garten, dann ſpeiste Göthe unter ſeltſamen Discurſen bei Wieland zu Mittag und beſuchte den Herzog. Abends wurde bei Muſäus „getanzt und gemiſelt bis 7 Uhr Morgens". Darauf natürlich

[1] „Reinheit" und „Dumpfigkeit" ſind die beiden großen Hauptregiſter an der Gefühlsorgel; die beiden Prädicate kehren jeden Augenblick wieder. Weder das eine noch das andere bezeichnet eine chriſtliche Tugend, ſondern bloß einen Gefühlszuſtand: die „Dumpfigkeit" jene Art von Trunkenheit, welche dieſes enthuſiaſtiſche Denken, Reden und Treiben nothwendig hervorbringen mußte, „Reinheit" die lucida intervalla des geiſtigen Rauſches.

[2] Die andere Lesart: „gebürſtenbindert! Jagd im Garten" (Grenzboten 1874. I. 378.

„d. 13. Lange geſchlafen. Signirt. Zu 4. Neues Tigerkleid. Seit Tagen ſo rein wahr in allem[1]. Zu Wedel. Fr. v. Werther. Nach Belvedere. Janitſch. Viel über Concertmuſik — Hoffnungsgefühl — Hof — Nachts wider den Schlagbaum gerannt und geſtürzt."

Tags darauf wurde im Garten die Sternſcheibe völlig abgeſchoſſen und Abends geſchwätzt, den 15. war Feuerwerk, den 16. ging's nach Dornburg, Camburg, Naumburg, den 17. über Apolda zurück. Am 18. gelangten dumme Briefe nach Belvedere und wurden Depeſchen an Dalberg expedirt, am 19. wurde in Weimar Conſeil gehalten und für Herder geſorgt. Am 20. hielt der neue Hofprediger ſeinen erſten Sermon, der bei Hof und Stadt größten Anklang fand. An den darauf folgenden herrlichen Herbſttagen genoß Göthe mit Herder ſeinen Garten, am 24. begleitete er die Herzogin nach Jena. Den 25. und 26. war Jagd. Auf der Rückkehr erfand der Miniſter ein kleines Drama: „Die Geſchwiſter". Den 27. predigte Herder zum zweiten Mal. Am 29. vollendete Göthe ſchon in ſeinem Gartenhauſe „die Geſchwiſter"; am 30. dictirte er ſie und am 31. war die Abſchrift vollendet.

Den Monat November fing er in ſeinem Garten an; die junge Herzogin beſuchte ihn da, während die alte mit „Thusnelda" auf der Wieſe ſpazieren ging. Mit Lenz ſpeiste er im Garten, am Abend ging er noch nach Tiefurt hinaus. Am Allerſeelentag war Conſeil und Diner beim Herzog. Dann machte Göthe in ſeinem Garten das Gedicht auf Johannes Secundus. Darauf ging er zu Herder, dann zur Herzogin-Mutter, wo Punſch getrunken, geleſen und geſungen wurde. Nachts badete er noch; es mag ſchön kühl geweſen ſein. Bei andauernd ſchönem Wetter ging er den 3. nach Erfurt, kam am 4. zurück, hielt am 5. Conſeil, ging nach Tiefurt und begleitete die Damen zurück.

---

[1] Das viele Geſchwätz Göthe's von ſeiner eigenen „Reinheit" und „Wahrheit" und „reinen Wahrheit" und „wahren Reinheit" muß anfänglich faſt Jedermann berücken, da man ja immer geneigt iſt, von ſeinem Nächſten das Beſte zu denken; aber wenn die „Reinheit" die ganze Nacht durch bis 7 Uhr Morgens tanzt und miſelt, und die „Wahrheit" ſchon in der nächſten Nacht wider den Schlagbaum rennt, was ſoll man da von all dieſen ſchönen Worten denken? — Es muß ihm „kannibaliſch wohl" geweſen ſein. Denn was Lewes (Freſe) I. 329 von gänzlichem Mangel an Straßenbeleuchtung berichtet, iſt durch Burkhardt (Grenzboten 1871. II. 646) widerlegt. Heiter iſt es, neben dieſem Studenten-Tagebuch das feierliche Decret zu leſen, womit Göthe den 16. Januar 1821 zwei Studenten von der Zeichenſchule relegirte, weil ſie etwas geſchwätzt hatten. Vgl. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältniſſen. S. 331.

„d. 7. Mit den Bienen beſchäftigt und ſie zur Winterruhe gebracht. Mit ☉ gegeſſen. — „Was iſt der Menſch daß Du ſein gedenkſt und das Menſchenkind daß du dich ſein annimmſt." Abends Bau Grillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit." [1]

Während er ſein Gartenhaus auf den Winter einrichtete, ſchickte ihm Dalberg einen Homer. Am 12. zeichnete er, am 13. war Zeichnen, Conſeil, Theaterprobe. Nachts beſuchte er noch die Herzogin und las den „Barbier von Sevilla". Am 15. war wieder Conſeil, Theaterprobe (der „Mitſchuldigen"), Feuerlärm und hinterher noch Tanz bis Mitternacht. Am 16. heißt es: „Bei Wieland gegeſſen. Zu Schmidt. Probe. Zum Miſel. Probe. Nachts Corona! — — —"

Das Ausrufungszeichen und die drei Gedankenſtriche bezeichnen das wichtigſte Ereigniß, das ſeit Herders Ankunft das gewöhnliche Leben unterbrach. Die langerwartete und vielgefeierte Sängerin Corona Eliſabeth Wilhelmine Schröter kam endlich, in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probſt, in Weimar an. Sie eroberte alsbald alle Herzen, Alles war entzückt: Herzog, Herzoginnen, Hofleute, Hofdamen — nicht am wenigſten der Geheime Legationsrath Göthe, der ihre Berufung nach Weimar vermittelt hatte [2].

Und ſo geht es weiter, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr — ein raſtloſes Durcheinander nichtsſagender Bagatellen, nicht ſo „mährchenhaft und unglaublich", wie Göthe meinte, daß eine Schilderung dieſer Periode ausfallen müßte, ſondern entſetzlich fade, langweilig und inhaltlos. Kein größeres literariſches Unternehmen, keine bedeutſame Aufgabe, kein klar erfaßtes, einheitliches Streben erhebt ſich leitend über das unerquickliche Gewirre. Die Launen eines jungen, verzogenen Fürſten miſchen ſich mit den Einfällen eines grillenhaften Poeten und mit den ſeichten Vergnügungen eines kleinen Hofes zu einem ſchließlich troſtloſen Potpourri. Wenn ein Spatz ſein Tagebuch niederſchreiben könnte, würde es ungefähr ähnlich lauten: hier gegeſſen, dort genippt, hier gepfiffen, dort gerauft, hier geſchnäbelt, dort gehetzt, hierhin geflogen und dorthin geflogen, für ein paar Augenblicke in's Neſt zurück, dann wieder ausgeflattert und herumgetollt in Wieſen, Wald und Feldern, über Hecken und Hügel. Die Aufmerkſamkeit iſt nach hundert Seiten zerſplittert, die Thätigkeit auf tauſend Kleinigkeiten zerſtreut. Zarte Liebesaffairen wechſeln mit rauhen Parforce-Touren, kurze Anläufe zum Studium mit Geſang- und Schauſpiel-

[1] Robert Keil, Corona Schröter. Leipzig 1875. S. 107.
[2] Ebd. S. 98.

proben, literariſche Projecte mit ſentimentaler Naturbetrachtung, ſtärkende Leibesübung, Reiten und Schwimmen mit Schlafen, Duſeln und weiblichen Tändeleien, Beſuche und kleine Geſchäftchen mit mondſcheinstrunkener Träumerei, Zeichnen und Malen mit Schießübung und Jagd, unruhiges Hoftreiben mit ländlicher Garteneinſamkeit, toller Rauſch mit dem unausbleiblichen Katzenjammer. Es iſt im Grunde dasſelbe Durcheinander, das ſchon die Jugend Göthe's beherrſcht, nur auf etwas andere Verhältniſſe übertragen.

Um dieſes Durcheinander nun denn doch etwas ſchmackhafter zu machen, haben die Göthe-Biographen verſchiedene Künſte angewendet. Ihr Patriarch, der biedere Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich Sächſiſcher Hofrath und Oberbibliothekar, dem das biographiſche Material in reichſter Fülle zur Verfügung ſtand, hielt es für das Beſte, all den Unſinn, der bei Hofe getrieben wurde, alle Züge des Leichtſinns, der Genußſucht, der Ausgelaſſenheit und all die Bagatellen, welche den größern Theil dieſes Zeitraums ausfüllen, mit beherzter „hiſtoriſcher Objectivität" bei Seite zu laſſen, und aus den lichten Augenblicken der närriſchen Zeit und der darauffolgenden Übergangsperiode, aus ernſteren und liebenswürdigeren Lebensäußerungen Göthe's und ſeiner Correſpondenten zwei Bände zuſammenzuſtellen, von denen der eine philoſophiſch, der andere chronologiſch geordnet iſt. Im I. Band findet man nach den Schablonen einer unendlichen Lobrede Alles beiſammen, was man braucht, um Göthe kindlich bewundern und gegen alle böſen Zungen vertheidigen zu können. Nach zwei zürnenden Seitenblick-Kapiteln gegen Johannes Falk und Bettina Brentano marſchirt die ewige Ruhmesaſſecuranz mit ſteifem Hemdkragen aus der guten alten Zeit in folgenden Kapiteln auf:

IV. Perſönlichkeit. V. Geſundheit. VI. Charakter. VII. Geſinnung (a. Senſibilität, b. Ruhe, c. Uneigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religioſität, h. Ariſtokratismus, i. Deutſchheit). VIII. Thätigkeit (a. Gegenſtändlichkeit des Denkens, b. Benutzung zufälliger Ereigniſſe, c. Benutzung Anderer, d. Nachahmer). IX. Totalität. X. Eigenheiten (a. Incognito, b. Discretion c. Laune, d. Witz, e. Humor, f. Ironie, g. Unmuth). XI. Fehler (a. Eitelkeit, b. Selbſturtheil, c. Parteilichkeit für, d. Parteilichkeit wider, e. Neidſucht, f. Bequemlichkeit). XII. Häuslicher Zuſtand (a. Beſitz, b. Ökonomiſches, c. Erwerb). XIII. Reiſen. XIV. Fremde. XV. Juden. XVI. Freunde (Göthe und Schiller). XVII. Umgebung (Verehrer). XVIII. Ruhm. XIX. Publikum.

Man hat hier Göthe echt pedantiſch in neunzehn gut numerirten

Schubladen beisammen; aus allen, sogar aus Nr. XI., dampft dem sie Öffnenden lieblicher Weihrauchduft entgegen, und Niemand möchte ahnen, daß dieser würdevolle, systematisch eingerichtete Halbgott eine ganze Reihe von Jahren im tollsten Durcheinander vergeudet hätte. In einem II. Band ist der große Minister-Dichter dann nach Jahren auseinandergelegt, alle Schubladen wieder schön numerirt und in Nr. 1775—1780 alles hinausgeworfen, was an durchschwärmte Nächte, tolle Studentenstreiche, nichtswürdige Lectüre, vornehme Tagedieberei, bei den folgenden Nummern aber, was an das trostlose Durcheinander erinnern könnte. Wer sich an Riemer hält, der kann getrost zu Göthe wie zu einem seligen Halbgott emporblicken; er ist hier für solide Professoren und für Studiosen, welche alle belegten Fächer hören, trefflich präparirt.

Da aber seit dem Jahre 1848 die Welt nicht mehr recht solid ist, so hat der Engländer Lewes einen andern Weg eingeschlagen, um das „Genieleben" zu Ehren zu bringen. Fein artistisch gebildet, ein Meister der Charakteristik und Beschreibung, auch kein übler Kunstkritiker, hat er aus dem bunten Knäuel mit großer Mühe eine Anzahl Fäden herausgewickelt und sie zu artigen Miniaturbildchen verwoben: „Die ersten wilden Wochen. Das Gartenhaus. Liebhabertheater. Bunte Fäden. Der wahre Menschenfreund." Man bekommt durch diese Miniaturen ein viel wahreres und anschaulicheres Bild, als durch Riemer. Allein wie Lewes nicht in allen Einzelheiten verläßlich ist, so hat er in einzelnen Punkten ganz willkürlich idealisirt und aus dem Studenten-Minister, der mit Schulden und mit einem sog. „Korb" behaftet in Weimar ankam und sich dort auf Staatskosten jahrelang auf's Beste amüsirte, einen „wahren Menschenfreund" herausgezaubert, wie man ihn heutzutage liebt, wie er aber leider nie existirt hat. Von dem tollen Wirrwarr, den die Tagebücher und Correspondenzen Göthe's constatiren, erhält man nur eine ganz ungenügende Vorstellung.

Die folgenden Biographen Viehoff, Schäfer, Düntzer haben die feinen Miniaturen Lewes' theils durch langweilige Kritik, theils durch matteres Colorit, theils durch geschmacklose Erweiterungen verdorben, ohne dadurch die Gesammt-Darstellung der Wirklichkeit näher zu bringen. M. Bernays hat über Göthe's sämmtliche Thorheiten den Mantel „grenzenloser Uneigennützigkeit" geworfen, H. Grimm aber das Gedicht „Ilmenau" und den „Tasso" als Zauberspiegel angewendet, um das ganze thörichte Hoftreiben im Glanze idealer Verklärung erstrahlen zu lassen. Gödeke hat, trotz der zunehmenden Göthe-Verehrung, den anerkennens-

werthen Muth gehabt, die „lustigen Tage“ nicht bengalisch zu beleuchten, sondern ziemlich nüchtern das in den Vordergrund zu stellen, was die Wirklichkeit charakterisirt: tolle Ungebundenheit und unruhige Zerfahrenheit; aber anstatt dem „Löwenbändiger“ Göthe schreibt er nun Alles dem „Löwen“ Karl August zu.

In der That gibt es keinen Mittelpunkt, der das ganze zerfahrene Treiben Göthe's in dieser Zeit zusammenfaßte, als seine Person und sein Name. Ein großer Theil seines Lebens ist geradezu so nichtig, daß er eigentlich gar kein Interesse verdient, und daß er bei jedem Andern der Vergessenheit überantwortet werden würde. Essen, Trinken, Schlafen, Spazieren, Reiten, Baden, unnützes Gerede, lächerliche Träumereien, zwecklose Besuche, schale Liebeleien, unnöthige Geschäfte, kindische Experimente, platte Alltäglichkeit und lächerliche Spielerei nehmen in dem Leben und in der Zeit des großen Mannes eine so bevorzugte Stellung ein, daß man fast an seinem Genius irre werden könnte. Trotz aller Studentenstreiche ist er im Grunde fast ebensosehr Philister als Student, hat für alle Bedürfnisse und Kleinigkeiten dieses armen leiblichen Daseins die Sorgfalt und zärtliche Aufmerksamkeit einer alten Mamsell, und huldigt in seinen Experimenten „praktisch-industriellen Richtungen der nüchternsten und geistig unfruchtbarsten Art“ [1]. Das ist eines der Geheimnisse, weßhalb Göthe allen Philistern und blasirten Lebemenschen unseres neunzehnten Jahrhunderts so gut gefällt. Sie fühlen's, er ist einer von ihnen. Aber wahrhaft poetische Völker und Zeiten legten auf diesen prosaischen Alltagströdel so wenig Gewicht, daß wir von Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Calderon, zum großen Verdruß aller Philologen, fast nichts Genaueres über ihr vegetatives, animalisches, bürgerliches und häusliches Leben wissen. Horaz und andere Römer benützten solchen Kleinigkeitskram wohl in geistreicher Weise zu heitern Episteln und Satiren; aber die Speisezettel, Wäsche, Kleidung und alle sonstige Prosa des Alltagslebens feierlich als Poesie zu verehren, war dem Jahrhundert vorbehalten, in welchem Louis Philipp der „größte König“ und Göthe der „größte Dichter“ war.

Wie eine Art Heiligthum wird heute das „Gartenhaus“ Göthe's verehrt. Lewes und Andere haben eine rührende Idylle daraus gemacht. Schade nur, daß schon die Ankaufsgeschichte, wie sie dieselbe erzählen, auf

[1] v. Radowitz, Gesammelte Schriften V. 321, fühlte diesen Zug Göthe's aus den Wanderjahren und aus Faust II. heraus; der Keim desselben zeigt sich aber schon in den ersten Weimarer Jahren.

einer Fabel beruht. In dieſer Cabine findet man die Keime ganzer Dichtungen, die Anfänge ſeiner meteorologiſchen, mineralogiſchen, oſteologiſchen, botaniſchen Entdeckungen, Vers ſo und ſo im Fauſt, Vers ſo und ſo in der Iphigenie, und „wahrſcheinlich" oder „offenbar" oder „vielleicht", wie Düntzer ſagt, hat er am ſo und ſo vielten hier dieſen und dieſen großen Gedanken gehabt und Keil hat ſich im Datum geirrt u. ſ. w. Hier ſoll er im innigſten Contact mit der Natur gelebt und jene Naturerkenntniß erlangt haben, die man heute über Alles preist. Aber du lieber Himmel! Wann hat denn Göthe je nur einen ganzen Monat als poetiſcher Einſiedler ungeſtört in dieſem Gartenhaus zugebracht? Er hätte viel lieber in einem vornehmen Palais gelebt, als in dieſem armſeligen Cottage! Kaum hatte er es zwei Monate, da ſtrich er ſchon mit dem Herzog in Ilmenau herum, nachher drängte eine Spritzpartie die andere, im December fuhr er nach Leipzig, ritt mit dem Herzog Courier zurück — und ſo ging es Jahr für Jahr weiter. Das Gartenhaus war bloß das Neſt, wo er von Jagden und Strapazen ausſchlief, wo er ſich von durchtanzten und durchſchwärmten Nächten erholte; der Schmollwinkel, wohin er ſich bei Verdrießlichkeiten zurückzog; ein Laboratorium für ſeine plötzlich auftauchenden und ebenſo raſch beſänftigten naturhiſtoriſchen Grillen; ein Frühſtückspavillon, um ſich in der ſchönen Jahreszeit dem Hof und vor Allem den Damen intereſſant zu machen; ein Plätzchen für ſeine Rendezvous und für äſthetiſche Theeviſiten. Da pflanzte und pfropfte er Bäume, züchtete Bienen und trieb etwas Gartenkunſt, wenn er nicht gerade gelaunt war, die Zeit anders todtzuſchlagen. Unten floß die Ilm vorbei, ein artiger Bach. Aber ſonſt bot die ganze Gegend eigentlich nichts Intereſſantes, weder großartige Naturſchönheiten, noch hiſtoriſche Erinnerungen und Merkwürdigkeiten.

Man muß ſchon ein recht ſpießbürgerlicher, ungereiſter Michel oder ein vom Eiſenbahnreiſen überſättigter Commis Voyageur ſein, um in dem heutigen Weimarer Park, der damals noch in ſeinen Anfängen lag, das non plus ultra eines poetiſchen Plätzchens zu finden. Da ſind Abbotsford [1] und Newſtead Abbey andere Gegenden! In der That machte ſich Göthe ſelbſt jedes Jahr ein paar Mal auf und davon, nur um anderswo wieder Ideen zu ſchöpfen. Kein größeres Werk gedieh in dem proſaiſchen Neſt. Er wurde darob zuletzt ganz Philiſter und zog in die

[1] So arm Weimar an poetiſchen Erinnerungen war, ſo reich wäre Thüringen geweſen, wenn Göthe gleich W. Scott die Geſchichte der katholiſchen Vergangenheit an ſich zu reißen verſtanden hätte. Vergl. Stimmen aus Maria-Laach. XI. 516.

Stadt, um näher bei Mama Charlotte und ihrem Theekeſſel zu ſein. Erſt in Italien ging ihm wieder ein wenig Welt auf.

Ein ähnlicher Humbug, wie mit dem Gartenhaus, iſt mit den ſogen. Sturm- und Drangpoeten getrieben worden, die ſich in den erſten Monaten daſelbſt einfanden, um mit Göthe den Mond anzuſchmachten und ſentimentalen Unſinn zu entwickeln. Aus dem trunkenen Enthuſiasmus, der ſich in ihren Briefen[1] kundgibt, hat man ganze Romankapitelchen ausgeſponnen. Da ſitzen um den Götterjüngling Göthe Lenz, Klinger, Kaufmann, gelegentlich auch Herder und Wieland, von Ferne hört man ein Waldhorn und der Mond hat nichts zu thun, als das phantaſiebeduſelte Conciliabulum anzuſcheinen. „Sehen Sie, meine Herren! hier haben wir die Anfänge unſerer unſterblichen deutſchen Nationalliteratur, welche alle bisherigen Literaturen und Culturen eminent in ſich begreift, wie der erwachſene Mann alle frühern Stadien des Lebens!!“ Favete linguis!

Aber leider iſt das Übertreibung. Der Schweizer A. Kaufmann zunächſt war gar kein Poet, ſondern einer jener halbſtudirten Glücksritter und Streber, an denen das Zeitalter der Aufklärung ſo reich war, die an allen Höfen herum eine noch indefinirbare Naturphiloſophie, Skandalgeſchichten, Silhouetten und Revolutionsideen colportirten und ſo zu guten Soupers, Diners und Liebesabenteuern gelangten. Er und Seinesgleichen hatten auf die deutſche Literatur nur inſofern Einfluß, als ſie die damalige höhere Geſellſchaft bei ihrem ſchwachen Punkt: Gefühlsſeligkeit, Neigung zum Aberglauben und zu nebelhafter Speculation, faßten, ihre Ideen verwirrten und ſie verhinderten, ihren geſunden Menſchenverſtand nützlicher anzuwenden[2]. Der Livländer Reinhold Lenz war

[1] S. Robert Keil, Frau Rath. Leipzig. 1871. S. 56 ff. Vgl. Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. Aus den Papieren des Kanzlers von Müller, herausgeg. von Dr. C. A. H. Burkhardt (Grenzboten. 1870. IV. 421. 454. 498). Die „Genies“ ſelbſt knüpften an einander die glänzendſten Hoffnungen. „Claudius, Göthe, Wieland, Lenz, Stolberg, Herder in Einer Perſon, ſollten die nicht Großes thun, nicht uns verirrte Schäflein auf Naturweide zuſammentreiben können? Der Teutſche läßt alles mit ſich machen; nur Naſenſtüber verträgt er nicht.“ So ſchrieb Schubert an Kayſer im Mai 1776.

[2] Über den Schwindler Kaufmann ſchrieb Miller in Ulm an den Muſiker Kayſer: „Kaufmann hat alle meine Erwartungen, ſo hochgeſpannt auch dieſe waren, übertroffen .... Ich habe noch keinen Menſchen geſunden, den ich gleich vom erſten Augenblick an ſo ganz verſtanden hätte ... Er iſt Abgeſandter Gottes an die Menſchen; bevollmächtigter Erforſcher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort und in jedem Stand. So viel Wahrheit ohne Affektation, tiefer Seherblick, der auf einmal den ganzen Menſchen durchſchaut und verſteht, ſo viel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht

zwar ein reichbegabter junger Menſch, aber ein armer Teufel, ohne Vermögen und Stellung, über tollem Phantaſieleben halb verrückt geworden. Der Frankfurter Max Klinger ſchrieb noch tollere und wüthendere Schauerſtücke, als er: „Die Zwillinge", „Otto", „Das leidende Weib". Beide wollten, wie Göthe, deutſche Shakeſpeares werden. Es fehlte ihnen nichts, als der Verſtand, der Shakeſpeare's Phantaſie regierte, und das großartige öffentliche Leben, an dem ſich der Geiſt des britiſchen Dramatikers einſt entfaltet hat, d. h. ungefähr Alles. Da man ſie deßwegen in Frankfurt, Straßburg und anderswo ſchlecht bezahlte und wenig ehrte, kamen ſie nach Weimar, um gleich Göthe das Schickſal zu probiren und allenfalls auch Geh. Legationsräthe zu werden[1]. Es glückte aber nicht. Weimar hatte nicht Platz für ſo viele Shakeſpeares, und die beiden Stürmer hatten nicht die diplomatiſchen Anlagen Göthe's. Nachdem ſie ein paar Monate bei Göthe, Wieland und am Hof herumgelungert, gedichtet und ſich amüſirt hatten, machte Lenz Thorheiten, die der Hof nicht mehr ertrug. Er erhielt die Vergünſtigung, ſchleunigſt abziehen zu dürfen[2]. Göthe erwirkte ihm noch einigen Aufſchub. Aber fort mußte er, und brachte nichts mehr zu Stande als ein ſchmutziges Drama „Die Soldaten", in welchem er das verkommene Leben in den Garniſonen

---

fern vom Throne Gottes ſteht, denke, hab' ich noch in keinem Menſchenbild vereint gefunden .... Der Zuruf eines ſolchen Menſchen muntert auf wie ein unmittelbarer göttlicher Beruf. Geſegnet ſei ewig der Tag, da er in meine Arme ſank und mein ward!...." Grenzboten 1870. IV. 502. „Vergnügter Abend durch Kaufmann πανουργεια", heißt es in Göthe's Tagebuch 25. Dec. 1776 (Keil S. 94). Drei Jahre ſpäter widmete ihm Göthe das Epigramm (Göthe's Werke, Hempel, III. 208):

„Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben ſtets getrieben.
Die Gottesſpur iſt nun vorbei
Und nur der Hund iſt übrig blieben."

[1] Lenz beſuchte unterwegs Klinger in Frankfurt. Dieſer ritt ihm in Werther-Uniform entgegen und begleitete dann den Wagen feierlich in die Stadt, ſo daß es allgemeines Aufſehen machte. „Jeder Kerl blieb ſtehen und gaffte ſie an." So erzählt Agnes, Klingers Schweſter. Daß es mit Klingers Finanzen „dumm" ſtand, ſ. Keil, Frau Rath. S. 58.

[2] Schöll, I. 70. Keil, Tagebuch 92. Vgl. Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und ſeine Schriften. 1857. O. F. Gruppe, R. Lenz, Leben und Werke. Berlin 1861. Blätter für lit. Unterhaltung 1862. S. 481 ff. Morgenblatt 1858. S. 37. 38. Lenzens „Eſeleien", wie Göthe ſich ausdrückt, hier zu erzählen, würde zu weit führen; im Weſentlichen ſcheinen ſie darin beſtanden zu haben, daß er Göthe ziemlich frei und frech nachahmte und dabei auch der Frau von Stein zu nahe trat!

darſtellte. Zwei Jahre ſpäter (1778) wurde er vollſtändig verrückt. Als Klinger aber ſah, daß man ihn in Weimar nicht zum Miniſter haben wollte, ging er nach Leipzig und ward dort Theaterdichter.

Da die Poeſie der beiden Sturm- und Drangpoeten ſich hauptſächlich in der Analyſe der gemeinſten und wüthendſten Leidenſchaften, toller Liebe, Eiferſucht, Unzucht, Kindsmord und anderer ſchauerlichen Greuel bewegte und da ſie in Sprache und Ausdruck keine Grenzen kannten, ſo läßt ſich denken, was ſie in halben und ganzen Nächten in Göthe's Gartenhaus verhandelt haben mögen. Gevatter Wieland hatte an ſolchen Kapiteln auch ſeinen Spaß.

Mit Wieland dauerte übrigens Göthe's erſte Familiarität nur ein Jahr. Dann knöpfte der Miniſter ſich allmählich zu, verlor ſich ganz in's Hofleben und überließ den geplagten Redacteur des Deutſchen Merkur ſeinem Schickſal. Von nachhaltiger Unterſtützung der Zeitſchrift war keine Rede. Göthe nannte ſie wiederholt den „Sau-Merkur", eine Kloake u. dergl., und ſchimpfte darüber, daß Wieland die erzählenden Feuilletons zerhacke, was ſich doch bei einer Zeitſchrift entſchuldigen ließ[1]. An Wielands Werken hat er ſo gut wie keinen Antheil. Auf den „Oberon", das formvollendetſte Werk Wielands, ſah er ſehr vornehm und hochnäſig herab, obgleich er, außer der erſten Skizze der Iphigenie, um dieſe Zeit ſelbſt nichts hervorbrachte, was ſich irgendwie damit meſſen konnte. „Er iſt ein ſchätzbares Werk für Kinder und Kenner, ſo was macht ihm Niemand nach. Es iſt große Kunſt in dem Ganzen, ſoweit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es ſetzt eine unſägliche Übung voraus, und iſt mit einem großen Dichterverſtand, Wahrheit der Charaktere, der Empfindung, der Beſchreibung, der Folge der Dinge, und Lügen der Formen, Begebenheiten, Mährchen, Fratzen und Plattheiten zuſammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn er nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenn's einer außer Laune und Lage, oder einer, der für dieß Weſen taub iſt, hört, ſo einer der fragt à quoi bon."[2]

---

[1] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 137. Freilich bat Wieland ſeinerſeits auch Merck um etwas „philoſophiſchen Teufelsdr...", das ſei gut genug. Ebd. 285.

[2] Keil, Tageb. S. 194. Da wird man denn doch beinahe an Sebaſtian Brunners Verſe erinnert:

„Ihr großen deutſchen Geiſter,
Ihr kritiſirt nicht ſchlecht,
Ihr nennt einander Lumpen
Und jeder von euch hat Recht."

Für Herder, dem Göthe, nicht ohne politiſche Gründe, die Stelle eines Generalſuperintendenten verſchafft hatte, mußte er ſchon anſtandshalber ein wenig ſorgen. Er richtete ihm die Wohnung ein, ließ für ſeine Ankunft ſogar die Kirche ein wenig ſcheuern und repariren, was nicht ohne Schwierigkeit abging — denn der Gotteskaſten hatte kein Geld und die Verwalter wollten anfänglich keine neuen Fenſter machen laſſen; er gab ihm auch gute Räthe für die erſte Predigt, nämlich recht einfach und verſtändlich zu ſein, und witzelte über das „junge Faunchen", d. h. über Herders drittes Kind, deſſen Geburt nahe bevorſtand [1]. Der Witz iſt, wenn man ihn mit Göthe's „Satyros" zuſammenhält, nichts weniger als anſtändig [2]. Als indeß nach Herders Ankunft das Oberconſiſtorium die Erklärung erließ, der Hofgemeinde, d. h. der erſten Klaſſe der Einwohner, ſtehe es frei, bei Herder zu beichten oder nicht, ſtand Göthe beim Herzog für ihn ein und erwirkte eine Verfügung, daß die Hofgemeinde wie bisher bei dem Hofprediger und Generalſuperintendenten Herder zu beichten habe. So wurde die Kirche von Weimar mit der Reitpeitſche unter die Seelenführung des aufgeklärten „Satyros" gebracht und Wieland rief aus: „So oft ich ihn anſehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Chriſti und Oberhaupt der ganzen Ecclesia Catholica machen können!... Und wenn Göthens Idee ſtattfindet, ſo wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menſchen Fuß faſſen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt."

Pius VI. dankte indeß nicht ab, Rom unterwarf ſich nicht. Göthe ließ die Weimarer Damen in Herders Predigten gehen; er ſelbſt aber ging nicht hinein und ließ die Kirche Kirche ſein. Auch Herder ließ er nach den erſten Wochen des Wiederſehens ziemlich links liegen. Herder ſeinerſeits machte bei Hofe und beim Volk einen günſtigen Eindruck, erkrankte aber ſchon um Weihnachten am Gallenfieber. Im Frühjahr hatte er ſchon wieder mit ſeiner Galle zu ſchaffen und mußte in's Bad, während Göthe bei Hofe herumtollte und ſein Talent in den Eitelkeiten des Hoflebens begrub.

Das geiſtige Leben des Dichters ſank dabei immer mehr zur flachen Unbedeutendheit herab. Kein Gebet, kein Gottesdienſt, keine religiöſen Anregungen lenkten ihn auf die tieferen Ideen zurück, mit denen er ſich früher wenigſtens dann und wann beſchäftigt hatte. An ein eigentliches Studium nie gewöhnt, hatte er nur Zeit zur flüchtigſten Lectüre und ver-

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 60 ff.

[2] W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. Straßburg 1879. S. 43 ff.

ſchleuderte dieſe noch an ſchmutzige und nichtswürdige Bücher, wie an Cardan's Selbſtbiographie, an Jan Nicolai Everard, an Voltaire's ſchändliche Pucelle [1]. Wie Spott klingt es, wenn er dazwiſchen einmal in ſeinem Tagebuch einen Bibelſpruch bringt, oder das Schickſal, zu dem er aufſeufzt, gelegentlich Gott nennt. Die einzigen bedeutenden Gedichte aus den drei Jahren 1776 bis 1778 ſind: „Wanderers Nachtlied" (deſſen Werth unendlich übertrieben worden iſt), die „Seefahrt" und die „Harzreiſe im Winter" (letztere leider ſo ſchwer verſtändlich, daß ſie faſt nur einen Scholiaſten erfreuen kann), und das ſentimentale Lied „An den Mond". Alles Übrige iſt nichtsſagende Tändelei [2].

Göthe gehörte nicht mehr ſich und der Poeſie, ſondern dem Hof, dem Herzog und den Damen.

---

[1] Vgl. über ſeine Lectüre Keil, Tagebuch S. 71. 78. 79. 89. 100. 109. 115. 117. 118. 129. 150. 157. 168.

[2] Siehe Geſ. Werke (Hempel). — 1776: Muth. I. 41. Jägers Abendlied. I. 63. Einſchränkung. I. 65. Liebesbedürfniß. I. 172 (V. 807). Monolog des Liebhabers. II. 191. Warum gabſt du uns die tiefen Blicke? III. 86. Beim Zeichnen ꝛc. III. 88. An Lili. III. 101. An Herder. III. 142. — 1777: An Auguſte Stolberg. III. 85. An Frau von Stein. III. 89. Was iſt der Himmel ꝛc. III. 199. An Herzogin Luiſe. III. 322. Warnung. II. 256. Mit einer Hyacinthe. III. 90. Grabſchrift für ſich ſelbſt. III. 200. Auf Himburg. III. 200. Paulo post futuri. III. 201. Mamſell N. N. III. 201. An Herzog Karl Auguſt. III. 317.

6. Die luſtigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater.

1776—1778.

„Weimar war gerade nur dadurch intereſſant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menſchen hier, die ſich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendſte aller Verhältniſſe, regte an und erhielt jedem ſeine Freiheit.“

Göthe. Unterhaltungen m. d. Kanzler v. Müller. S. 141.

„Göthe verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfeſten und kleinen Spielen, die im großen Zuſammenhang unſerer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete ſein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe.“

Gervinus.

So klein auch der Hof von Weimar war, es war ein Hof, verwandt mit den andern kleinen ſächſiſchen Höfen, verſchwägert mit den Höfen von Berlin, Darmſtadt und Braunſchweig, nicht ganz unbekannt mit denjenigen von Wien und Paris. Es thronte hier eine der hundert kleinen Souveränitäten, aus denen die Maſchinerie des alten deutſchen Reiches beſtand, umgeben von Titeln und Ordensſternen, Grafen, Gräfinnen, Baronen, Baroninnen, Herren und Frauen „von“, Hofherren, Hofdamen, Kammerdienern, Dienern, Zofen, Läufern, Leibhuſaren, Pagen und Lakaien — wenigſtens ein Miniaturſtück aus der großen Welt — vom theatrum mundi. Das auswärtige Amt hatte freilich wenig Einfluß auf die Weltpolitik. Die Reichscorreſpondenz war bloß für die Papierfabrikanten von entſcheidender Bedeutung. Die innere Politik des kleinen Ländchens gab ebenfalls nicht viel zu thun: eine Schaar von achthundert Beamten erledigten ſie nach den althergebrachten Formeln. Von Maitreſſenwirthſchaft und Soldatenherrſchaft war das Ländchen bis dahin verſchont geblieben. Die Klatſchereien der Weimarer Damen und die rohe Jagdluſt der Weimarer Herren, über welche ſich die Gräfin Egloffſtein beklagt, erſcheinen als ſehr geringe Übel gegen die Mißſtände, die damals an anderen Höfen herrſchten. Daß aber in Weimar mitten im Sittenverderben des 18. Jahrhunderts die reinſte paradieſiſche Unſchuld gewaltet haben ſoll, das muß ziemlich unwahrſcheinlich vorkommen, wenn man an Wieland, Heinſe und die anderen beliebteſten

Schriftſteller jener Zeit denkt und mit in Rechnung zieht, daß ſie auf ihr Publikum achteten und ihm gefallen wollten.

Genug, je weniger der Hof von Weimar zu thun hatte, deſto mehr mußte die Aufmerkſamkeit auf fröhliche Unterhaltung, heitern Lebensgenuß, angenehme Zerſtreuung gerichtet ſein. Geiſtreich oder fade, ausgelaſſen luſtig oder ſtill vergnügt, man ſuchte ſich und Seinesgleichen ſo gut zu amüſiren, als Zeit und Gelegenheit es mit ſich brachten. Die wichtigſten Tage im Kalender waren die Geburtstage der hohen Herrſchaften und Freunde, große Hoffeſte und Galatage, Beſuche fremder Herrſchaften, Fürſten, Fürſtinnen, Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüte. Die wichtigſte Zeit war die Faſchingszeit, die in luſtigen Präludien und fröhlichen Nachklängen das ganze Jahr erheiterte. Spazierfahrten und Ausflüge, Schlittenpartien und Eislauf, improviſirte Maskeraden und Tanzbeluſtigungen, Jagden und ländliche Abenteuer kürzten je nach der Jahreszeit die immer wohlfeile und vor Langeweile zu behütende Zeit. Die Herren ritten, jagten, fochten, politiſirten, laſen Romane, trieben eine oder die andere ſchöne Kunſt, auch wohl Pferde- und Hundezucht, Parkkultur und Ökonomie. Die Damen beſchäftigten ſich, neben dem Hauptfache der Toilette, mit Romanleſen, Briefſchreiben, Zeichnen, Malen, Silhouettiren, Singen, Muſik, Vögeln, Blumen und all dem kleinen Schnickſchnack der Mode. Eine Art ſchöngeiſtigen Salon hatte Herzogin Anna Amalia eingeführt. Wieland, Göthe, auch die minderen Poeten, laſen in elegantem Kreiſe ihre älteren oder auch neueſten Dichtungen vor. Das Hauptinſtitut zum Schutz gegen Langeweile, das herzogliche Hoftheater, war leider mit dem Schloß verbrannt. Während der Prinzenreiſe und des Regierungswechſels konnte noch nicht an den Bau eines neuen Theaters gedacht werden. Doch ſorgte die Regentin mütterlich für Fortſetzung der Redouten, und kaum war der junge Herzog auf dem Thron, da erſtand auch das Theater in neuer, noch luſtigerer und unterhaltenderer Form als bisher — als Liebhabertheater[1].

[1] Die Vorgeſchichte desſelben gibt Ernſt Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 8—30. Die verläßlichſte und anſchaulichſte Darſtellung des Liebhabertheaters ſelbſt ſchrieb Dr. C. A. H. Burkhardt, „Das herzogliche Liebhabertheater", Grenzboten 1878. III. 1 ff. Vgl. dazu Ad. Schöll, Göthe's Verhältniß zum Theater (Weimariſche Beiträge zur Literatur und Kunſt). Weimar 1865. E. W. Weber, Zur Geſchichte des Weimariſchen Theaters. Weimar 1865. „Göthe's Theaterintendantur" in Unſere Zeit. 1866. II. S. 561 bis 582. Robert Keil, Corona Schröter. Leipzig 1875. Düntzer, Charlotte von Stein und Corona Schröter. Stuttgart 1876. R. Gottſchall, Frauenbilder

Mit Hilfe des Malers Schumann und des Schreiners Mieding fing der Hofjäger Hauptmann im November 1775 an, in ſeinem Hauſe an der Esplanade, wo die Redouten gehalten wurden, eine kleine Bühne aufzuſchlagen. Sie war nur 11 Fuß breit, die Couliſſen hatten $6^1/_2$ Fuß Höhe, $2^1/_2$ Fuß Breite. Anna Amalia ſteuerte 80 Thaler bei, die andern Herrſchaften ſpendeten ähnliche Beiträge, das ganze Inſtitut kam auf 350 Thaler zu ſtehen. Im Januar wurden ſchon drei Stücke gegeben: den 21. „Adelaide", den 25. „Der Poſtzug oder die nobeln Paſſionen" von Ayrenhoff und dazu das „Milchmädchen" von Duni. Im Februar gab man das „Glashüttenballet", „Minna von Barnhelm", „Die kleine Nobleſſe" und „Nanine". Im proviſoriſchen Palais des Herzogs leitete gleichzeitig der Oberhofmarſchall Graf von Putbus die Aufführung franzöſiſcher Converſationsſtücke und Operetten, bei welchen ſich bald der Conſiſtorialrath von Lyncker und der Oberſtallmeiſter von Stein durch ihr gewandtes Spiel und ihre feine franzöſiſche Ausſprache Lorbeeren verdienten.

Die herzogliche Familie begnügte ſich anfangs, im Zuſchauerraum zu erſcheinen; doch bald wich das fürſtliche Selbſtbewußtſein vor der Luſt, ſich mitzuverkleiden und mitzuſpielen. Schon im März erſchien der junge Herzog als Major O'Flaherty an Göthe-Belcours Seite und damit war das Eis gebrochen. Der Hof ſpielte nun herzhaft mit und fand an Proben und Aufführung unendliches Vergnügen. Vom Herzog herab bis auf Gärtner und Lakaien, Alles mußte mithelfen Theater ſpielen. Auch aus der Stadt zog man die Leute herbei. Das erſte Jahr mußte Jeder ſelbſt für ſeine Garderobe ſorgen, dann übernahm der Herzog die Ausſtattung. Aus den Sälen der kleinen Reſidenz rollte der Theſpis Karren hinaus auf's Land, Gartenhecken und Büſche wurden in Naturſcenerien verwandelt, das Leben ſelbſt wurde zur luſtigen Komödie.

„Donnerſtag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebſter Ort!
Samſtag iſt's, worauf wir zielen,
Sonntag rutſcht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

aus unſerer klaſſiſchen Zeit. Unſere Zeit. 1875. II. 880 ff. R. Keil, Frau Rath. Leipzig 1871. passim. Wagner, Briefe an Merck 1835 u. 1838 u. ſ. w.

„Montag reizet uns die Bühne,
Dienſtag ſchleicht dann auch herbei;
Doch er bringt zu ſtiller Sühne
Ein Rapuſchchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerſtag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

„Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zweiundfünfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da iſt's gut![1]

Pecuniär war es eine gewiſſe Erſparniß, daß der Hof keine Schauſpieler und Schauſpielerinnen zu bezahlen brauchte, ſondern ſich mit ſeinen eigenen Kräften beſteus unterhielt[2]. Für die Hofleute ſelbſt hätten die dramatiſchen Übungen, bei Wahl bedeutender Stücke, eine ſehr bildende Unterhaltung werden können. Auch bei Wahl geringfügigerer Stücke boten ſie immerhin noch mehr geiſtigen Bildungsſtoff, als ſonſtige Zerſtreuungen, dazu eine reiche Fülle von Anregung für anderweitige Unterhaltung, Witz, Humor, perſönliche Anſpielungen. Die Theaternamen traten als luſtige Spitznamen in's Leben hinüber, die Theaterrolle gab dem Spieler eine romantiſche oder humoriſtiſche Färbung, die Stücke wurden in ſcherzhafter Converſation, in neckiſchen Streichen und Abenteuern weitergeſpielt und liehen der proſaiſchen Wirklichkeit ſtets neue Würze. „Es iſt bekannt," ſagt Hermann Grimm, „daß es ſich bei ſolchen Gelegenheiten meiſt mehr um die Proben als um die Aufführungen ſelber handelt. Jeder, der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menſchen geſellig ſo durcheinander und in ſo intime Berührung bringt, als Theaterproben von Dilettanten. Alles iſt erlaubt und das

[1] Göthe's Werke (Hempel) I. 95.

[2] Wie ſchon erwähnt wurde, erhielt Karl Theophil Döbbelin, der am 1. Nov. 1756 als Theaterdirector beſtellt wurde, 6800 Rthlr., wofür er für die ganze Schauſpielergeſellſchaft aufkommen mußte (Pasqué. Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 10). — Karl Auguſt gab für das Theater vom 1. Oct. 1776 bis 1. Oct. 1777 nur 1064 Thlr. 9 Ngr. aus, vom 1. Oct. 1778 bis 1. Oct. 1779 noch weniger: 611 Thlr. 16 Gr. (S. Burkhardt, Grenzboten 1873. III. 1 ff.) — Ein großer Unterſchied!

Tollſte natürlich, weil die Sache es ſo zu verlangen ſcheint.“ [1] Bei dieſen Proben löste ſich aller Zwang der Etikette. Herzog und Herzoginnen, die adeligen Hofherren und die bürgerlichen Poeten, die vornehmen Hofdamen und die Kammerſängerinnen, der ganze Hof verſchmolz da zu einer luſtigen Schauſpielergeſellſchaft, die in Bezug auf Humor und Schabernack al pari ſtand. Prinz Konſtantin mußte auf Göthe's Schlagwort achten, Amalie Kotzebue redete den Herzog dramatiſch mit Du an, der Herr von Seckendorf vergaß auf ſeine Ahnenreihe, um den närriſchen Profeſſor Muſäus im Ulk zu übertreffen; ſelbſt Göthe's Diener, Philipp Seidel, und der Schreiner Mieding, der „Director der Natur“, durften hinter den Felſen von Pappe mit den fürſtlichen Herrſchaften etwas fraterniſiren. Daß ſich da auch galante Abenteuer entwickeln mußten, verſteht ſich von ſelbſt. Es gab kein Stück ohne Liebſchaft und Göthe liebte entſchieden verfängliche Situationen.

Was den literariſchen Werth des „Ulkes“ betrifft, der an dem Liebhabertheater zu Weimar zu Tag gefördert wurde, ſo hat Gervinus wohl nicht Unrecht, wenn er denſelben ziemlich niedrig anſchlägt. Viele Proben davon haben ſich noch erhalten. Sie überragen nicht viel das Mittelmaß des „Ulkes“, der ſeit 1775 bis heute auf hundert andern Liebhaberbühnen getrieben worden iſt. Man vergleiche die folgende Einladung, die ſich in Familienpapieren erhalten hat:

„Wir der thränenreichen Melpomene und der freudebringenden Thalia Söhne und Töchter vermelden unſerm viel und hochgeehrten Compan und Mitgenoſſen, dem Geh. Rath von Lyncker unſern freundlichen Gruß zum Voraus.

Nachdem wir Endesunterſchriebene uns entſchloſſen haben, unſern Ur-ur-ur- und Pflegemüttern obbenannten beyden Muſen göttlichen Andenkens ein ſchuldiges Opfer zu bringen und deren zeithero leider ſo ſehr vernachläſſigtes Andenken auf eine ſtattliche und geziemende Weiſe zu erneuern; zu dem Ende auch Einer aus unſern Mitteln von uns befehligt und ermuntert worden iſt die Feder zu ergreifen und ein taugliches präſentables Theaterſtück an den Tag zu bringen, ſo hegen wir zu unſerm eingangs erwähnten Compan und Mitgenoſſen das gegründete Vertrauen; Er werde ſich rückerinnernd ſeines vormals bezeugten Eifers und des ſo reichlich dafür empfangenen Dankes und Beyfalls gerne und willigſt bewegen laſſen, an unſerem ſo löblichen Vorhaben Theil zu nehmen, ſich in unſern Reihen anzuſchließen oder paſſender uns auszudrücken dieſelben anführen zu wollen.

[1] Göthe, Vorleſungen II. 12. 13. Man behalte dieſe Bemerkung im Auge für das Folgende.

Solches hoffend und vorausſehend haben wir gegenwärtiges Schreiben abgefaßt und perſönlich eigenhändig ſammt und ſonders unterſchrieben.

Amelie, Herz. zu S.
Carl Auguſt, H. zu S. quâ tutor.
v. Goechhauſen. Moritz Brühl Gaſtwirth.
Chriſtine Brühl.
C. J. M. v. Wedel.
v. Hendrich. v. Staff.

von Einſiedel[1] coll.

Da das Entſtehen der Liebhaberbühne mit Göthe's Ankunft in Weimar zuſammenfällt, ſo iſt nichts natürlicher, als daß man ihn als den Urheber dieſer Liebhaberbühne betrachtet hat. Doch iſt das nicht genau. Die eigentliche Patronin und Gründerin des Weimarer Theaters iſt die Herzogin Anna Amalia. Unter ihr waren Schauſpiel, Operette und Oper ſchon längſt aufgeblüht, ehe Göthe nach Weimar kam. Als er erſchien, wich allerdings Wieland mit ſeinen Operntexten in den Schatten, aber dafür trat auch gleichzeitig der muſikaliſch gebildete Herr von Seckendorf auf, um mit Göthe als Regiſſeur, Theaterpoet, Muſiker und Schauſpieler mitzuwirken, während die allgemeine Jovialität der Hofgeſellſchaft und die Gunſt der Herzogin-Mutter raſch alle nur fähigen Kräfte in Bewegung rief. Mit ſeinem lebhaften Humor, ſeiner reichen Dichterphantaſie, ſeiner urwüchſigen Gemüthlichkeit war Göthe freilich ganz wie gemacht, eine hervorragende Rolle in dieſer vornehmen Schauſpielergeſellſchaft zu ſpielen und allmählich ihr Hauptregiſſeur zu werden. Er ſpielte zwar anfangs etwas ungeſtüm, und wenn er ſich mäßigen wollte, zu ſteif, memorirte auch nicht genau; doch in humoriſtiſchen Rollen fand man ihn unübertrefflich, und wo das Gedächtniß verſagte, wußte er ſich mit neuen Erfindungen aus der Klemme zu reißen.

Als Theaterdichter hatte er weniger Glück. Denn in dem Durcheinander der erſten Monate kam er nicht dazu, etwas Neues zu produciren. Nach einem Vierteljahr nahm er deßhalb ſeine Zuflucht zu ſeiner alten Mappe und zog daraus die „Mitſchuldigen“ hervor, jene traurige, komiſch ſein ſollende Ehebruchsfarce, die er während ſeines „etwas wüſten“ Leipziger Studententreibens geſchrieben hatte[2]. Er über-

[1] Kritiſche Bemerkungen zu Göthe's Biographie. Das herzogliche Liebhabertheater 1775—1784, von C. A. H. Burkhardt. Grenzboten 1873. III. 3. 4.

[2] Vgl. über dieſes Stück und ſeinen Zuſammenhang mit Göthe's erotiſchem Liederbuch und ſeinem ausſchweifenden Studententreiben in Leipzig meine Schrift: Göthe's Jugend (Freiburg, Herder, 1879. S. 29. 30) und R. v. Gottſchalls Bemerkung:

nahm ſelbſt den „Alceſt“, Muſäus den „Wirth zum ſchwarzen Bären“, Einſiedel ſollte den „Söller“ ſpielen. Doch dieſem ſcheint das Stück nicht ſonderlich gefallen zu haben; er wollte die Rolle nicht übernehmen.

„Du mußt in einer verfl . . . . . Hypochondrie ſtecken,“ ſchrieb ihm Göthe. „Ich wollte ſchwören, Du wäreſt gut, wenn Du Dich nur ein Biſſel angriffſt. Ich weiß nun nicht, was ich mache. Die andern ſpielen brav und ich weiß abſolut keinen Söller — und weiß, daß Du ihn gewiß gut ſpielen würdeſt. Vielleicht beſuch ich Dich heut. G.“

Einſiedel ließ ſich nicht bereden. Bertuch übernahm nun die Rolle. Doch half es Göthe wenig, ſein Stück durchgeſetzt zu haben. Statt eines heiteren machte es einen bänglichen Eindruck und wurde vorläufig nicht wiederholt. Um die erlittene Blamage auszuwetzen, übte Göthe nun raſch das Singſpiel „Erwin und Elmire“ ein. Schon Mitte Mai waren die Arien dafür gedruckt, und der zierlich gereimte Klingklang der Liebe verſöhnte am 24. Mai vollſtändig das Publikum.

Da die Hofleute keine Schauſpieler von Fach waren, ſo konnte nicht jede Woche ein neues Stück gegeben werden. Das Einſtudiren nahm viel Zeit und Mühe in Anſpruch. Von Mitte Mai bis Mitte Juli wurde nur ſechsmal geſpielt, im Auguſt wiederholte man den „Poſtzug“ und das „Milchmädchen“, am 10. September „Erwin und Elmire“; erſt am 16. September kam wieder ein neu einſtudirtes, obwohl nicht neues Stück: „Die heimliche Heirath“: leichte Waare, wie Alles, was bis dahin gegeben worden war. Darauf wurde etwas pauſirt.

Inzwiſchen Geh. Legationsrath geworden, brachte Göthe abermals die quasi durchgefallenen „Mitſchuldigen“ auf's Tapet, machte einige Veränderungen und ließ ſie Mitte November im Hauſe des Profeſſor Muſäus wieder einüben. Dießmal ſetzte er ſie mit Erfolg durch: ſie wurden ein paar Mal wiederholt, was aber nicht eben von einer Beſſerung des Geſchmacks zeugt. Erſt jetzt, nachdem er über ein Jahr als dramatiſcher Dichter nichts Neues geleiſtet, fiel ihm auf einer Jagd in Waldeck ein, wieder einmal ein Stück zu ſchreiben[1]. In drei Tagen

„Der junge Göthe ergab ſich einem etwas wüſten Leben, das ſeinen Körper auf lange Jahre hinaus zerrüttete.“ Unſere Zeit 1875. II. 894. Vgl. dazu Unſere Zeit 1865 I. 951. Die traurigſte Frucht jener innern Zerrüttung war das Erſte, womit Göthe die Weimarer Bühne beglückte!! Es ehrt Einſiedel, daß er nichts damit zu thun haben wollte.

[1] Der früher erwähnte Vortrag vom „Falken“ erſtickte im Geſtrüpp von Ilmenau.

wühlte er „Die Geſchwiſter“ [1] auf's Papier, in zwei Tagen waren ſie abgeſchrieben. Das Stück iſt darnach, ein weinerliches Luſtſpiel und ein lächerliches Thränenſpiel, ein Anhang zu Clavigo und Stella und zugleich ein condenſirter Abguß der Gefühlsſchwärmerei, welche ſeine Liebesbillets an Frau von Stein durchathmet. Zwiſchen Vollendung und Aufführung des Stückes bekam ſie ſeine Verſe an den Geiſt „des lieben heiligen großen Küſſers“ Johannes Secundus, ein Zuſammentreffen, das wohl nicht ganz zufällig iſt und den Göthe-Pſychologen zu denken geben könnte [2].

Mag er es nun auch keineswegs beabſichtigt haben, ſein Verhältniß zu ihr vor dem ganzen Hof auf die Bühne zu bringen, ſo iſt das Stück doch unverkennbar aus dem trüben Gefühlsdurcheinander desſelben hervorgegangen, es iſt ein Bekenntniß darüber. Er ſelbſt hatte jenem Verhältniß anſcheinend den Charakter eines brüderlich-ſchweſterlichen gegeben, er nannte es im Mai „das reinſte, ſchönſte, wahrſte, das ich außer meiner Schweſter je zu einem Weibe gehabt“ [3]. Unter dieſem Titel hatte Frau von Stein es ſich weiter gefallen laſſen. Doch Göthe's langgenährte Leidenſchaft verlangte mehr: er wollte nicht ſchweſterliche, ſondern bräutliche Liebe, und nur darum intereſſirte er ſich für das pſychologiſche Problem, das der kleinen Comédie larmoyante zu Grunde liegt. Sie gehört als Anhängſel zu ſeiner ebenſo lacrymablen Correſpondenz und zu dem gemeinen Gedicht über Johannes Secundus. Die Handſchrift gelangte auch gleich in die Hände der wirklichen Adreſſatin [4] und wurde ihr zum Aufbewahren anvertraut, nachdem Göthe als „Wilhelm“ auf der Bühne das Fräulein Amalie von Kotzebue [5] als „Marianne“ umarmt hatte. Dieſes

[1] Göthe's Werke (Hempel) VI. 185—199 — vierzehn Seiten Duodez. Göthe brachte alſo in einem Tage nicht einmal fünf Duodezſeitchen des allergewöhnlichſten und langweiligſten Liebesgeredes in Proſa zu Stande. Aber bei Göthe iſt eben Alles — — klaſſiſch, göttlich. Dr. Strehlke hat zu den 14 Seiten 10 Seiten Einleitung geſchrieben, wozu der „Alte“ wohl auch gelächelt haben würde, denn er gab nicht viel auf die Commentatoren.

[2] Schöll (I. S. XXXII), obwohl ein richtiger Göthe-Anbeter, geſteht von dieſem Gefühlsdrama, daß „deſſen naive Form auf unnaivem Grunde zu ruhen ſcheint und, in ſeiner delikaten Entwicklung am Unſittlichen um Haaresbreite vorbeigeführt, etwas Peinliches für ein geſundes Gefühl haben kann“.

[3] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 33.

[4] „Es muß uns bleiben“, ſchrieb er ihr am 2. Dec. Schöll I. 73. Wenn ſich das auch bloß auf die Handſchrift bezieht, wie Düntzer meint (Charlotte von Stein. I. 70), ſo iſt das genug, um die gegebene pſychologiſche Erklärung zu beſtätigen.

[5] Schweſter des berüchtigten Dichters, deſſen Komik principiell eigentlich

objectiv höchſt jämmerliche und ſubjectiv höchſt unwürdige Stück iſt das einzige Drama, das im erſten der „luſtigen Jahre“ zu Stande kam. Wenn man denkt, daß ein ſo groß und herrlich begabter Geiſt wie derjenige Göthe's ſich wochenlang in Theaterproben mit ſo elendem Quark wie „Die Mitſchuldigen“ und „Die Geſchwiſter“ herumſchlug, vor den jungen Hofleuten eines zwanzigjährigen Fürſten den Ehebruch zum Gegenſtand der Komik nahm, junge Damen ſtundenlang einübte, um ein „am Unſittlichen um Haaresbreite vorbeiſtreifendes“ Stück zu geben — nach den Proben aber die ganze Nacht hindurch tanzte und „miſelte“ bis in den hellen Morgen hinein, da kann man ſich des Ekels kaum erwehren. Ein ſolches Komödiantenleben ſieht nahezu wie Verführung aus.

Bald zeigten ſich auch die naturgemäßen Früchte. Thörichte Liebeleien, Eiferſüchteleien, Unzufriedenheit und Verdruß durchkreuzten den geräuſchvollen Taumel anſcheinender Freude. Wie Göthe trotz aller Verſicherungen ungetheilter Liebe an Frau von Stein faſt tagtäglich den Miſeln nachlief, bald in ſeinem Garten, bald in Tanz- und Muſikproben mit ihnen zuſammenkam, fand auch der junge Herzog dieſe Theatermoral ganz allerliebſt und ließ ſeine brave Gattin zu Hauſe ſitzen. Wie Klopſtock vorausgeſehen, nahm die tieffühlende, edle Fürſtin ſich dieſe Vernachläſſigung ſehr zu Herzen. Sie zog ſich trauernd zurück und hing ſtill ihrem Gram nach. Der Herzog hinwieder ärgerte ſich über ihre Stille und Eingezogenheit und ſuchte um ſo mehr geräuſchvolle Freuden. Prinz Konſtantin, obwohl erſt 17 Jahre alt, wollte hinter dem allgemeinen Fortſchritt auch nicht zurückbleiben, ſondern ſofort heirathen und zwar keine andere als das Hoffräulein Karoline von Ilten, das aber nicht ebenbürtig befunden ward und ſich nun ebenſo unglücklich fühlte als er. Den erſten ſonnigen und vielverſprechenden Kapiteln des Romanlebens folgten nothwendig die Kapitel der Verwicklung, wo es troſtlos durcheinander geht. Die „Miſel“ wurden nicht nur bekomplimentirt, ſondern auch gekapellmeiſtert. Die Proben wurden auf die Dauer langweilig. Regiſſeur, Muſikdirigent und Balletmeiſter mußten, wohl oder übel, ſchulmeiſtern und repetiren. Das Dämonium des Neides richtete bei den Rittern wie bei ihren Schönen mancherlei Verwirrung an. Göthe hatte ſchon nicht mehr die Kraft, ſich und die Andern aus dem miſerabeln Hof- und Alltagsleben zu höheren Ideen emporzuheben. Er ließ ſich ganz zur

---

nicht viel niedriger ſteht, als die der „Mitſchuldigen“. Der Abſtand iſt nur „Haaresbreite“.

kleinlichen Genußſucht ſeines Hofauditoriums herab und ſuchte ſeine Leute durch leichte ſatiriſche Skandalpoeſie bei Humor zu erhalten.

Um vor Allem Herzogin Luiſe mit dem Faſchingstreiben des Hofes wo möglich auszuſöhnen, ſollte ihr Geburtstag, der 30. Januar 1777, recht feierlich begangen werden. Auf dieſen Tag wurde das ganze Theater neu und beſſer eingerichtet, der Zuſchauerraum gleichmäßig erhöht, Quergallerie und Saal mit ſchwarzen Tüchern ausgeſchlagen, Alles bis herab auf die Theaterbillets vornehmer ausgeſtattet. Schreiner, Maler, Muſiker, Copiſten hatten den ganzen Monat Januar vollauf zu thun. Eine Probe drängte die andere. Sämmtliche Vorbereitungen kamen auf 516 Thlr. zu ſtehen.

Charakteriſtiſch für die Macht und den Einfluß Göthe's iſt es, daß er in ſeinem ſonſt unbedeutenden Feſtſtück nicht nur Anzüglichkeiten auf viele Perſönlichkeiten losließ, ſondern es ſogar wagen durfte, die vermeintlichen „Skrupel", d. h. die wohlbegründete Abneigung der Herzogin gegen das ganze unwürdige Treiben, verkappt, in nur ſchwach verblümter Weiſe theatraliſch anzugreifen. In der jetzigen Faſſung, die das Stück ſpäter in Italien erhielt, tritt dieſe Abſicht deutlicher hervor.

Lila, die ſanfte empfindſame Gattin des Barons Sternthal, iſt völlig gemüthskrank geworden, zieht ſich vom Leben ihrer Familie ganz zurück und verkehrt in einer einſamen Waldhütte mit Geiſtern, Feen und Geſpenſtern. Auf den Rath des Doctor Verazio geht die betrübte Familie auf die Ideen der Gemüthsleidenden ein, verkleidet ſich in die ihr vorſchwebenden Feen und Geſpenſter, tanzt ihr einige Ballets vor und heilt ſie auf dieſe Weiſe vollſtändig von ihrer myſtiſchen Innerlichkeit und Abſonderung. Froh und luſtig lebt ſie wieder das heitere Leben ihrer Familie mit. Das ging auf Herzogin Luiſe, welche an dem wilden, muntern Treiben ihres jungen Gemahls keinen Geſchmack fand und, freilich ohne jegliche Gemüthskrankheit, ſich ihm und dem Hofleben entfremdet hatte [1].

Um nicht allzu deutlich zu ſein, hatte Göthe bei der erſten Bearbeitung die Rollen Sternthals und Lila's getauſcht. Die muntere, lebensfrohe Gattin curirt den an melancholiſcher Geſpenſterſeherei leidenden Gemahl durch die entſprechende Feenkomödie mit reizenden Balletten. Das kleine Feenſpiel beſitzt übrigens weder den romantiſchen Zauber echter Märchendichtung, noch die derb urwüchſige Volkskomik, die in Shakeſpeare's Sommernachtstraum ſo herrlich vereint ſind. Die Hauptaufgabe fiel den Tänzern und Tänzerinnen des Ballets zu. Herzogin Luiſe aber,

[1] Göthe's Werke (Hempel) IX. 101 ff.

vereinſamt und von Niemanden unterſtützt, mußte ſich den Unſinn des Frankfurter Götterjünglings gefallen laſſen und fand es ſchließlich gerathen, um Lieb und Friedens willen die Waffen zu ſtrecken. Der Hof ſah dann natürlich ein, daß Göthe Recht gehabt und daß er Alles richtig geleitet habe und daß er ein göttlicher Menſch ſei. Der Stärkere behält Recht.

Als Herzog und Herzogin wieder in gemüthlicher Stimmung zuſammenlebten, jammerte Wieland, daß Göthe ihm nichts mehr ſei.

„Von meinen hieſigen ſogenannten oder auch wirklich guten Freunden iſt auch nicht ein einziger, der mir nur ſo viel Licht und Wärme mittheilte, als vonnöthen iſt, um ein paar Eier dabei lind zu ſieden. Sogar Göthe und Herder ſind für mich wenig beſſer, als ob ſie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im erſten Jahre! Nun iſt's, als ob in den fatalen Verhältniſſen, worin er ſteckt, ihn ſein Genius ganz verlaſſen hätte; ſeine Einbildungskraft ſcheint erloſchen; ſtatt der allbelebenden Wärme, die ſonſt von ihm ausging, iſt politiſcher Froſt um ihn her. Er iſt immer gut und harmlos, — aber er theilt ſich nicht mehr mit — und es iſt Nichts mit ihm anzufangen." [1]

Göthe's Productivität war wirklich wie erloſchen. Frühling, Sommer, Herbſt gingen vorüber, ohne daß er etwas Neues geleiſtet hätte. Im März wiederholte man ſeine „Lila", im April etliche andere ſchon dageweſene Stücke. Dann zog der Hof nach Ettersburg, wo man ſich mehr im Freien erging und das Theater mit ländlichen Erholungen vertauſchte.

Dieſes Jagdſchloß liegt nur anderthalb Stunden nordweſtlich von Weimar am waldigen Abhang des Ettersberges. Hier wurden nun Alleen hergeſtellt, Waldniſchen ausgehauen, künſtliche Balcone in die großen Bäume hinaufgezimmert, damit die poetiſche Geſellſchaft gleich den Vögeln leben könnte. An der Hottelſtädter Ecke, wo eine ſchöne Fernſicht war, legte man ein Luſthaus an, im Walde eine anmuthige Kaffee-Einſiedelei; dazu Raſenhütten, Kegelbahn, endlich auch ein kleines Naturtheater. Improviſationen, Schattenſpiele und kleinere Scenen hielten das Dilettanten-Collegium in mimiſcher Übung, bis im Winter wieder eine eigentliche Theaterſaiſon begann. Während Muſäus ſich Stücke von Gotha verſchrieb, ließ Göthe ſeine „Mitſchuldigen" wiederholen. Etwas Neues brachte er erſt wieder auf der Herzogin Geburtstag (1778) auf die Bühne. Das neue Stück hieß „Die geflickte Braut", ein vielverſprechender Titel, der indeß nur wieder in anderer Form die Lection maskirte, die

[1] Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 102.

Göthe das Jahr zuvor der Herzogin wegen ihrer noch immer nicht überwundenen ernſteren Geiſtesrichtung gegeben hatte. In der ſpätern Ausgabe heißt das Stück: „Der Triumph der Empfindſamkeit.“

Der gefühlskranke Prinz Oronaro führt einen vollſtändigen Apparat der empfindſamen Poeſie mit ſich im Land herum: Mondſchein, Nachtigallengeſang und ſprudelnde Quellen, Alles in eigenen Kaſten, dazu eine Laube und eine Puppe, welche in allen Stücken ſeiner Geliebten Mandandane, der Frau des Königs Andraſon, gleicht. So kommt er an den Hof Andraſons, wo die neugierigen Hoffräulein alle Geheimniſſe ſeiner Liebespoeſie erſpähen, die Puppe aufſchneiden und darin den Kern ſeiner Liebe entdecken — es iſt ein leinener Sack mit den ſentimentalen Romanen der Zeit: Sterne's Sentimentale Reiſe durch Frankreich und Italien, Joh. Martin Millers Sigwart, Rouſſeau's Heloiſe, Göthe's Werther. — Nachdem die Mädchen ihre Neugier befriedigt, flicken ſie die Puppe wieder: daher der Titel „Die geflickte Braut“. Statt ihrer ſetzt ſich aber die wirkliche Mandandane in die Laube. Der Prinz erſcheint — und ſiehe da, ſeine empfindſame Liebe iſt entflohen. Erſt die Puppe, die nun hergebracht und der wirklichen Mandandane gegenübergeſtellt wird, erweckt wieder ſeinen überſpannten Gefühlsreichthum. Zwiſchen Weib und Puppe, lebender Natur und Mechanismus wählend, zieht er begeiſtert ſeine Puppe vor, überläßt Andraſon ſeine Mandandane und erfüllt ſo das Orakel, mit dem humoriſtiſch-geheimnißvoll die Farce beginnt:

„Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Geweide verleiht,
Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet,
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragende, über dein Haus.“

Zum Hohn auf das „deutſche Theater“, auf dem Alles angeht, bekommt das Stück zu den fünf Acten noch einen ſechsten. Der Prinz ſingt an ſeine Puppe:

„Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!“

König Andraſon aber empfiehlt vor dem großen Schlußballet „von hundert Lehren, die wir daraus ziehen können“, beſonders dieſe, „daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath und gehorche den Göttern“.

Als Ballaſt in das leichte Schiffchen dieſer Komödie legte Göthe an geeigneter Stelle das Monodrama „Proſerpina“ ein, eine ernſte antikiſirende Dichtung im Stile des Prometheus, deren hohes Pathos, vor- und nachher perſiflirt, wunderlich von der carnevaliſtiſchen Einrahmung abſtechen mußte. Göthe übernahm die Rolle des Andraſon, Corona Schröter die der Mandandane.

Die Spitze des burlesken Unſinnes traf neben der Herzogin ſowohl ihre Lieblingsdichter, Klopſtock und die Seinigen, als auch den Verfaſſer ſelbſt, ſoweit ſeine Poeſie früher, trotz aller Verirrungen, noch einen höheren Aufflug genommen hatte. „Proſerpina" iſt nämlich ganz antik gedacht und ausgeführt, ein Seitenſtück zum Prometheus und zu den erhabenen Oden, die er früher gedichtet, doch nicht mehr ſo wild, ſondern hinüberleitend zur Iphigenie. Auch der Werther beſitzt, ungeachtet ſeines unmoraliſchen Charakters, doch noch mehr idealen Gehalt und Werth, als der Faſchingsquark, dem er in der „geflickten Braut" als Opfer geſchlachtet wurde. Dieſe Selbſtperſiflage erſcheint um ſo widriger, wenn man auf die pſychologiſchen Momente achtet, auf die er bei ſich ſelbſt und bei ſeinem Publikum ſpeculirte. Als Bekenntniß ſeines eigenen innern Lebens ſagt die Farce ſoviel, daß er die nebelhafte Herzensquälerei des Werther ſatt habe und nach einer wirklichen Mandandane verlange. Als Vortrag an's Publikum aber eröffnet ſie demſelben den erbärmlichen Humbug, den der Dichter im Werther getrieben hatte. Gerade die Verquickung der niedrigſten Leidenſchaft mit idealer Träumerei und ſcheinbar religiöſen Anwandlungen hatte die ganze ſentimentale Damenwelt für den Werther eingenommen, den Enthuſiasmus dafür bis zum halben Wahnſinn geſteigert und dadurch das größte Unheil angerichtet. Jetzt erſchien der vergötterte Selbſtmörder plötzlich wieder lebendig im luſtigſten Maskenkoſtüm auf der Bühne und erklärte: „Ei was, meine Herren und Damen! Das war nur dummes Zeug. Die Liebe iſt etwas viel Realeres. Sehen Sie ſich nach lebendigen Puppen um, und wenn ihnen die eine abhanden kommt, ſo nehmen Sie ſich eine andere. Dafür hat man Concert, Theater, Ball, Redouten."

So machte er es ſelber. Als „Andraſon" war er Tag für Tag um die lebendige Puppe Corona Schröter herum. Die Muſikübungen für die „geflickte Braut" nahmen 66, die Tanzübungen 83 Stunden in Anſpruch. Weil es ihm aber doch nicht gelungen war, die Wertherei in ſich ſelbſt todtzuſchlagen, ſo ſetzte er nebenher auch dieſe fort und correſpondirte gleichzeitig in ſentimentalſter Weiſe mit der Frau von Stein. Sie allein erhielt einen Schlüſſel zu dem Gartenthor an der Ilm, durch welches Göthe den nächſten Weg zu ſeinem Gartenhaus ſonſt für Jedermann abgeſperrt hatte. Dazu ſchrieb er ihr (9. Jan. 1778):

„Nehmen Sie hier den Schlüſſel zu meinen Gegenden, den andern Schlüſſel haben Sie lange. Ich hab Launen, ſo ſcheints denn ich hab Unrecht und doch Piks und weiß daß ich unrecht habe. Aber es ſcheint ich ſoll

wieder einmal fühlen, daß ich Sie ſehr lieb habe, und was ich Sie gekoſtet habe u. ſ. w. Dem ſei wie es wolle, ich mag und kann Sie nicht ſehen. Addio Beſte. G."

Sonntags den 12. ſcheint ſie ihm etwas Leckeres geſchickt zu haben:

„Danke für die leibliche Nahrung. Der alte Eckhof iſt bei mir. Wir ſcheinen unſere Empfindungen neuerdings auf Spitzen zu ſetzen. Adieu Gold. Es iſt und bleibt doch immer beim Alten. G."

Am ſelben Tag war noch Balletprobe, am 13. wurden die „Weſtindier" geſpielt, wobei der Herzog und Göthe wieder die frühern Rollen hatten; der berühmte Schauſpieler Eckhof ſpielte mit. Den 14. und 15. war Conſeil, den 16. Schweinehatze in der Reitbahn. „Mir brach," ſo notirt Göthe dazu, „ein Eiſen in einem angehenden Schweine unter der Feder weg. Witzlebens Jäger ward geſchlagen. Mittags mit der Herrſchaft nach Tiefurt. Das Thauwetter hatte eine große Schlittenfahrt gehindert. Abends Picknick. Bei ♃ geſchlafen. Hatte traurig in mich gezogene Tage."

Am Abend dieſes Tages wurde das junge Fräulein Chriſtiane von Laßberg, Tochter des Oberſten Laßberg, zur Theaterprobe erwartet. Sie kam nicht. Den andern Tag fanden Göthe's Leute ihren Leichnam in der Ilm, nahe bei Göthe's Gartenhaus. Ihr Geliebter, ein Herr von Wrangel, war ihr untreu geworden, vor Liebesgram hatte ſie ſich ertränkt. Man fand „Werthers Leiden" in ihrer Taſche. Nicht Jedermann wußte eben ſo ſchimpflich frivol mit Liebe zu ſpielen wie Göthe. Hätte die Unglückliche mehr Göthe als Werther nachgeahmt, d. h. zu ihrem Geliebten noch einen zweiten oder dritten gehabt, wie Göthe zu ſeiner Frau von Stein noch Corona Schröter ꝛc., ſo hätte ſie wohl dem „Triumph der Empfindſamkeit" nicht dieß ſchaurige Vorſpiel vorausgeſchickt.

Einem ernſten, tieffühlenden, wahrhaft menſchenliebenden Charakter wäre es unmöglich geweſen, nach einem ſolchen Ereigniß ein Stück weiter einzuüben, in welchem eben jene Wertherei als Scherz behandelt wurde, die dieſes unglückliche junge Weſen zum Selbſtmord geführt. Selbſt in Göthe regte ſich dieß einzig richtige Gefühl, aber es wurde ſchließlich der Genußſucht des Hofes und der eigenen Poeterei zum Opfer gebracht. Sein Tagebuch darüber lautet:

d. 17. Ward Chriſtel von Lasberg in der Ilm vor der Flosbrücke unter dem Wehr von meinen Leuten gefunden. Sie war Abends vorher ertrunken. Ich war mit ♃ auf dem Eis. Nachmittags beſchäftigt mit der Todten, die ſie herauf zu ☉ gebracht hatten. Abends zu den Eltern. Zu Cronen aus der Probe.

d. 18. Mit ♃ ausgeritten, ein Stündchen aufs Eis. An Hof zu Tiſche. Nachmittags zu ☉. einen Augenblick im Stern. ins Concert. Nachts mit ♃. Knebeln herüber. Knebel blieb bey mir die Nacht. Viel über der Chriſtel Tod. Das ganze Weſen dabey ihre letzten Pfade ꝛc.

In ſtiller Trauer einige Tage beſchäftigt um die Scene des Todes, nachher wieder gezwungen zu theatraliſchem Leichtſinn.

d. 30. Zur Herzogin Geburtstag das neue Stück.

Was unter der ſtillen Trauer zu verſtehen iſt, das beſagt ein Liebesbrief an Frau von Stein vom 19.:

„Statt meiner kommt ein Blättchen. Da ich von Ihnen wegging, konnt ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten und ich erfand ein ſeltſam Plätzchen, wo das Andenken der armen Chriſtel verborgen ſtehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es ſo am Weg wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben ſoll. Ich hab mit Jentſchen ein gut Stück Felſen ausgehöhlt, man überſieht von da in höchſter Abgeſchiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesſtunde, es war eben ſo ein Abend. Orion ſtand ſo ſchön am Himmel, als wir von Tiefurt herauf ritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken juſt genug und kann nicht wieder aus meinem Hauſe. Gute Nacht Engel, ſchonen Sie ſich und gehen Sie nicht hinunter. Dieſe einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes wie das Waſſer ſelbſt, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“

Die Moral, welche Göthe aus dem düſtern Ereigniß zog, iſt in ſeinem Mondgedicht für Frau von Stein ausgedrückt, das urſprünglich ganz deutlich auf die unglückliche Selbſtmörderin anſpielte:

„Selig wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Mann am Buſen hält
Und mit dem genießt,
Was dem Menſchen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.“

Nachdem der Selbſtmörderin ein romantiſches Denkmal geſetzt war, ſo nah am Wege, daß man daran nicht beten und lieben konnte, ging's wieder in die Probe und dann auf's fröhliche Theater. Göthe's Zeit war ſo in Anſpruch genommen, daß das Tagebuch ſtockte, die Correſpondenz mit Frau von Stein nur dürftig ſickerte. Die Aufführung der „geflickten Braut“ war glänzend. Corona Schröter war herrlich als Mandandane. Unter ungeheurer Heiterkeit ſchnitten ihre Fräulein: Sophie von Raſchau, Minna von Kalb, Karoline von Ilten, Amalie von Ilten,

die geliebte Puppe auf und verkündigten den Werther als Grundbuch verrückter ſchwärmeriſcher Liebe. Schon am 10. Februar mußte das Stück wiederholt werden. Göthe tummelte ſich unterdeſſen wacker auf dem Eiſe herum; am 1. Februar ſchickte ihm die Frau von Stein eingemachte Früchte, am 10. ärgerte er ſich, daß ſein Stück dumm ausgelegt wurde, am 12. fühlte er ſich den Menſchen fortdauernd entfremdet, hatte aber viel fröhliche, bunte Imagination, am 13. war er früh auf dem Eis, ſpeiste bei ⊙, ging Nachmittags mit ihr ſpazieren, war Abends im Garten, ging Nachts wieder zu ⊙ und mit ihr im Mondſchein ſpazieren. Am 14. ſpeiste er mit Corona — der ſchönen Mandandane, am 15. bei der einzig geliebten Frau von Stein, von der er ſich am 11. zu Erbſen und Wurſt noch etwas Nachtiſch erbeten hatte. Den 20. ſchickte er ihr ein Frühſtück, den 22. und 23. zeichnete er das Fräulein von Waldner ab und ſpeiste bei ⊙. Am 24. kam Corona mit der Zither in ſeinen Garten, am 25. erbat er ſich von Frau von Stein Schwartenmagen[1] und

[1] Schöll I. 160. „Schicken Sie mir durch Überbringern meinen Schwarten Magen und eine Bratwurſt.“ — „Gewiſſe empfindſame Leſer,“ bemerkt Lewes (Freſe, I. 390) über die Correſpondenz Göthe's mit Frau von Stein, „werden ſich vielleicht entſetzen, daß ſo viel von Eſſen und Trinken die Rede iſt; indeſſen wenn ſie an Lotte denken, die den Kindern Butterbrod gibt, ſo werden ſie ſich nicht wundern, wenn der Verfaſſer ſeine Weimar'ſche Geliebte bittet, ihm eine Bratwurſt zu ſchicken.“ Göthe's Mittheilungen über eßbare Gegenſtände ſind ſo zahlreich, daß man ganze Bücher darüber ſchreiben könnte: „Göthe's Küche“, oder „Göthe, Bratwurſt und Schwartenmagen“, oder „Einfluß der Frankfurter- und Weimarer-Küche auf die Entwicklung des Fauſt“. — Ich empfehle dieſe Themata vorläufig den Vorſtänden höherer Töchterſchulen und Dr. Ludwig Geiger für das nächſte Göthe-Jahrbuch. Denn für gute Küche intereſſirte ſich Göthe viel mehr, als für alle platoniſche Logos- und Liebesphiloſophie der etwas enthuſiaſtiſchen Fürſtin Gallitzin (Göthe-Jahrbuch III. 287). Die Paſſion Göthe's für „Schwartenmagen“ läßt ſich ſowohl mit der Descendenztheorie als mit nationalen Momenten in Verbindung bringen; denn es iſt eine von Mama ererbte Neigung. „Wegen der Metzger Knecht,“ ſchreibt ſie an Ph. Seidel, „dient zur Nachricht, daß unſere hieſige Metzger keinen einzigen die rechte Kunſt Schwartemägen zu verfertigen lehren. Das hat mir mein eigener Metzger ganz aufrichtig geſagt — und es iſt auch ganz natürlich, denn aus der halben Welt kommen Knechte hieher, und wenns die nun gelernt hätten, ſo könnten die Schwartemagen überall verfertigt werden, welches nun doch nicht iſt. Alſo das Ende vom Lied iſt, daſz Frankfurth allein die Ehre behalten will, rechte Schwartemägen zu machen. — Ihro Durchlaucht (Anna Amalia) können ſie aber alle Wochen mit dem Poſtwagen bekommen und von der beſten Fabrik, das verſpreche ich.“ S. Göthe's Mutter an Philipp Seidel, mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1870. II. 113. Vgl. Keil, Frau Rath. S. 78. v. Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch. Neue Folge. 5. 1844. S. 435. — Über Weimarer Durſt und Frankfurter Weinſendungen vgl. Keil, Frau Rath

eine Bratwurſt. Den 27. wurde „Erwin und Elmire“ wieder gegeben, den 28. zeichnete er an der „Waldnern“ weiter. Im März wurde wacker Theater geſpielt, im April am Park weiter gearbeitet. Um Mitte April ritt er nach Stützerbach zu den „leichtfertigen Mädels“; zurückgekehrt hielt er den Kindern das Eierfeſt. Frau von Stein erhielt ein paar Billets, während ein drohendes Regenwetter zu ſeiner nicht geringen Freude Corona und ihre Freundin Wilhelmine in ſein Gartenhaus trieb. Den 23. beſuchte er ☉ und ſpeiste bei Corona, den 30. April war er bei Crone und Mine, und der ſchöne Mai fängt wieder mit Crone und Mine an. Am 2. Mai reiste er mit dem Herzog nach Leipzig, Berlin und Deſſau und kam erſt am 1. Juni zurück.

Den ſeltſamen Contraſt, in welchem ſich Göthe's Leben nach dieſer Reiſe mit demjenigen Wielands befand, hat der Letztere in einem Briefe an Merck ſehr anſchaulich beſchrieben:

„Seitdem die Herzogin Mutter auf etliche Wochen nach Ilmenau gegangen, und Kalb mit ſeiner jungen Frau nach Anſpach, wo ſie ihre Erbgüter hat, von denen er Beſitz nehmen will — leb ich nun ſo in Abgeſchiedenheit von aller Welt, mit und unter meinen Kindern und Hausgenoſſen, in meinem eigenen kleinen Microcosmus eingeſchloſſen, und wenn die Furcht vor dem Kriege und das Merkurialiſche Fuhrweſen mich nicht in meiner Ruhe ſtörten, ſo weiß ich nicht, was mich hindern ſollte, binnen 2 bis 3 Jahren ein ſo ausgemachter Philiſter zu ſeyn, als einer in Weimar, und mich kaum mehr beſinnen zu können, daß der ille ego qui quondam und Ich qui nunc ein und derſelbe Menſch ſey. Auch der große Reſpect für die 4 Groſchenſtücke iſt ein tertium, worinn wir einander ähnlichen, l. Br. Es iſt eben noch nicht lange, daß ich, um mein Geld ein wenig beyſammen halten zu können, genöthigt war, es in lauter ſchöne neue Ducaten, und brennend neue braunſchweigiſche Louisd'or umzuſetzen. Da fieng ich an das Geld lieb zu gewinnen, weil es ſo ſchön war. Nun hab ich's ſchon dahin gebracht, daß ich's liebe, weils Intereſſen trägt, und, wie eine Folgerung immer aus der andern herausfällt, wenn es nur erſt einmal mit den Principien ſeine Richtigkeit hat, ſo bin ich gar bald dazu gekommen, daß ich nun auch für kleine Thaler und ſogar für Viergroſchenſtücke eine Hochachtung habe, die ich mir vor 10 Jahren, da ich noch nicht wußte, was es iſt, 6 Kinder und überhaupt 14 Mäuler zu ernähren zu haben, noch gar nicht vorſtellen konnte.

Von Göthen, l. Br. kann ich Dir nicht viel mehr ſagen, als was Du in den Zeitungen von ihm wirſt geleſen haben. Vorgeſtern kamen ſie Vormittags von ihrer Wanderung nach Leipzig, Deſſau und Berlin zurück.

S. 102. — Noch culinariſch wichtiger und intereſſanter für höhere Töchterſchulen ſind „Freundſchaftliche Briefe von Göthe u. ſ. w. an Nicolaus Meyer“. Leipzig, Hartung, 1856.

Abends ging ich mit meiner Frau und beyden älteſten Mädchen über den (nach Göthes Plan und Ideen, ſeinem Garten gegenüber) neuangelegten Exercier Plaz, um von da nach dem ſogenannten Stern zu gehen, und meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Göthens Invention und Zeichnung dort am Waſſer anlegen laſſen, und die eine wunderbar künſtliche, anmuthig milde, einſiedleriſche und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen und Grottenwerk vorſtellen, wo Göthe, der Herzog und Wedel oft ſelb drey zu Mittag eſſen, oder in Geſellſchaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend paſſieren. Wie wir den Exercierplatz heraufgehen begegnet uns der Herzog. Er erblickt uns von fern, bleibt ſtehen, und ſobald er uns erkennt, geht er uns wohl zwanzig bis 30 Schritte entgegen, und empfängt mich und die Meinigen ſo liebreich, daß es uns im Herzen wohl thut. Sein Anſchauen war mir eine wahre Herzſtärkung, ſo geſund und kräftig ſah er aus, und ſo edel, gut, bieder und fürſtlich zugleich fand ich ihn im Ganzen ſeines Weſens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß Göthe ihn recht geführt und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben wird. Der Herzog verließ uns wieder und eilte ſeines Weges, wir verfolgten den unſrigen; weil wir aber einerley terminum ad quem hatten, ſo kamen wir bey dem Grottenweſen (wie ichs itzt aus Mangel eines geſchickten Nahmens nennen will) wieder zuſammen, und da trafen wir Göthen in Geſellſchaft der ſchönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attiſchen Eleganz ihrer ganzen Geſtalt und in ihrem ganz ſimpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymfe dieſer anmuthigen Felſengegend ausſah[1]. Wir hießen einander alſo auch willkommen, und Göthe war zwar ſimpel und gut, aber äußerſt trocken; und verſchloſſen, wie er's ſchon lange, ſonderlich ſeit meiner Zurückkunft von der Reiſe in Eure Gegenden iſt. Ich glaube indeſſen gerne und am liebſten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umſtände von einander gehalten werden. Vor 2 Jahren lebten wir noch miteinander; dies iſt izt nicht mehr und kann nicht mehr ſeyn, da er Geſchäfte, liaisons, Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht theil nehmen laſſen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht theil nehmen könnte noch möchte. Zudem werden ſie nun auch dieſen Sommer und Herbſt über ſelten 8 Tage hintereinander hier ſeyn, und ſo wird er mir eben immer inaccessibler und da ſeine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, ſo iſts natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen. Indeſſen iſt und

[1] Diezmann hörte von einem alten Weimaraner erzählen, „die Schröter habe eines Tages, in fleiſchfarbenen Tricot gekleidet, eine Guitarre im Arm, an einem der lieblichſten Punkte des Parkes ſitzend, geſungen, während Karl Auguſt und Göthe auf- und abgegangen, worüber die unvermuthet dazu kommende Herzogin ſich tief verletzt gefühlt hätte". Düntzer bezweifelt das (Göthe und Karl Auguſt I. 61); ſeltſam iſt es aber immerhin, daß in Weimar ſolche und ähnliche Gerüchte circulirten.

bleibt er mir einer der herrlichſten und liebſten Menſchen auf Gottes Erdboden und damit punctum.“ [1]

Im Juli arbeitete Göthe an dem ſog. Kloſter, einer künſtlichen Einſiedelei am linken Ufer der Ilm, wo am 9., dem Namenstag der Herzogin, ein poetiſches Gartenfeſt gegeben wurde. Die Hofherren kleideten ſich dießmal zur Abwechslung in weiße, höchſt reinliche Kutten, Kappen und Überwürfe . . . Der Hof war zur geſetzlichen Tagesſtunde eingeladen; die Herrſchaften kamen jenen untern Weg vom Waſſer her; die „Mönche“ gingen ihnen bis an den erweiterten Felſenraum entgegen. Da wurde als Begrüßung ein von Seckendorf verfaßtes Dramolet vorgetragen, worin Göthe als Pater Decorator den Herrſchaften vorgeſtellt wurde:

„Und dieſer hier Pater Decorator,
Der all unſern Gärten und Buſchwerk ſteht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn der was angreift, ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack, die Breit und die Länge.
Sogar auch den Ort, den ſonſt Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Roſen verziert.“ [2]

Die Herzogin-Mutter war während dieſes Feſtes eben auf einer Reiſe in Frankfurt, wo ſie mit Göthe's Mutter, „Frau Rath“ oder „Frau Aja“, Bekanntſchaft machte. Als ſie wieder zurückkehrte, gab ihr Göthe ein Souper in der neuen Park-Einſiedelei. Zum Schluß wurden die Anlagen „ganz in Rembrandts Geſchmack“ beleuchtet. Anna Amalia war entzückt und Wieland hätte Göthe vor Liebe freſſen mögen. Während des Septembers beſuchte Göthe Eiſenach, die Wartburg, Wilhelmsthal, Ilmenau, Jena. Im October fingen zu Ettersburg die Proben für den „Jahrmarkt von Plundersweilen“ an, der erſt am 26. aufgeführt wurde. Drei Wochen lang war des Hämmerns, Lärmens und Malens kein Ende. Wie Fräulein von Göchhauſen an Frau Aja berichtet, „purzelten die Herzogin, Göthe, Kraus u. ſ. w. über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes“ [3]. Wieland aber ſchrieb an Merck:

„Ich hab Dir letzthin ſchon gemeldet, daß ſich unſere Herzogin (Anna

[1] Wagner, Briefe an und von Merck 1838. S. 148 ff.
[2] Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 303.
[3] Keil, Frau Rath. S. 116 ff.

Amalia) izt eine große fête mit Göthens Puppenſpiel macht. Kranz als Orcheſtermeiſter und Kraus als Decorateur haben ſeit 14 Tagen alle Hände voll zu thun und ſind faſt immer zu Ettersburg. Göthe kommt dann und wann, darnach zu ſehen und das Werk in Gang zu bringen, und die Herzogin lebt und webt und iſt in dem Allen von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften. Ich darf nichts davon ſehen, bis alles fertig iſt; das iſt bei dergleichen Anläſſen immer ein eigener Spaß, den ſie ſich macht, und wozu ich mich, wie Du denken kannſt, de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt ſpielt mit, z. Ex. die Hofdame v. Wöllwarth iſt Pfefferkuchenmädchen, ein junger Leyſer Marmottenbub, die Schröderin die Tyrolerin, Mad. Wolf Königin Eſther u. ſ. w. Ich gäbe Geld darum, daß Du den Spaß mit uns theilen könnteſt. Aber ohne Zweifel wirſt Du damit regalirt werden, wenn Du kommſt, wiewohl Göthe haben will, daß Du erſt kommen ſollſt, wenn die Nachtigallen wieder ſingen — und das muß auch ſeyn, wenn Du an allen den Poeſien Freude haben ſollſt, die er dies- und jenſeits der Ilm geſchaffen hat, und die der hochlöbl. Kammer zwar ein tüchtiges Geld koſten, dafür aber auch dieſe Seite von Weimar zu einem Tempe und Elyſium machen. Dii immortales — homo homini quid praestat! Stulto intellegens.“ [1]

Das Stück, womit der „weiſe“ Mann die „dummen“ erheiterte, war übrigens nichts weiter, als eben ein „Jahrmarkt“ und zwar von „Plundersweilen“, mit einer eingelegten kindiſchen Traveſtie auf Racine's Eſther, die franzöſiſche Tragödie und die Bibel ſelbſt. In der Jahrmarktsſcene ſtellte Göthe den „Marktſchreier“ vor, in der faden Traveſtie zugleich den Mardochai und den Haman — des Königs Günſtling und den zweiten Mann im Reich.

[1] Wagner, Briefe an Merck 1835. S. 148. 149.

7. Der zweite Mann im Herzogthum.

1776—1779.

„Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kiſ', der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand."
Göthe im Wilhelm Meiſter.

„Göthe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern ſind unter ſeinem Werth."
Karl Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar.

Während das ſogen. „Genieleben" oder die „luſtigen Tage von Weimar" ſchon von allen irgendwie poetiſchen Seiten bis ins Kleinſte, nahezu erſchöpfend beſchrieben worden ſind, hat der Politiker und Diplomat Göthe noch durchaus keinen entſprechenden Biographen gefunden. Die herzoglich ſächſiſch-weimariſchen Conſeilsprotocolle, die Acten, über die Göthe oft genug in ſeinen Tagebüchern ſeufzt, die langweiligen Referate, die er neben ſeinen Theaterrollen ſtudiren mußte, ruhen noch in den Archiven. Von der breitſpurigen kleinſtaatlichen Bureaukratie, welche den Dichter mehr oder weniger täglich beſchäftigte, iſt nur verhältnißmäßig Weniges in die Öffentlichkeit gedrungen[1]. Das Wenige genügt indeß,

[1] Der „Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe" (Weimar 1863) fließt in den erſten Jahren ſehr mager: von 1775 bis zur ital. Reiſe I. 1—57; von da ab iſt mehr von der „Liebeskanzlei" und von „Kunſt" die Rede, als vom Regieren. Auch die andern Briefwechſel Göthe's, Herders, Wielands, Mercks, Knebels u. ſ. w. bieten nur vereinzelte Notizen. Die erſte Biographie Karl Auguſts von P. C. Weyland (ergänzt von Faſelius. Weimar 1857) iſt eine Lobrede, deren Verleger wünſchte, daß durch dieſelbe 5—10000 Fünfgroſchenſtücke für ein Karl-Auguſt-Denkmal einkommen möchten. Sind auch eingekommen. — Noch ſerviler iſt die lateiniſche Trauerrede des Gymnaſialdirektors G. Gernhard. Jena 1828, und die Lobrede des Predigers Wilh. Schröter: „Karl Auguſt. Was Er geiſtig war und wie Er es geworden". Leipzig, Hinrich 1829. — Dieſe und manch andere indirect einſchlägige Monographien benützte A. Schöll, Karl-Auguſt-Büchlein. (Weimar, Böhlau, 1857; wohl auch mit Rückſicht auf das Denkmal geſchrieben.) Darnach ſchrieb E. Humbert (Prof. in Genf): Charles Auguste et les fêtes de Weimar en 1857. Genève, Ramboz & Schuchardt, 1858, — ein eleganter franzöſiſcher Panegyricus. — Werthvoller iſt Aug. Diezmann, Göthe und die luſtige Zeit in Weimar. Leipzig 1857. — Dr. Franz X. Wegele, Karl

um zu zeigen, daß die Rolle des Politikers die des Dichters vollständig zurückdrängte und alle übrigen Rollen, die zu spielen waren, in ihre Dienste nahm. Göthe wollte etwas werden und er ist es geworden, der zweite, ja vorübergehend der erste Mann im Herzogthum.

Es ist eine irrige Vorstellung, wenn man meint, Göthe habe sich dabei wie ein „von den Göttern" begünstigtes Glückskind verhalten, dem der Apfel gerade in der richtigen Stunde reif in den Schooß fiel, ohne daß es zu denken brauchte; wie ein Erdengott, ein Apoll, dem Musen und Grazien singend und spielend das Scepter der Herrschaft entgegenbrachten, um es nach frohem Genuß wieder mit der Lyra der Sterblichen und Unsterblichen zu vertauschen. „Faust" II. Theil legt allerdings eine solche Auffassung nahe, und sie hat ihre Anhaltspunkte. Glück hatte Göthe, aber auch Verstand, er wußte zu rechnen.

Über die Weimarer Verhältnisse war er vollständig wohl unterrichtet, als er nach Weimar kam; er stieß Niemand durch unzeitiges Vordrängen, sondern lebte sich als Gast gemüthlich in die ihm nicht fremden Verhältnisse hinein, gewann Herren und Damen, indem er sich ihren Liebhabereien anpaßte, ging aber ohne langes Tasten auf jene intimeren Beziehungen los, welche bei Hof entscheidend waren: Wieland, Frau von Stein, Dalberg. Wieland führte ihn in den Kreis der Herzogin-Mutter ein, Frau von Stein patrocinirte ihn bei Herzogin Luise. Das Entscheidendste indeß war vielleicht Dalbergs Freundschaft. Weit mehr wie ein Deus ex machina, als Göthe, war dieser schöngeistige Prälat in Weimars Nachbarschaft gerathen, als hier in Folge aufgeklärter Erziehung der Kampf zwischen altem und neuem Regime auszubrechen

---

August, ist vorwiegend Panegyriker, enthält aber werthvolle Notizen. — E. v. Heyne, Geschichte des Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94. Weimar, Böhlau, orientirt über die Militaria. — H. Düntzer, Karl August und Göthe (I. Bd. 1861. II. Bd. 1865. Leipzig, Dyk), ist ein mit vielem Fleiß und sorgfältigster Kleinkritik zusammengebrachtes Collectaneum von Briefnotizen, Göthe-Bewunderung und Göthe-Conjecturen, das aber wohl kaum Jemand ganz lesen wird, der nicht, seiner Studien halber, zu einer solchen Marter gezwungen wird. In Bezug auf Politik und sociale Verhältnisse bietet es nur den allerunzureichendsten Aufschluß. — Sehr lehrreich ist dagegen in letzterer Hinsicht der schon citirte Aufsatz von Dr. C. A. H. Burkhardt: Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800. (Grenzboten 1871. II. 645—706.) Eine tüchtige Biographie Karl Augusts gibt es eigentlich noch nicht. Wie ich in Weimar hörte, hat ein Prof. Z. die Archive dafür benützt und einen riesigen Stoß Excerpte gesammelt; es gelang ihm aber nicht, das Material zu bewältigen. Ich hätte es gerne eingesehen; allein da ich mich an den Minister des Innern hätte wenden müssen, so verzichtete ich darauf. Mein Gesuch wäre, in Folge des Jesuitengesetzes, muthmaßlich weder ihm noch mir von Nutzen gewesen.

drohte. Er gab in den letzten Erziehungsmaßregeln den Ausschlag, er legte den drohenden Zwist bei, er übernahm es, den hitzigen jungen Herzog, dessen volles Vertrauen er allein besaß, auf die Bahn eines gemäßigten Fortschritts zu lenken. Mit ihm unterhandelte Karl August, als er sein Cabinet umzugestalten dachte. Ihm galt der erste Besuch, den Göthe von Weimar aus mit dem Herzog auswärts abstattete. Die Besuche erneuerten sich. Dalberg half die Anstellung Herders durchsetzen; höchst wahrscheinlich hatte er auch die Hand im Spiel, als der Herzog Göthe in's Cabinet berief. Nun trat Göthe an Dalbergs Stelle, und übernahm mit einer Art Mentorschaft bei dem jungen Herzog zugleich die gemäßigte Reformpolitik, die der Statthalter angebahnt hatte[1]. Von Zeit zu Zeit erscheint dieser noch als Freund und Consulent in wichtigeren Angelegenheiten[2]; doch des Herzogs eigentlicher Vertrauter ist vom Frühjahr an der neue Geheime Legationsrath. Einen speciellen Minister des herzoglichen Hauses gab es officiell nicht, aber das war die erste Stelle, die Göthe thatsächlich bekleidete.

Inwiefern Göthe nun der richtige Mentor für einen jungen Fürsten war, mag man theilweise schon nach den gegebenen Anhaltspunkten beurtheilen.

Wie er selbst in bunteſter Zerstreuung und endloser Tändelei spielend, scherzend, herumblätternd und herumspazierend, in Wald und Feld, in Bibliotheken und Archiven, in Kneipen und vornehmen Gesellschaften, im Verkehr mit alten Gelehrten, jungen Poeten, schäkernden Mädchen und wunderlichen Abenteurern, frommen Damen und leichtsinnigen Junggesellen sich eine Fülle von Menschenkenntniß, Lebenserfahrung, mannigfaltigem, aber ungeordnetem Wissen, eine vage, naturalistische Weltanschauung und eine ebenso lockere, wenn auch weltkluge Moral erworben hatte, so lebte er jetzt mit dem jungen Herzog weiter und bildete ihn nach seiner eigenen, freien Manier — Alles praktisch, empirisch, sprungweise, ohne Methode und System. Gelernt wurde genau so viel, als man bei beständigem Plaisir, Jagden, Ausflügen, Theaterproben, Liebesabenteuern, Bauernkirmessen, Liederlichkeiten aller Art so nebenher noch lernen mochte. Der Herzog wurde dabei ein flotter Herr, ein geriebener junger Mann.

„Gar lustig und fidelige" lernten die Beiden zunächst auf ihren Ritten

[1] Vgl. oben S. 89 und die Werke Beaulieu-Marconnay's über Dalberg und Anna Amalia.

[2] Keil, Tagebuch. 75 ff.

und Ausflügen das ganze Land kennen, Städte und Städtchen, Dörfer und Schlöſſer, einſame Gehöfte und Waldeinſamkeiten, Fluß, Thal und Berg, — die Univerſitätsſtadt Jena und ihre Profeſſoren, die Bergſchluchten von Ilmenau und deren Bergleute und Köhler, die Waldeshügel um die Wartburg und deren Förſter und Jäger, Eiſenach, Berka, und wie die Ortſchaften alle heißen. Göthe liebte es, eine Gegend auswendig zu lernen, und der junge Fürſt mochte allenfalls auch noch etwas mit lernen. Denn das Meiſte kannte er ſchon längſt. Von Allem aber, was ein Regent wiſſen und lernen muß, von Geſchichte und Politik, Staatshaushalt und innerer Verwaltung, verſtand Göthe faſt ebenſowenig, als ſein fürſtlicher Schüler, und wo ſollte er bei dieſem unruhigen Nomadenleben die Zeit hernehmen, ein einziges Buch über dieſe Materien ordentlich zu ſtudiren? Ich denke dabei nicht an die ehrwürdigen Folianten älterer Staatsweisheit und Jurisprudenz, die Göthe längſt als eine Erbkrankheit des Menſchengeſchlechtes, als die Mutter aller Pedanterie und Bauernſchinderei verachtete, ſondern nur an die revolutionären Bücher und Pamphlete, die allenfalls ſo einem politiſchen Springinsfeld und Reformminiſter hätten gefallen können. Auch dieſe hat er erſt nach und nach ein wenig angenippt; denn nur die allerſpärlichſten Notizen im Tagebuch deuten ſo etwas an. Das bahnbrechende nationalökonomiſche Werk von Adam Smith, 1776 erſchienen, 1777 ſchon deutſch überſetzt, wird darin nicht erwähnt. Vielleicht hat Göthe 1778 die Dialoge des Abbate Galiani geleſen. Das nicht unbedeutende Werk war aber ſchon 1764 erſchienen, alſo für einen jungen Reformminiſter zu alt. Eher las er allenfalls das „aus den Dichtungen des Horaz (!) gezogene Natur- und Völkerrecht“ dieſes italieniſchen Anhängſels der Encyklopädiſten — genug, in ſeinem Tagebuch ſteht bloß Gagliani[1], und nichts zwingt uns zu dem Glauben, daß Göthe auch nur dieſen einen, damals ziemlich berühmten Publiciſten gründlich gekannt hat. Und ſo iſt es mit den paar andern Büchern und Pamphleten, die in den Tagebüchern der erſten vier Jahre figuriren. Der junge Reformminiſter fand ſich auch nur allzubald genöthigt, über die wichtigſten Dinge ſich bei Freund Merck in Darmſtadt nach Rath und Aufklärung umzuſehen. Der war ein tüchtiger, geſchäftskundiger Mann, Kriegszahlmeiſter — und half auch dem Freunde aus der Patſche, verſchaffte ihm für ſeine ökonomiſchen Nöthen einen zuver-

[1] Keil, Tagebuch. S. 168.

läſſigen Vertrauensmann, den Engländer Baty, und kam auch ſelbſt wiederholt nach Thüringen, um Göthe und dem Herzog praktiſche Freundesdienſte zu erweiſen. Als der Herzog ihn aber ſo lieb gewann, daß er ihn in Weimar behalten wollte, warf ſich Göthe dazwiſchen und vereitelte dieſen Plan. Man darf wohl als ziemlich ſicher annehmen, daß Merck mit ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Geſchäftsroutine ihn bald aus dem Sattel gehoben und vom Miniſtertiſch auf's Theater zurückgedrängt haben würde. Göthe mochte das fühlen und kam einem ſolchen Staatsſtreich zuvor.

Wie der Statthalter Dalberg ſich die Gunſt der Erfurter im Sturm dadurch erworben hatte, daß er ſich bei einem Brand in die Reihen der Waſſertragenden ſtellte und den Kübel munter weiter gab, ſo waren der Herzog und Göthe auf jeden Feuerlärm bereit und arbeiteten wie profeſſionelle Feuerwehrleute. Überhaupt war Karl Auguſt ein wenig Bürgerkönig, liebte das Incognito und den Humor, den dasſelbe für hohe Herren mit ſich bringt. Auf ſeinen Jagden machte er wenig Gepränge, da ging es ſehr natürlich zu; doch bei Hofe liebte er fürſtlichen Prunk und hielt mit ſeiner Handvoll Soldaten fleißig Paraden und Revuen [1].

Einen gewiſſen bildenden Einfluß auf den jungen Herrſcher hatte natürlich Göthe's poetiſcher und künſtleriſcher Geiſt. Er hörte nicht nur alle ſeine bisherigen Werke, viele wiederholt an, vernahm deren Entſtehungsgeſchichte und weitere Bezüge: er war fortan der Vertraute des Dichters, wie dieſer es dem Regenten war. Er wurde Mäcenas in umfaſſendſtem Sinn. Wenn auch nicht ſelbſt poetiſch begabt, ſo hatte er doch nicht nur Sinn und Verſtändniß für die leichte Theaterwaare, an der ſich durchweg der Hof erheiterte, ſondern auch für die ernſteren und bedeutenderen Leiſtungen des Dichters. Doch hat man dieſen bildenden Einfluß ſehr übertrieben. Karl Auguſt blieb bis in's höhere Alter derb, grob, ſoldatiſch. Er liebte ſchmutzige Zoten, Nuditäten, Obſcönitäten.

[1] Mit dem Anekdotenkram, der einerſeits ſein burſchikoſes Treiben andeutet, andererſeits wieder zur Verherrlichung des Humanitätsideals von Schöll u. A. beigebracht wurde, will ich den Leſer verſchonen. Er war eine im Ganzen gutmüthige, aber ſehr derbe Jäger- und Soldatennatur, wußte Säbel und Peitſche gut zu führen. Es ſieht ihm ganz gleich, wenn erzählt wird, daß er bei einer Feuersbrunſt die ſäumenden Zuſchauer mit der Peitſche zum Löſchen angetrieben habe; aber daß er ganze Stunden mit ſeinem Miniſter ſich das Vergnügen gemacht haben ſoll, auf der Straße mit der Peitſche zu knallen, das kommt mir faſt etwas zu kindiſch vor. Unmöglich iſt es indeß nicht, da man halbe und ganze Tage Komödie einübte und ſpielte und zwar vielfach die unbedeutendſten Hanswurſtiaden, alſo auch zu ſolchen Kindereien fähig war.

Seine Briefe erinnern da und dort an Wielands Schule; Voltaire's niederträchtige Pucelle hatte er so inne, daß er gar nicht glauben wollte, daß Schiller die Jungfrau von Orleans je wieder zu Ehren bringen könnte; er wollte sie anfänglich gar nicht aufführen lassen. Nur sehr launenhaft betheiligte er sich zeitweilig an Göthe's Naturdilettanterien. Dagegen hatte er Freude an Statuen und Gemälden, gab viel Geld dafür aus und unterstützte seine Poeten und Künstler mit freigebiger Huld.

In der ersten Weimarer Zeit begleitete er selbst schwärmerische Briefe an die Frau von Stein mit eigenhändigen Zeilen. „Guten Morgen, liebe Frau," schreibt er ihr, „Alle Geister der Berge, der Schlösser, der Morgen- und Abenddämmerung seien Ihre Begleiter. Denken Sie an mich, u. s. w." Ein paar Monate später: „Alleweil reisen wir, der Mond ist jetzt noch unser Begleiter, er scheint himmlisch schön." Er verfaßte sogar Verse an sie[1]:

„Ich schlafe, ich schlafe von heute bis morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute göttlich in meinem Selbst gebadt.
Die Geister der Wesen durchschweben mich heut',
Geben mir dumpfes, doch süßes Geleit.
Wohl Dir, Gute, wenn Du lebest auf Erden,
Ohne Andrer Existenz gewahr zu werden.
Tauche Dich ganz in Gefühle hinein,
Um liebvollen Geistern Gefährtin zu sein.
Sauge den Erdsaft, sauge Leben Dir ein,
Um liebvoller Geister Gefährtin zu sein."

Ähnlich ergeht er sich in einem Briefe an Knebel in jener sentimentalen Naturschwärmerei, die damals mit dem derbsten Humor genau so abwechselte, wie die Damen- und Türkenscenen in Körners Zriny.

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Licht am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche herumgeschlichen und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's, und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen u. s. w."

[1] Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 20.

Eingeweiht in Göthe's Herzensgeheimniſſe mit Frau von Stein, ahmte er ſeinem Miniſter auch hierin nach und fing ein Liebesverhältniß mit der „ſchönen" Gräfin Werthern an. Doch liebte er ſie nicht ſo „ſchön", wie Göthe der Frau von Stein äußerte. Er ſchrieb auch keine tauſend Liebesbriefe an ſie.

Die erſte größere Staatsangelegenheit, an der Göthe ſich betheiligte, war nationalökonomiſcher Natur. In Ilmenau (der ſüdlichſten Enclave des aus lauter zerriſſenen Stücken beſtehenden Herzogthums) waren Kupfer- und Silberbergwerke, deren Betrieb in die mittelalterliche Zeit hinaufreicht. Noch 1717 beſchäftigten dieſelben etwa 500 Bergleute, 1739 jedoch erſäufte der Durchbruch der Manebacher Waſſerdämme die meiſten Gruben. Noch bevor Göthe kam, hatte Karl Auguſt ſchon den Plan gefaßt, den Bergbau hier wieder aufzunehmen und ſich zu dieſem Zweck mit dem kurſächſiſchen Berghauptmann von Trebra in Verbindung geſetzt. Silber! Silber! Das war ein nicht minder lockendes Loſungswort, als Poeſie und Natur. Göthe, der noch 1776 in Frankfurt Geld pumpen mußte, wußte ſolche Hoffnungen zu ſchätzen. Dazu war um Ilmenau herum auch viel „Natur", ſchöne Berge, Thäler, Schluchten, Ausſichten, auch luſtige Landleute und fröhliche Mädchen. Mit Begeiſterung ging der luſtige Rath auf die Ideen ſeines herzoglichen Freundes ein, ſtreifte Tage und Wochen lang mit ihm in der Gegend herum, kroch in die Gruben, unterſuchte Boden und Geſteine, ließ ſich von den Bergleuten Alles erklären, und lernte bei den Conferenzen mit Trebra und andern Experten ſo viel, um auch ſein Wörtchen in der Bergwerkfrage mitzureden. Dabei wurde gezeichnet und gejagt. „Wir ſind hier," ſchreibt er (24. Juli von Ilmenau an Merck), „und wollen ſehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung ſetzen. Du kannſt denken, wie ich mich auf dem Thüringerwald herumzeichne; der Herzog geht auf Hirſche, ich auf Landſchaften aus und ſelbſt zur Jagd führ ich mein Portefeuille mit."[1] Den 14. Nov. 1777 wurde eine Commiſſion niedergeſetzt, um die Bergbaugeſchäfte zu leiten. Sie beſtand aus dem Kammerpräſidenten von Kalb, Göthe und dem Regierungsrath Dr. Eckardt. Als Kalb der Sache müde war, erhielt Göthe (8. April 1780) den Vorſitz in der Commiſſion und die Oberleitung der ganzen Bergwerksangelegenheit.

Das Unternehmen nahm einen ſehr kläglichen Verlauf. Da Göthe und die übrigen Commiſſionsmitglieder anfänglich nichts, ſpäter nicht

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 94.

viel von der Sache verſtanden, auch ſich nicht die Zeit nahmen, das Fach gründlich zu ſtudiren, ſo wurde nicht nur kein Silber gewonnen, ſondern ſehr viel Silber vergeudet; es mußten, wie im Anfang, immer und immer wieder fremde Fachmänner und Beamte als gute Räthe beigezogen werden, nach deren Abgang man jeweilen wieder umſonſt grub. Nach jahrelangen Mühen und großen Geldopfern kam Göthe zu dem Schlußurtheil:

„Eine ſo wichtige Unternehmung iſolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen.“

Das heißt ohne miniſterielle Verblümung: Der Bergbau in Ilmenau war ein mißglückter Schwindel. Wie ſich der Dichter noch mit diplomatiſchem Anſtand aus der Patſche zog, erzählt er ſelbſt in den Zeit- und Jahresheften[1]:

„Ein ausgeſchriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und ſelbſt von meinem Kollegen, dem geſchäftsgewandteren Geheimen Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeiſt, dem man ſo viel Gutes und ſo viel Böſes nachzuſagen hat, zeigte ſich als unſer Alliirter; einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen, eine Art von Konvent zu bilden und ſich der Führung und Leitung der Sache zu unterziehen. Anſtatt daß wir Kommiſſarien alſo nöthig gehabt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns ſchon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward ſogleich beſchloſſen, daß die Repräſentanten ſelbſt ſich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu ſehen ſich bemühen ſollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachſichtiger gegen die Mängel, die man ſelbſt entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hilfsmittel, die man ſelbſt erfand, ſo daß zuletzt Alles, wie wir es nur wünſchen konnten, beſchloſſen wurde; und da es denn endlich an Geld nicht fehlen durfte, um dieſe weiſen Rathſchläge in's Werk zu ſetzen, ſo wurden auch die nöthigen Summen verwilligt, und alles ging mit Wohlgefallen auseinander.“

Wieder in einfacherem Deutſch: Als der Schwindel, den der Herzog und ſein Freund in jugendlichem Übermuth begangen hatten, zu Tage trat, überließen ſie die verſalzene Suppe den Mandataren des Volkes, und dieſes hatte die Ehre, den Schwindel zu bezahlen, während „unſterbliche Verſe“ noch jetzt den kühnen Unternehmer von Ilmenau verherrlichen.

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 23.

Selbſt das vielgefeierte Gedicht „Ilmenau" (1783) erinnert übrigens noch daran, wie der Übermuth der beiden luſtigen Geſellen bei ihren Ilmenauer Bergfahrten keine Grenzen kannte, und wie der Herzog mit zerſchundenem Bein oder Fuß mehr als einmal wochenlang für ein paar nicht eigentlich frohe, ſondern bloß thöricht ausgelaſſene Stunden büßen mußte.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu ſein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und halb erwacht und halb im ſchweren Traum
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre." [1]

Göthe hatte den richtigen Tact, die Erinnerung an ſolche „Freuden" [2] erſt nach mehr als 30 Jahren unter ſeinen Gedichten zu publiciren, als Niemand mehr unter dem unmittelbaren ängſtlichen Eindruck ſtand, daß der Herzog bei denſelben ſo leicht hätte Geſundheit und Leben einbüßen können. Nachdem Alles gut gegangen und Niemand den Hals gebrochen hatte, wiegten ſich die alten Herren gar feierlich in ihren Lehnſtühlen und thaten, als ob ſie bei dem Unſinn ſehr viele und wichtige Lebenserfahrungen gemacht hätten. Ich begreife nicht, weßhalb M. Bernays gerade in dieſer Periode ſo ſehr Göthe's Uneigennützigkeit [3] hervorhebt. Er hat ſich bei der ganzen Bergbaugeſchichte trefflich amüſirt, weit beſſer als der Herzog, er hat ſich dem Herzog unentbehrlich zu machen gewußt und ſchließlich das Volk für die vielen tollen Wochen und Monate

[1] Göthe's Werke (Hempel) I. 112.
[2] Sie ſind durch das Tagebuch und die Briefe Göthe's genugſam verbürgt.
[3] Deutſche Biographie IX. 444.

bezahlen lassen. Ganz genau wie unsere modernen Gründer und Unternehmer. O dieser schönen Uneigennützigkeit!

Das Kapitel von Göthe's Uneigennützigkeit und Menschenliebe wird bei Lewes[1] u. A. noch durch Herbeiziehung eines unglücklichen „Unbekannten" verstärkt, der von Göthe, ohne alle Aussicht auf irdischen Vortheil, in der schonendsten, zartesten, liebevollsten Weise jahrelang im Verborgenen unterstützt worden sei. Nach Göthe's eigenem Geständniß war dieser Unglückliche, der unter dem Namen Kraft verkappt in Ilmenau lebte, nur ein confidentieller Experte, den sich Göthe für ein kleines Jahrgeld hielt, um sich zuverlässig über Sachen orientiren zu lassen, die er selbst nicht verstand.

„Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung, als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann Mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grund einsehen und mir zu eigen machen können."[2]

So sorgte der arme Hypochonder, daß der lustige Rath fröhlich Theater spielen, mit den Damen liebeln und tausend andere Dinge treiben konnte — und doch über Bergwerk- und Steuersachen so gut auf dem Laufenden war, als die übrigen maßgebenden Herren. Wenn der hl. Vincenz von Paul Nothleidenden nur solche Wohlthaten erwiesen hätte, so weiß ich nicht, ob ihn die katholische Kirche als einen uneigennützigen Wohlthäter der Menschheit verehrte!

Mehr Glück hatte Göthe mit einem andern Unternehmen, für das er eben auch mehr Geschick und Anlage hatte, das aber dem Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach nur Geld kostete, ohne etwas einzubringen. Das war die Anlage des großen Parks, der noch heute Göthe's Andenken verewigt[3]. Dieß Geschäft konnte ohne viel Studium, auf Spazier-

[1] Lewes (Frese) I. 426 ff.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XVII. 23.

[3] Auch mit diesem Park ist übrigens hinterher ein wahrer Götzendienst getrieben worden. Gewiß ist er sehr artig angelegt, bietet die anmuthigsten Prospecte und eine reizende Abwechslung. Es war so still und ruhig da, daß ich die herrlichen Schattengänge wiederholt aufsuchte, um dort mein Brevier zu beten. Ich hoffe, das wird die großen Classiker nicht in ihrer Grabesruhe gestört haben. Aber ich muß gestehen, einen grandiosen Eindruck macht der Park nicht. In allen drei Königreichen von Großbritannien kann man viele größere und schönere Parke sehen. Als weniger bekannt erwähne ich nur denjenigen des Herzogs von Leinster bei Maynooth (Irland) mit seinem prachtvollen Borkenhäuschen, den herrlichen Ruinen

gängen erledigt werden. Der Herzog gab das Geld, Göthe die schönen Ideen. Da spazierten sie denn selbander, kommandirten die Arbeiter, reisten zur Abwechslung nach Gotha oder Berlin und kamen dann wieder sehen, wie Alles geworden und gewachsen war. Während Wieland sich zu Hause die Finger müde schrieb, um sich und die Seinigen zu ernähren, kamen ihm Göthe und der Herzog wie selige Götter vor, welche in vergnügtem dolce far niente mit ihrem Winke das Land regierten.

Von Reformen in der Verwaltung und innern Politik des Herzogthums war in den ersten Amtsjahren des poetischen Reformministers nicht viel zu spüren. Zwar hatte er, wie Dalberg, Herz und Kopf voll menschenbeglückender Ideen, Fortschritt und Humanität; allein es war der zerstreuenden Unthätigkeit und des Plaisirs zu viel, um nur eine derselben auszuführen. „War es ja doch," erzählt Burkhardt[1], „in den ersten Zeiten Karl Augusts den Bauern bis 1787 nicht einmal gestattet, die hinter dem warmen Ofen gestrickten Strümpfe zu verkaufen, oder andere Leinwand als grobe zu eigenem Bedarfe anzufertigen (1783). Ganz langsam und unvermerkt arbeitete man auf Beseitigung dieser Übelstände und das Jahr 1783 überhaupt bezeichnet den Wendepunkt im Leben unseres Bauernstandes, der von da allmählich sich zu einem politischen Factor emporarbeitete." In den ersten sieben Jahren von Göthe's Regiment blieb das Volk von Sachsen-Weimar also noch unter der harten Bevormundung und dem Druck, den Plackereien und Polizeiverordnungen der früheren Zeit[2]. Erst in den letzten drei Jahren fingen langsam und unvermerkt durchgreifendere Reformen an, so daß man ihm gar kein Unrecht thut, wenn man ihn nach seinem eigenen Ausdruck mehr als „Großmeister der Affen bei Hofe", denn als ernsten, praktischen Volksmann betrachtet.

Er war indeß durchaus keiner von den ehernen, tyrannischen Charakteren, sondern bei seinem sanguinisch-sinnlichen Treiben eine milde, gemüthliche, gutherzige Natur, freundlich gegen den gemeinen Mann, mitleidig gegen Un-

---

eines wirklichen Schlosses und dem benachbarten grandiosen Seminar. Skizzen von verschiedenen Parken englischer Schlösser kann man in den bei Hirt in Leipzig erscheinenden „Nordlandsahrten" finden.

[1] Grenzboten 1871. II. 856.

[2] Häusser (Deutsche Geschichte. Berlin 1869) sieht wohl Sachsen-Weimar allzusehr im Strahlenlicht belletristischer Verklärung, wenn er Karl August uneingeschränkt den größten Fürsten jener Zeit beizählt (I. 95). Er war gewiß besser, als viele der andern kleinen Reichsfürsten, und gewann sichtlich, als er unabhängiger von Göthe regierte. Aber ein Ideal ist er denn doch nicht.

glückliche und durchschnittlich Jedermanns Freund, so lang man ihm nicht in die Quere kam. Aus seinen ersten Ministerjahren datiren mehrere Verfügungen, die Interesse und Wohlwollen gegen die ländliche Bevölkerung bekunden. So wurden durch ein Mandat von 1776 Prämien für Obstkultur, später ähnliche Prämien für die Anpflanzung von Kartoffeln, Klee, Luzerne, für Flachsrösten, für Baumpflanzungen u. s. w. ausgesetzt. Ein Decret vom 7. November 1778 hob die Besteuerung des Rindviehs und der Schafe auf, besteuerte dagegen jedes Pferd mit 8 Gr. (doch wurde 1799 auch die Viehsteuer wieder eingeführt). Ebenfalls 1778 wurde die Besteuerung von Grund und Boden gemildert, dagegen die Personalsteuer vermehrt. Denn der Hof brauchte doch schließlich Geld für seine vielen Vergnügungen, Poeten und Angestellten. Mit seinem Kammerdiener Philipp Seidel gründete Göthe Strick-, Näh- und Spinnstuben für arme Soldatenkinder, ließ auch ein Spinnbüchlein schreiben, das aber seinen Zweck verfehlte [1]. Schon 1778 taucht auch eine Lese- und Leihbibliothek in Weimar auf. In wiefern indeß Göthe an diesen und anderen „Fortschritten" betheiligt war, ist noch nicht genugsam aufgehellt. Außer ihm wirthschafteten noch 800 andere Beamte und die eigentliche Avantgarde des „materiellen Fortschritts" bildete der Freimaurer Bertuch.

Neben Bergwerk und Parkanlagen betrieben der Herzog und sein Freund auch Obstbau, Bienenzucht, Wiesenverbesserung, Forstcultur, ungefähr alle Zweige des ökonomischen Faches in ihrer dilettantischen Weise. Göthe las Bücher, die von solchen Dingen handelten, fragte die Fachleute aus, experimentirte im Kleinen in seinem Gartenhaus, hielt dem Herzog vertraulichen Vortrag bald hier, bald dort, bei Tisch oder zu Pferde, wie es sich gab, und dann wirthschafteten sie Beide in solchen Dingen herum, bis sie's müde waren und wieder ein anderes Steckenpferd suchten. Da es sich darum handelte, ein neues Schloß zu bauen, warf sich Göthe sofort auf Architektur, ließ große und kleine Fachwerke kommen, zeichnete alle Säulenordnungen ab und wußte nach ein paar Wochen so viel von Baukunst zu schwefeln, wie ein studirter Architekt. Das war so seine Art. Es gab kein Fach, das er nicht in fröhlichem Vertrauen auf sein Genie in ein paar Monaten zu beherrschen sich getraut hätte. Der Herzog wurde natürlich gleich ihm ein vielwissender Dilettant und pfuschte, wie sein Mentor, in allen möglichen Dingen herum. Doch war er im Ganzen von härterem Metall, als Göthe, und trotz der Bemühung des gewandten Freundes, ihn mehr für die Künste des Friedens, für innere Verwaltung und Nationalökonomie zu gewinnen, blieb er seiner Vorliebe für die Jagd treu, aus der sich allmählich immer

[1] Burkhardt, l. c. S. 702.

mehr die verwandte Vorliebe für das Militär entwickelte. Während Göthe nur einen fürstlichen Mäcenas, einen weisen Salomon an ihm erziehen wollte, träumte der junge ehrgeizige Fürst von Pferden, Hunden, Hirschen, Hasen, Soldaten, Ordonnanzen, Krieg, äußerer Politik, kriegerischem Ruhme. Was nun thun?

„Niemand als wer sich ganz verläugnet," so rief sich Göthe in seinem Tagebuch zu, „ist werth zu herrschen und kann herrschen."

Wie er, oft innerlich murrend, Schlaf und Ruhe dahinopferte, um mit dem Herzog Hasen — ja nur Hasen! — zu jagen, so verläugnete er auch seine entschieden künstlerischen und deßhalb friedlichen Neigungen, seinen Dichterberuf, und übernahm als Reformminister die Kriegscommission. Himmel und Erde hatte der Titane poetisch stürmen wollen, die großartigsten Stoffe hatten seinen Geist beschäftigt, Faust lag unvollendet in der Mappe — — und nun ward der große Göthe Kriegsminister über ein Heer von 600 Soldaten und 60 herzogliche Leibhusaren!! — und Oberwegebau-Inspector für Sachsen-Weimar-Eisenach — d. h. für etwa 20 □Meilen Landes. Das Tagebuch über diese Episode muß auf jeden denkenden und vorurtheilsfreien Menschen einen mehr komischen als rührenden Eindruck hervorbringen:

„den 13. (Januar 1779). Die Kriegs-Commission übernommen. erste Session. Fest und ruhig in meinen Sinnen, und scharf. Allein dies Geschäft diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist spielt sie freyer und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das schönste der Gaben wird ihm ekel. Schwierigkeiten irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für allemal den Menschen versagt. Klugheit theilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern und der Katze nach ihren Klauen, sie haben alle Geschöpfe bewaffnet.

Daß ich nur die Hälfte Wein trinke, ist mir sehr nützlich, seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät.

Vom 14. bis 25. Januar. In Acten gekramt, die unordentliche Repositur durchgestört, es fängt an drin heller zu werden. Das Geschäft mir ganz allein angelegen. Wenig auf dem Eis! Beunruhigt das Amt Groß Rudstädt durch die Preußen. Wiederkunft Reinbabens, fatale Proposition, zwischen zwei Uebeln ein wehrloser Zustand. Wir haben noch einige Steine zu ziehen, dann sind wir matt. Den Courier an den König. in

deſſen Erwartung Friſt. Meiſt mit der Kriegs-Commiſſion beſchäftigt, wenig auf dem Eis. geritten.“ [1]

Kaum hatte der neue Kriegsminiſter dieſe erhabenen Betrachtungen angeſtellt und etliche Tage in den Acten herumgeſtöbert, da ſtand er auch ſchon dem größten Kriegsherrn ſeiner Zeit, dem preußiſchen König Friedrich II., gegenüber. Dieſer hatte verlangt, Truppen für ſeine Armee gegen Öſterreich zu werben. Was machen? Ihm die Werbung unbeſchränkt erlauben? Eine beſchränkte Werbung ausbedingen? Selbſt freiwillig ein Contingent ſtellen? Sich dem König widerſetzen? Göthe ſetzte dem Herzog alle dieſe Fragen auseinander, wagte aber keine mit poſitiven Vorſchlägen zu beantworten; nur hielt er es für das Gefährlichſte, mit den Preußen anzubinden [2]. Schon Ende Januar war indeſſen die Sorge glücklich wieder vorüber; am 1. Februar hatte er wieder freie Zeit, mit friedlichem Behagen über die Wichtigkeit ſeiner Stellung nachzubrüten:

„d. 1. Febr. Conſeil. Dumme Luft drin. Fataler Humor von Fr. 4 zu viel geſprochen. Das Thauwetter war mir in den Gliedern und die Stube warm. Mit 4 geſſen. Nach Tiſch einige Erklärung über zu viel reden fallen laſſen, ſich vergeben, ſeine Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden ſollten. Auch über die militäriſchen Macaronis. 4 ſteht noch immer an der Form ſtille. Falſche Anwendung auf ſeinen Zuſtand, was man bey andern gut und groß findet. Verblendung am äußerlichen Uebertünchen. Ich habe eben die Fehler beym Bauweſen gemacht. Die Kriegs-Commiſſion werd ich gut verſehen, weil ich beim Geſchäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur was da iſt recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegebau.“ [3]

Schon am 2. Februar jedoch kamen Frühlingsahnungen über ihn, am 14. ritt er mit dem Artillerie-Hauptmann Jean Antoine de Caſtrop aus, um als Oberſtraßenaufſeher oder Pontifex maximus, wie Herder ihn nannte, die Wege des Herzogthums zu inſpiciren, als Kriegsminiſter in allen Städten und Städtchen die Aushebung der Jungmannſchaft perſönlich vorzunehmen und — als Dichter die „Iphigenie auf Tauris“ niederzuſchreiben. Es kam ihm zum Bewußtſein, daß er mit ſeinem Talent eigentlich etwas Beſſeres leiſten könnte, als Repoſitorien ordnen

[1] Keil, Tagebuch. S. 177.
[2] S. das lange Expoſé. Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 4—10.
[3] Keil, Tagebuch S. 178.

und Protocolle ſtudiren. Von dem Rathhaus in Buttſtedt aus ſchrieb er dem Herzog:

„Indeß die Purſche gemeſſen und beſichtigt werden, will ich Ihnen ein paar Worte ſchreiben. Es kommt mir närriſch vor, da ich ſonſt Alles in der Welt einzeln zu nehmen und zu beſehen pflege, ich nun nach der Phyſiognomik des Rheiniſchen Strichmaaßes alle junge Purſche des Landes klaſſificire. Doch muß ich ſagen, daß Nichts vortheilhafter iſt, als in ſolchem Zeug zu kramen. Von vorn herein ſieht man Alles falſch und die Dinge gehen ſo menſchlich, daß man, um was zu nützen, ſich nicht genug im menſchlichen Geſichtskreis halten kann.

„Uebrigens laß ich mir von allerlei erzählen und alsdann ſteig ich in meine alte Burg der Poeſie und koche an meinem Töchterchen. Bei dieſer Gelegenheit ſeh ich doch auch, daß ich dieſe gute Gabe der Himmliſchen ein wenig zu kavalier behandle und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will.“ [1]

Von 14. Februar bis 28. März, beſtändig im Land herum, durch „Caſtrops Litaney vom alten Saukram“ mehr als einmal in die tiefſte Proſa ſchlechter Straßen herabgezogen, vollendete er die erſte Proſa-Faſſung der Iphigenie. Doch kaum war dieſe bei Hofe vorgeleſen und aufgeführt, ſo vergaß der Dichter wieder ſeiner höheren Aufgabe, der Kriegsminiſter kramte wieder in ſeinen Repoſituren herum, der Finanzminiſter trug ſich mit nationalökonomiſchen Verbeſſerungen und der Haus- und Hofminiſter glich Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und ſeinem Bruder Konſtantin aus, der allumfaſſende Beamte zerſplitterte ſich im Gewirre der bunteſten Kleinigkeitskrämerei. Faſt gleichzeitig plante er eine Reviſion des ganzen Steuerweſens, Reducirung des Militärs, einen Steuererlaß, bekämpfte ein neues Tuchmanufactur-Reglement, ließ ſich durch den Engländer Baty, den erwähnten Subalternbeamten, welchen er ſich durch Merck für das ökonomiſche Fach verſchrieben hatte, den Zuſtand der Kammergüter auseinanderſetzen und bekam zuletzt Luſt, auch noch Bauer zu werden.

„Wills Gott daß mir Acker und Wieſe noch werden und ich für dieſen ſimpelſten Erwerb des Menſchen Sinn kriege!“ [2]

Der Herzog erſcheint in ſeinen lakoniſchen Aufzeichnungen weniger als Fürſt, denn als ein Zögling, dem ſein Mentor noch auf die Finger ſieht, oder als Freund, für den er Partei ergreift. Er hofft, daß der junge Mann bald glücklich eine große Kriſis beſtehen werde; er freut ſich

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe I. 10. 11.

[2] Keil, Tagebuch. S. 191.

an ihm, daß er noch ſtets am Werden iſt, während die andern gleich Drechslerpuppen ſchon fertig ſind und bloß noch des Anſtrichs harren; er ergrimmt, daß der Miniſter Fritſch in leidiger Undankbarkeit ihn ſo ſcheußlich verkenne. Er nimmt ſich vor, den Herzog noch unter dem Daumen zu behalten: „daß er nur nichts für ſich thut, denn er iſt noch ſehr unerfahren, beſonders mit Fremden, und hat wenig Gefühl zu Anfangs wie neue Menſchen zu ihm ſtehen.“ Er hält ihm Lectionen: „warum ihm dieß und das ſo ſchwer würde und warum er nicht im Kleinen umgreifen ſollte“. Remonſtrationen des fürſtlichen Schülers führen zu großen intereſſanten Unterredungen. Doch ſchreibt ſich der Mentor gelegentlich auch eine „neue Conduite fürs Künftige vor“, mahnt ſich zur „Vorſicht mit dem Herzog“ und beſchließt, „von einem gewiſſen Gang nicht abzuweichen und im Anfang nichts zu rühren“.

Man ſieht aus dem Ganzen ſchon, daß die dreijährige Geniewirthſchaft die diplomatiſche Klugheit des Fürſten noch wenig gefördert hatte und daß der poetiſche Mentor im Strudel ſeiner allſeitigen Oberflächlichkeit noch immer am Taſten und Experimentiren war. Am 7. Auguſt 1779 hielt er einen Rückblick auf ſein bisheriges Leben, eine Art Generalbeicht:

„Zu Hauſe aufgeräumt, meine Papiere durchgeſehen und alle alte Schaalen verbrannt. Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebſamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie ſie überall herumſchweift, um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich beſonders in Geheimniſſen, dunklen imaginativen Verhältniſſen eine Wolluſt gefunden habe. Wie ich alles Wiſſenſchaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren laſſen, wie eine Art von demüthiger Selbſtgefälligkeit durch alles geht, was ich damals ſchrieb. Wie kurzſinnig in menſchlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens ſo wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenſchaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber iſt, wie nun kein Weg zurückgelegt, ſondern vielmehr ich nur daſtehe, wie einer der ſich aus dem Waſſer rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin ſeit 75 October getrau ich noch nicht zu überſehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht ſelbſt ſo viel im Wege ſtehen, laſſe uns vom Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht ſey wie Menſchen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu ſich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die ſich bis

auf den Biſſen erſtreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ [1]

Nach dieſem lichten Intervall fing das bunte Treiben von vorne an. Schon die nächſten Tage waren nicht mehr „rein gleich den vorigen“, die nächſte Woche glaubte er mehr zu waten als zu ſchwimmen, und ſein ökonomiſcher Finanzrath Baty machte ihm „mancherlei Sauereien lebendig, denen nicht gleich abzuhelfen iſt“. An Frau von Stein ſchrieb er den 18. (Auguſt 1779):

„Ich ſehne mich gar nach Ihnen, und ſobald es möglich iſt werde ich kommen, ſeit Sie weg ſind bin ich überall herumgezogen, war einen Tag in Ettersburg, in Tiefurt, auf der Jagd in Troiſtädt, es iſt wie mit einer Erbſchaft die nach dem Abgang des einigen Beſitzers an viele zerfällt. Mir wirds nicht wohl dabei, denn ich habe keinen Ort woher ich komme und wohin ich gehe.

„Die Weſte ſitzt gar ſchön, es iſt die erſte die ſo paßt zu meiner großen Freude. Sie ſieht gar lieblich und ich hoffe drinn mit Ihnen einen Engliſchen durchzuführen.“ [2]

In Abweſenheit ſeiner Geliebten, die auf ihr Gut in Kochberg gezogen war, tröſtete er ſich an der Gegenwart des Hoffräuleins Karoline von Ilten, deren Geliebten, den Prinzen Konſtantin, man diplomatiſch vom Hofe wegprakticirt hatte, um die gefürchtete ungleiche Heirath zwiſchen Beiden zu hintertreiben.

„In mein Haus kommt nun gar kein Menſch, außer dem ſchönen Miſel, wir ſind gar artig zuſammen, denn wir ſind im gleichen Falle, mir iſt mein Liebſtes verreist und ihr fürſtlicher Freund hat andere Wege gefunden.“ [3]

Gleichzeitig wurde für's Theater ein neueſter Humor vorbereitet. Die Ära der „zeitraubenden Empfindung und Schattenleidenſchaft“ war noch nicht vorüber.

---

[1] Keil, Tagebuch. S. 197.
[2] Schöll, Briefe I. 232.
[3] Schöll, Briefe I. 234.

8. Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie.

1776—1779.

„Corona Schröter stellte Iphigenie nicht nur dar, sie war Iphigenie."

Rob. Keil.

„Iphigenie sollte zur dichterischen Verklärung der Beruhigung werden, welche Charlotte (von Stein) über den leidenschaftlichen Stürmer gebracht hatte."

Heinrich Düntzer.

Niemand in Europa hat so viel über Göthe's Liebschaften geschrieben, als Herr Heinrich Düntzer in Köln. Er fing damit schon 1836 an, trocken und gelehrt, wie ein junger Professor, erklärte den Faust und Göthe als Dramatiker[1] und bemühte sich, unter Aufwand von viel ästhetischer Erudition, nachzuweisen, daß Göthe auch als Dramatiker Deutschlands Ruhm sei. Das wollte die böse Welt damals noch nicht glauben. Anstatt aber fein nüchtern bei den Bühnenfiguren des Dichters zu verweilen, ging der Forscher alsbald auch ihren concreten, biographischen Vorbildern nach, und anstatt diese Vorbilder ruhig und kühl, wie ein gesetzter Historiker zu betrachten, verliebte er sich in seiner blinden Begeisterung für Göthe auch in sie, schob das unbequeme christliche Moralgesetz bei Seite und weihte, ohne alle fernere Rücksicht auf erlaubte und unerlaubte Liebe, sein Idol „zum Priester der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust"[2].

„Wie strahlt Göthe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stolberg, Maximiliane von La Roche, Frau von Stein, Korona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heitern Herzogin Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Louise und in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichtergluth in sich sog!" So rief er aus, man sollte fast glauben, in einem Anfall geistiger Trunkenheit. „Freilich," fügte er, durch die Aussicht auf Widerspruch ein wenig ernüchtert, hinzu, „müssen wir ihm

[1] Düntzer, Göthe's Faust. Köln 1836. — Göthe als Dramatiker. Leipzig 1837.
[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttgart 1852. S. VIII. IX.

jene Treue völlig absprechen, welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt, dessen Verlust sie nicht ertragen kann, jene Beharrlichkeit, welche sich an eine Liebe fest anklammert und verblutet, wenn der Gegenstand derselben ihr entrissen wird: aber daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühen Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen."

Dem Koran mag ein solcher Begriff von „Liebe" entsprechen. Wie er sich mit den sittlichen Anschauungen des Christenthums vereinbaren läßt, begreife, wer kann. Es ist schwer, Düntzer zu entschuldigen, da er bereits ein gereifter Mann war, als er diese bacchantischen Zeilen schrieb. Anstatt sich aber im Laufe der Jahre allmählich einer ruhigern Betrachtung menschlicher Dinge zuzuwenden, stürzte sich der durch mühsame Detailkrämerei abgeflachte Geist immer mehr in die verhängnißvolle Manie, die ihn seines katholischen Glaubens und dessen Sittenforderungen hatte vergessen lassen. Mit wachsender Zuversicht auf die eigene Unfehlbarkeit und auf die zunehmende Begriffsverwirrung in Deutschland, warf er sich zum Vertheidiger des Göthe-Cultus gegen jedwede besonnenere Äußerung auf und erhob gleich den Gänsen des Capitols ein wüthendes Zetergeschrei, sobald irgend ein Schriftsteller sich weigerte, vor dem großen Buddha des 19. Jahrhunderts seine Kniee zu beugen. An der Schwelle des Greisenalters angelangt, kam er in seiner Göthe-Manie endlich so weit, Göthe nicht nur in Bezug auf seine sämmtlichen unmoralischen Liebeshändel zu verherrlichen, sondern ihn sogar feierlich darüber zu entschuldigen, daß er nicht noch mehr Frauen und Mädchen mit seiner unsittlichen Zudringlichkeit belästigt habe.

„Charlottens Liebe war," so schrieb er 1880 von Göthe, „der Faden, an den sich alle seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien (Liebeleien) hingen; denn er bedurfte immer vieler weiblicher Herzen, in denen er sich spiegelte, an denen er nähern oder fernern Antheil nahm. Wir gedachten schon der witzigen und spitzigen Göchhausen, der liebenswürdigen Amalia Kotzebue und der so verführerischen wie geistreichen Frau von Werthern. Näher stand ihm die Hofdame der Herzogin, Louise Adelaide von Waldner-Freundstein, deren gefälliges und gemüthliches, aber nicht tiefes Wesen ihn ansprach und häufig nach Belvedere zog, doch schien sie ihm später immer koketter zu werden. Auch Charlottens Schwägerin, Fräulein von Stein, Hofdame bei der Herzogin Mutter, die von ernstem und tiefem, aber verschlossenem Sinn war, schätzte er sehr. Diese und viele andere Damen des Hofes überstrahlte weit an Schönheit, Würde und Kunstsinn Corona Schröter, zu der eine schmeichelnde Neigung

in seiner Brust sich regte, die ihn wohl beunruhigen und leidenschaftlich aufregen konnte, doch wußte er sie um so leichter zu überwinden, als sie nichts weniger als ihm entgegenkam und der Herzog selbst für sie entbrannt war; denn mußte er dessen Neigung zurückzuhalten suchen, so durfte er sie um so weniger sich zueignen, wie er auch mit der zu ihm hinneigenden Karoline von Ilten schon deßhalb kein näheres Verhältniß eingehen konnte, weil er ihrer Verbindung mit dem Prinzen Konstantin hatte entgegentreten müssen." [1]

Weit entfernt, über Düntzers persönliche Schuld oder Unschuld richten zu wollen — darüber mag er Gott Rede stehen —, fühle ich mich doch verpflichtet, über die Grundsätze, die diesen Äußerungen und dem ganzen modernen Göthe-Cultus zu Grunde liegen, unnachsichtlich und unerschrocken den Stab zu brechen. Ja es scheint mir eine Schmach, daß man dergleichen Grundsätze frei und ohne Widerspruch in Deutschland äußern darf — Grundsätze, die naturnothwendig die öffentliche Moral, das sittliche Zartgefühl, die Heiligkeit der Ehe untergraben.

Denn welcher Jüngling ist so prosaisch, so talentlos, daß er sich, Angesichts eines solchen Vorbilds, nicht schmeicheln könnte, der leidenschaftlichen Verwicklung eines Liebesverhältnisses „den goldenen Regenbogen der Dichtung" entsteigen zu lassen? Und dann? — Dann ist nach Düntzer Alles erlaubt — — dann darf man sich blindlings der Leidenschaft überlassen, jedes beliebige Liebesverhältniß anspinnen, jede Blume pflücken und knicken, nacheinander oder gleichzeitig mehrere Liebschaften unterhalten; auch die Pflichten der ehelichen Treue sind kein Hinderniß mehr. Ob Gott verbietet oder nicht verbietet, das hat nichts zu sagen. Nur wenn ein hoher Herr im Wege steht, dann muß man aus Weltklugheit auf die „Zueignung" verzichten. Eine unsittlichere Vorstellung von Liebe kann es nicht geben. Sobald die Poesie gleich einer blinden Naturgewalt so willkürlich über das Sittengesetz gestellt wird, hört dieses auf; man kann Niemanden hindern, Dichter sein zu wollen; auch die Häuser der Schande können sich dann als „Schulen der Liebe, der Dichtkunst" proclamiren!

Es thut mir leid, daß man Göthe's Leben nicht schreiben kann, ohne auf solche Punkte zu stoßen und sich gegen einen solchen Cultus unreiner Liebe als Ankläger erheben zu müssen. Das ist aber nicht meine Schuld. Es ist die Schuld derjenigen, welche, aus einem falschen Nationalgefühl, Göthe zum größten aller neueren Dichter, ja zu einem Idealmenschen aufbauschen wollten, allen Geheimnissen seines Privatlebens

[1] Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 307. 308.

nachspürten, alle verlorenen Fetzen seiner Papierkörbe zu Markte trugen, und, anstatt nun wenigstens das Gute vom Schlechten zu sondern, eine ganz neue Moral erfanden, um auch seine Fehler und Schwächen, seine unsauberen Liebeshändel und die rücksichtsloseste Verletzung des Sittengesetzes mit dem Glorienschein der Verklärung zu umgeben.

Ungenirt erzählen sie, daß Göthe in den nächsten Jahren seines Weimarer Aufenthalts bis zur italienischen Reise sich nicht begnügte, den Damen von Weimar gegenüber die Pflichten eines feingebildeten Cavaliers und Gesellschafters zu erfüllen[1], sondern daß er ihrer „Herzen bedurfte", wie Düntzer sagt, „um sich darin zu spiegeln", d. h. in mehr oder weniger ungebührlicher Vertraulichkeit mit ihnen herumzuliebeln. Düntzers Zeugniß ist klar genug[2], Göthe's Tagebücher und Briefe bezeugen dasselbe, und sollte das Alles nicht hinreichen, so haben wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren ein ganzes Album jener „Spiegelungen". Unter allen Frauenbildern dieses Romans ist kein einziges, das es mit der Liebe nicht höchst leicht nimmt. Die anständigste darunter, die sog. „schöne Seele", aus Reminiscenzen an Fräulein von Klettenberg zusammengestoppelt, ist eine schiffbrüchige Romanheldin, die den abgehauen sichtbaren Geliebten nothdürftig mit einem „unsichtbaren Freund" zu ersetzen sucht. Daß die „schöne Gräfin", die mit ehebrecherischer Freundschaft Scherz treibt, ein Abbild der Gräfin Werthern ist, das ist allgemein anerkannt. An der äußersten Linken steht Philine — um Schillers Wort zu gebrauchen, „eine ausgelernte fille de joie". Schon die erste Liebe Wilhelm Meisters ist so „mystisch", daß die Hebamme geholt werden muß; seine ästhetisch-„sittlichen" Theaterstudien laufen in ein unsittliches nächtliches Abenteuer

[1] Honneur aux dames! Das hätte ihm Jedermann zur Ehre anrechnen können. Wenn aber Düntzer (Frankf. Zeitung 9. Jan. 1880) meinte, ich müßte mit der weißblauen Jacke der Wetzlarer Lotte auch die Ritterdichtung des Mittelalters verurtheilen, so irrt er sehr. Den hohen religiösen Geist des Ritterthums hat der Ritter Ignatius von Loyola mit hinübergenommen in den von ihm gestifteten Orden. Der religiös-poetische Geist des Ritterthums hat weitergelebt in der katholischen Dichtung von Lope und Calderon bis auf den Dichter von Dreizehnlinden. Die Auswüchse des Ritterthums hat Cervantes in einer Satire gegeißelt, wie sie noch kein Deutscher zu Stande gebracht. Die Erbschaft Don Quijote's aber hat Göthe angetreten, denn die Christel von Artern gleicht der Dulcinea von Toboso wie eine Gans der andern, und die Weimarer Mummereien waren noch gehaltloser als diejenigen Ulrichs von Lichtenstein.

[2] Freilich sucht er Alles „mystisch" auszulegen. Wenn Göthe eine Mädchengesellschaft auf der Wartburg hält u. s. w., so ist das Herzensgüte; wenn Frau von Stein eifersüchtig ist, sind Blutwallungen und Kaffee an ihren Aufregungen schuld. S. Ch. v. Stein und C. Schröter. S. 120. 121.

aus, seine ganze Bildung gipfelt in der verschwommensten Freidenkerei — — da wird es denn doch schwer, sehr schwer, an die platonische Unschuld des Dichters und seiner Spiegelungen zu glauben.

Wie weit es mit all diesen Liebesverhältnissen und sog. „Miseleien" im Einzelnen kam, braucht hier nicht untersucht zu werden. Nur zwei sind für Göthe's weitere Entwicklung und dichterische Thätigkeit von entscheidender Bedeutung: jenes mit der Schauspielerin Corona Schröter und jenes mit Frau von Stein. Daß diese beiden Verhältnisse sich zu einem hohen Grade familiärer Vertraulichkeit entwickelten, hat Niemand in Abrede gestellt, das gibt auch Düntzer zu. Dagegen hat sich in den letzten Jahren unter den Göthe-Forschern selbst eine höchst widerwärtige Controverse darüber entsponnen, wie weit es in jedem der beiden Verhältnisse gekommen sei und in welcher Beziehung sie zu einander gestanden hätten. Ich habe ebenso wenig als H. Grimm[1] die Absicht, in diesen Kampf einzutreten, in welchem Düntzer jeden Widerspruch gegen Göthe's Unschuld und Charlotte's Heiligkeit niederzupoltern versucht hat[2]. Ich gehe noch viel weiter als Grimm, indem ich sage, daß man die Briefe Göthe's an Frau von Stein nie hätte veröffentlichen sollen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, die Dichtungen Göthe's nur verderben und weiter nichts als ein Skandal sind. Überhaupt wird mit Veröffentlichung von Familien- und Privatpapieren ein Unfug getrieben, der auf die öffentliche Moral nur verhängnißvoll wirken kann. Die Leben der Heiligen und wahrhaft edler, großer Männer bleiben ungelesen, dagegen kramt das Publikum mit schnöder Neugier in allem menschlichen Elend herum, das die Correspondenzen moderner Weltbeglücker zu Tage fördern, um endlich mit Göthe an allem idealen Streben, an aller Tugend, Seelengröße und Heiligkeit zu verzweifeln. Denn hochmüthiger und pessimistischer zugleich konnte er diese Verzweiflung wohl kaum ausdrücken, als wenn er seinem Freunde, dem Kanzler von Müller, gestand:

„Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und

---

[1] Göthe. Vorlesungen I. 299.

[2] Vor Allem in seiner Schrift: Charlotte von Stein und Corona Schröter. Stuttgart 1876.

wir andern armen Hundsfötter geweſen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen ſich kreuzen.“ [1]

Es hat ſich in der That in den Köpfen gekreuzt. David Strauß, Hartmann u. A. haben die weitern Folgerungen gezogen, und warum ſollte ein Zola bei den „armen Hundsföttern“ nicht auch Freunde gefunden haben? Deutſchland hat aber dabei nicht gewonnen. Mit der öffentlichen Sittlichkeit iſt es bergab gegangen und allüberall wird über Verwilderung, Genußſucht, Mangel an Treu und Glauben, Irreligioſität und Sittenloſigkeit geklagt, während man peſſimiſtiſch daran verzweifelt, zu den chriſtlichen Idealen zurückzukehren.

Auch nachdem „die deutſche Wiſſenſchaft, nein die deutſche Buchſchreiberei“ [2] mit den Victualien- und Kleiderrechnungen, Liebesbriefen und Buchhändlercontracten der ſog. Claſſiker ihre kleinen und größeren Skandale zu Tage gefördert, wäre es vielleicht beſſer, ſie todtzuſchweigen, als mit dieſen nichtsſagenden, zum Theil ſkandalöſen Herzensbekenntniſſen ſich weiter zu beſchäftigen. Doch da man ſo weit gekommen iſt, auch dieſes Privatelend zu beſchönigen, ja auf den Leuchter zu erheben und feierlich zu verherrlichen, da iſt Schweigen unmöglich, man muß dieſem unwürdigen Cult entſchieden entgegentreten.

Was Göthe ſelbſt betrifft, iſt nun allerdings, merkwürdiger Weiſe, ſeine ſittliche Größe in jenem Verhältniß zu Frau von Stein nie in Zweifel gezogen worden. Ob das Verhältniß platoniſch oder mehr als platoniſch war, jedenfalls muß er — wie jeder Halbgott — Recht gehabt haben; nöthigenfalls wird das Moralgeſetz einfach für dieſen Fall beſeitigt. Das „Genie“ hat alle Privilegien einer blinden Naturgewalt, die nothwendig handelt und durch Liebeshändel, oder was es ſonſt ſei, eine Blüthe deutſcher Literatur herbeiführt. In Bezug auf Frau von Stein und Corona dagegen ſind verſchiedene Anſichten laut geworden.

Der Engländer Lewes, ein entſchiedener, in ſeiner Art ehrlicher Realiſt, der ſich nichts daraus machte, das ſpätere Verhältniß Göthe's zu Chriſtiane Vulpius nachzuahmen, d. h. ohne die „überflüſſigen Formalitäten der Ehe“ mit der Schriftſtellerin George Eliot zuſammenzuleben,

[1] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Stuttg. 1870. S. 143.

[2] Dieſen Ausdruck gebraucht ganz unverfroren Düntzer (Charl. von Stein und Corona Schröter. S. 5), der doch in Bezug auf „Buchſchreiberei“ faſt Übermenſchliches geleiſtet hat. Mit vollem Recht bemerkt Gottſchall (Unſere Zeit. 1875. II. 881), daß dieſer Reliquiencult ein entſchiedenes Hemmniß der deutſchen Literaturentwicklung geworden iſt.

faßte in seinem „Leben Göthe's" (angefangen 1845, vollendet 1855) das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein ganz realistisch auf, ließ ihn ein „Noviciat der Liebe" bestehen, dann „endlich glücklich werden"[1] und hinterher ebenso sinnlich realistisch zu einer andern Liebe übersiedeln, nachdem Frau von Stein zu alt geworden, um liebenswürdig zu sein. Daß sie dabei objectiv als Ehebrecherin dastand, genirte ihn nicht, er redete nicht davon, sondern verherrlichte den literarischen und pädagogischen Einfluß ihres zarten Wesens auf den noch wilden ungestümen Dichter. Adolph Stahr, der bekannte Literat, fühlte sich noch weniger von dem Charakter Charlotte's eingenommen, fand das ganze Verhältniß Göthe's zu ihr „ungesund und unnatürlich" und pries den Augenblick, wo ein realistischeres demselben ein Ende machte[2]. Noch entschiedener wandte sich der Weimaraner Robert Keil[3] von dem unerquicklichen Verhältniß ab und man kann seinem Widerwillen dagegen nur beipflichten. Nach ihm hätte ein Mann wie Göthe sobald als möglich heirathen und damit allen Skandalverhältnissen ein Ende machen sollen — und darin hat er vollkommen Recht. Die richtige Braut war da, jung, schön, edel, fein gebildet, eine reich begabte Künstlerin, die Göthe Neigung einflößte und sie wahrscheinlich erwiederte: Corona Schröter. Auch hierin mag Keil noch Recht gehabt haben. Allein anstatt nun Göthe's eigenen Charakter und seine bisherige Geschichte mit in Rechnung zu ziehen, wälzte er alle Schuld auf Frau von Stein und ließ einzig an ihr die vielversprechende Ehe scheitern, durch die Göthe seinem Romanleben hätte entrissen werden können. Keil erblickt, ebenfalls durchaus richtig, eine gerechte Strafe darin, daß Göthe schließlich die Frau verließ, die ihm für zehn Jahre sein Lebensglück zerstört hatte; doch irrt er unzweifelhaft, wenn er der unglücklichen Frau von Stein allein die Schuld zuschreibt.

Während Keil mit sichtlicher Vorliebe für Corona Schröter in die Schranken trat, um in Frau von Stein nur den bösen Dämon Göthe's zu erblicken, ließ der beliebte Damenschriftsteller Edmund Höfer[4] die berühmte Sängerin fast ganz aus dem Spiel, analysirte dagegen das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein mit der psychologischen Genauig-

[1] Lewes (Frese) II. 41. Er verweist auf das Gedicht „Der Becher". Schöll II. 8. Göthe's Werke (Hempel) I. 179. Das Gedicht, das deutlich genug spricht, wurde am 20. Sept. 1781 an Fr. v. Stein geschickt.

[2] Weimar und Jena. Ein Tagebuch. Oldenburg 1852. Vgl. Bl. f. lit. Unt. 1852. S. 794. — Aus dem alten Weimar. Nationalzeitung 1874.

[3] Corona Schröter. Leipzig 1875.

[4] Göthe und Charlotte von Stein. Stuttg. 1878.

keit eines Unterſuchungsrichters und langte, indem er das von Düntzer breitgetretene Material auf ein kurzes juriſtiſches Gutachten von 78 Seiten zuſammendrängte, bei dem nicht eben erbaulichen Ergebniß[1] an, daß es zwiſchen den Beiden zum Äußerſten gekommen ſein müſſe. Um Göthe's Ehre nothdürftig zu retten, betont er deſſen leidenſchaftliches Temperament, Charlotte's verhängnißvolle Pädagogik, welche ſeine Leidenſchaft, anſtatt ſie zu mäßigen, nur verſtärkte; dann hebt er den großen äſthetiſchen Einfluß Charlotte's auf Göthe's Charakter hervor: Iphigenie und Taſſo müſſen das deutſche Volk dafür entſchädigen, daß ſein größter Dichter Gottes Gebote, die Geſetze der Sittlichkeit, die Heiligkeit der Ehe zehn Jahre lang mißachtete. Denn Höfer ſteht nicht an, Charlotte's wirkliche Ehe mit dem Baron von Stein für eine bloße Conventions- und Scheinehe und die Frau von Stein aller ehelichen Pflichten gegen ihren Gemahl los und ledig zu erklären.

Gegen Lewes' Auffaſſung erhob ſich 1857 zuerſt F. G. Kühne[2], ſuchte Göthe aus den verfänglichſten Situationen herauszureißen und Frau von Stein aus einer koketten Egoiſtin zu einem hingebenden Engel rein geiſtiger Liebe zu verklären. Ihm ſtellte ſich 1863 Düntzer[3] zur Seite und glaubte aus den Sitten der Sturm- und Drangperiode darzuthun, daß Göthe's Liebe eine rein platoniſche geweſen und nie eine ſinnliche geworden ſei. Er blieb von da ab mit einer verzweifelten Zähigkeit auf dem Kampfplatz, um faſt allein gegen Alle (H. Grimm und Andere haben nur ſehr ſchwach ſecundirt[4]), Charlottens Ehre in Büchern groß und klein und in faſt allen gelehrten und ungelehrten Zeitſchriften

---

[1] Meyer's Converſationslexikon XVIII. 443 erklärt, daß Höfers Heft „beſſer hätte ungeſchrieben bleiben können". Jedenfalls macht es Göthe nicht viele Ehre.

[2] Göthe in der Schule der Frauen. Europa. 1857.

[3] Weſtermanns illuſtrirte Monatshefte. 1863. Bd. XIV.

[4] Eine ſehr wohlfeile Mittelſtellung hat ſich in der für Göthe's Ruhm allerdings delicaten Frage Dr. Max Remy in Berlin (Göthe's Eintritt in Weimar. Berlin, Habel, 1877. S. 18) zu verſchaffen geſucht, indem er von Göthe ſagt: „Ein völlig wahres und klares Bild ſeines Verhältniſſes zu der merkwürdigen Frau wird wohl ſchwerlich jemals gewonnen werden, weil wir nur die Briefe Göthe's an Frau v. Stein beſitzen, die ihrigen aber gänzlich fehlen. Nachdem der Bruch des Verhältniſſes eingetreten, hat ſie ihre von Göthe zurückgeforderten Briefe ſämmtlich vernichtet und wird dieß nicht ohne triftige Gründe gethan haben." Die erhaltenen Briefe Göthe's an ſie weiſen aber genugſam aus, daß zu dieſen triftigen Gründen unzweifelhaft das Gefühl der Schuld gehört hat und daß ſie durch Vernichtung der Documente ſich nicht nur der Erinnerung, ſondern auch der Schmach der „lieben Sünde" zu entziehen ſuchte.

Deutſchlands zu vertheidigen[1]. Aus den Tauſenden von Seiten, die er direct oder indirect über den unſaubern Handel zuſammengeſchrieben, ſei hier nur ein Satz erwähnt, der ſeine Anſchauungsweiſe zugleich vollſtändig charakteriſirt und in ihrer ganzen Schwäche verurtheilt.

„Das myſtiſche Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein ſtreifte freilich an die äußerſte Grenze des Erlaubten, aber es als ſittenlos verdächtigen vermag der allein, welcher es nur von ferne kennt.“[2]

Für jeden gläubigen Katholiken, ich glaube auch für jeden denkenden Proteſtanten, iſt der Proceß hiermit geſchlichtet. Ein heftiger, ſanguiniſcher[3], ausgeprägt ſinnlicher Menſch von 27 Jahren, der, nachdem er ſeine ganze Jugend in Liebſchaften vertändelt, in Leipzig einem „wüſten“ Studententreiben gehuldigt, in aller Schmutzliteratur herumgewühlt, faſt nichts als Liebespoeſie hervorgebracht, im Werther den Selbſtmord, in Fauſt alle Phaſen der Verführung bis zum Kindsmord, in Stella die Bigamie mit der innigſten Begeiſterung verherrlicht hat: der ſoll jetzt an einem Hofe wie Weimar in tollſter Ungebundenheit, die Alles erlaubte, ganze Tage mit „Miſeln“ herumſchäkern, ganze Nächte mit „Miſeln“ vertanzen, den Ehebruch in den „Mitſchuldigen“ als Scherz aufſpielen, in den „Geſchwiſtern“ um Haaresbreite am Unſittlichen vorbeiſchleichen, die halbe Zeit in genußſüchtigem Plaiſirleben vertändeln, im ſentimentalſten Moll den Mond anſingen, in ſchwärmeriſchem Phantaſierauſch ſeine Geliebten bei Nacht ſpazieren führen, die häßlichſten Zoten zum Beſten geben und anhören, die „Chriſtel von Artern“ beſingen, Voltaire's Pucelle und den Johannes Secundus leſen, mit des Letzteren ſchmutziger Erotik eine Frau um Küſſe bitten und ſie Tag für Tag mit Liebesbillets beſtürmen — — — kurz, nach Düntzer zehn Jahre lang „an den äußerſten

[1] Dido, Trauerſpiel in 5 Aufz. Im Auftr. d. R. Fr. D. Hochſtifts. Frankf. 1867. (Vgl. dazu Otto Volgers Rede am 28. Aug. 1867.) — Göthe's Eintritt in Weimar. Deutſche Vierteljahrsſchr. Nr. 131. 1870. — Zwei Bekehrte. 1873. — Charlotte v. Stein. 1874. I. Bd. 886 S. 8°. II. Bd. 355 S. 8° Charlotte v. Stein und Corona Schröter. 1876. 301 S. 8°. Dazu ſiehe Göthe und Karl Auguſt, in welchem die Stein beſtändig figurirt. I. u. II. 373 S. — Göthe's Leben. 657 S. — Frauenbilder. 592 S. u. ſ. w., lauter breite Compilationen, oft kaum gruppirt. Nach meinem Eindruck, wie nach Meyers Converſ.-Lexicon XVIII. 443, „ermüden“ ſie „und fordern zum Widerſpruch heraus“. Sein Leben Göthe's wird ebendaſelbſt mit Recht „geſchmacklos, regeſtenartig“ genannt, „mit vielen, noch geſchmackloſeren Illuſtrationen ausgeſtattet“.

[2] Blätter für lit. Unterh. 1862. S. 488.

[3] Jürgen Bona Meyer, Philoſophiſche Zeitfragen. Bonn 1870. S. 199.

Grenzen des Erlaubten" herumschmachten, nach den Begriffen jedes anständigen Menschen aber die Forderungen des Sittengesetzes und des geselligen Anstandes gänzlich bei Seite setzen — — — und dabei ohne Gebet, ohne Religion, ohne Rückkehr zu Gott, ja mit dem frechsten Titanentrotz gegen Gott, wie Friedr. Leop. Stolberg ausdrücklich bezeugt[1], — eine Reinheit und Heiligkeit des Herzens bewahren, wie sie die Heiligen bei der ernstesten Wachsamkeit über sich selbst, bei stetem Kampf gegen die Leidenschaft, bei oft heroischen Opfern von ihrer Seite, als eine große Gnade von Gott erflehten. Denn die feste Überzeugung jedes vernünftigen Menschen ist, daß vor der Gefahr unreiner Liebe nur die Flucht der Gelegenheit retten kann. Großer Himmel! Ist das eine „Mystik"! Sie übersteigt alle bisher dagewesenen Wunder. Hier hört die bekannte Welt auf — nicht weil wir das Verhältniß nicht kennen, sondern weil es nur zu unverschleiert, als eine unwürdige, schimpfliche Liebschaft vor uns steht, die man bei jedem Andern ehebrecherisch nennen würde.

„Heinrich Düntzer! Mir graut's vor Dir!"

Über die moralische Seite des Verhältnisses mag dieß genügen. In religiöser Hinsicht übte dasselbe auf Göthe natürlich keinen sittigenden Einfluß aus. Nichts befängt so den Geist gegen alles Höhere und Religiöse, als unreine Liebe, so sehr die „Liebenden" auch ihre Augen verdrehen und fromme Sprüchlein im Munde führen mögen. Außer in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" hat sich Göthe übrigens nur selten solcher nichtsnutziger Tartuffe-Frömmelei schuldig gemacht.

Auch auf seine Charakterentwicklung und seine literarische Thätigkeit hat Charlotte's Einfluß im Ganzen wohl eher nachtheilig, als vortheilhaft gewirkt. Sie liebte ihn, aber mehr sein weiches Gemüth, seine Naturempfindsamkeit, sein Interesse für alle kleinen, weiblichen Kunstdilettanterien, als seine großen Geistesanlagen, seinen Titanentrotz und die wilde Ausgelassenheit der Sturm- und Drangperiode. Ihr Interesse für Lavater bekundet einen zarten Anflug religiöser Empfindelei; doch ernst religiös war sie nicht[2]. Die sog. „Genies" waren ihr zu leiden-

[1] Janssen, Stolberg II. 337—342.

[2] Als sie Göthe für seine Reise im Frühjahr 1779 ein „Westchen" als Talisman ihrer Liebe mitgab, schrieb er ihr: „Wenn Sie ein Misel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehen und es so zu transsubstantiiren; wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sacrament vorlieb nehmen" (Schöll I. 214). Eine wirklich religiöse, gläubige Protestantin hätte sich solche blasphemische Gemeinheiten nie und nimmer gefallen lassen können. Doch das nennt Herr Düntzer „Mystik".

ſchaftlich, zu wild. Auch die rohe Kraftſprache, in der ſie Shakeſpeare's Derbheiten zu überbieten ſuchten, ſagte ihr wenig zu. Sie war mehr franzöſiſch als deutſch gebildet. Ihr Liebling war der ſchwärmeriſche, träumeriſche Rouſſeau. Wie hundert andere Damen jener Zeit weinte ſie dem verkannten, nach Liebe und Freiheit dürſtenden Naturſohn an ihrem Theekeſſel gar manche ſtille Thräne nach. Werther entſprach ganz dieſem Geſchmack, und der Verfaſſer des Werther konnte ſo rührend von Natur und Liebe ſprechen, wie der uneheliche Genoſſe der Thereſe Levaſſeur. Nur dann und wann ließ er ſich einen allzuderben Cavallerie-Ausdruck entſchlüpfen, wie ſie der Herzog gerne hatte und freigebig ausſtreute. Sonſt ſchmiegte er ſich demüthig an die Schürze ſeiner neuen Herrin und ließ ſich von ihr erziehen.

In den Briefen an ſie wiegt ein weicher, ſehnſüchtiger Ton vor. Er nennt ſie ſeine Beſänftigerin, ſeine Beichtigerin, ſeine Seelenführerin. Seine Schweſter mußte an Frau von Stein ſchreiben. Dieſe mußte antworten und ſich ſo gewöhnen, ebenfalls ihm Schweſter zu ſein. Die Gedichte an ſie ſind meiſt ſchwach, ſchwindſüchtig, tändelnd. Er fühlt ſich aber bei ihr beruhigt. Wie ein Kind ſchreit er ſchmerzlich auf, wenn ſie für einige Tage fortgeht, lächelt aber wieder ſtill, wenn ſie da iſt. Bei ihr ruht er von dem tollen Faſchingstreiben des Hofes aus; ihr klagt er ſeine Sorgen und Schmerzen und fühlt ſich nur dann recht vergnügt, wenn ſie ſeine Freude theilt. Sie verwahrt ſeine Manuſcripte, ſie erhält zuerſt die Kleinigkeiten, die er dichtet. Da ſie ihn mahnt, ruhiger, gemeſſener zu ſein, auf ſich zu achten, ſchlägt er einen ernſteren Ton an, beobachtet ſich ſelbſt. Seine Sprache wird, vorübergehende Ausbrüche abgerechnet, ruhiger, weicher, mehr dem Tone eines Salons entſprechend.

Schmollt ſie, ſo iſt er namenlos unglücklich, kommt ſich wie ein von den Furien gepeitſchter Menſch vor, ſchreibt ganze Seiten, die in den Werther gehören. Dann folgt gewöhnlich reuige Abbitte, Verſprechen, es beſſer zu machen, die neue Verſicherung ewiger Liebe und ein Gefühl „unendlicher Läuterung" — d. h. eine Pauſe im wilden Durcheinander der unruhigſten Zerfahrenheit.

Was ſie im Anfang öfter zum Schmollen veranlaßt zu haben ſcheint, war, außer den Freiheiten und Frechheiten der Sturm- und Drangperiode, vor Allem die Theilbarkeit der Göthe'ſchen Liebe und die viele Aufmerkſamkeit, die er der ſchönen Primadonna Corona Schröter ſchenkte.

Dieſes zweite Verhältniß hat bis jetzt noch keine ſolche Literatur

hervorgerufen, als das mit Frau von Stein. Außer Keil hat ihr noch Niemand ein Buch gewidmet. Nach ihm wäre das Verhältniß ein zwar inniges, aber harmloſes und würdiges, das zu einer glücklichen Ehe führen könnte und ſollte. Düntzer rechnet es zu den platoniſchen Spiegelungen, die ſich nach ſeiner Moral in indefinitum vermehren laſſen.

R. von Gottſchall aber, der an der andern Controverſe ſich kaum betheiligte, faßt dasſelbe als eine ſehr ernſte und weitgehende Leidenſchaft auf.

„Die Doppelliebe Göthe's in jener Zeit," ſo ſagt er in einer Beſprechung der Bücher Keils[1], „iſt ganz geeignet, eines Dichters Eigenart in's Licht zu ſtellen, der wie ſein feuriger Flaſchengeiſt Homunculus die Schönen ein für allemal im Plural ſich dachte. Daß ſein Verhältniß zu Corona ein leidenſchaftliches war, hat ja Riemer in ſeinen ‚Mittheilungen über Göthe' bereits ausgeſprochen. Daß das leidenſchaftliche Verhältniß eines jungen Dichters zu einer jungen Sängerin in der Zeit einer wilden und wüſten Genieepoche irgendwelche Schranken gekannt habe, iſt zwar eine wohlwollende Annahme des Herausgebers, der ſeiner Heldin überdieß das Sittenzeugniß des Herzogs Karl Auguſt, das vielleicht nach den eigenen Erfahrungen des Herzogs wahrheitsgetreu ausgeſtellt war, als Schutzbrief mit auf den Weg gibt; doch man verfolge das Tagebuch und die betreffenden Kapitel der Keilſchen Biographie — Göthe und Corona ſieht man faſt alle Tage beiſammen; ſchon in der Frühe des Morgens, bei den Mittag- und Abendeſſen, bei den Abendproben, oft im Garten, wo ſich Göthe ſein trautes Neſt gebaut hatte, bis in die Mondſcheinnächte hinein, und dieß ging mit Pauſen Jahre hindurch — und da ſollte eine Neigung, die ſelbſt von einem philiſtröſen Chronikſchreiber wie Riemer als eine leidenſchaftliche bezeichnet wird, ſich in jenen Grenzen gehalten haben, welche Fernando und Miranda beim Schachſpiel auf der Zauberinſel des ‚Sturm' innehielten?"

Dieſe Auffaſſung beruht, wie mir ſcheint, auf den zuverläſſigſten, innern wie äußern Anhaltspunkten, und iſt von Düntzer nicht widerlegt, ſondern nur mit Gratis-Unſchuldsverſicherungen befehdet worden. Indem ich ihr beipflichte, glaube ich aber, daß Corona eher als Göthe eine milde Beurtheilung verdient.

Corona war eines jener keineswegs beneidenswerthen Weſen, die ſich durch Schönheit, künſtleriſche Anlage und Bildung, Herkunft und Stand in früher Jugend, ohne alle ihre Schuld, den größten ſittlichen

[1] So Herr Rudolph v. Gottſchall ſelbſt (Unſere Zeit. 1875. Neue Folge. XI. Jahrg. II. Hälfte. S. 896), alſo kein ultramontaner „Biedermann". Herr Rudolph Buchner, der ſchon 1880 dem traurigen Loos entgegenſeufzte, mich abermal recenſiren zu müſſen, möge das beachten, damit er mit ſeinem Principal nicht uneins wird. Siehe Bl. f. lit. Unterh. 1880. S. 308 ff.

Gefahren bloßgestellt sehen. Ihr Vater war ein armer Musikus in der Niederlausitz. Als Hautboist zog er nach Warschau, wo Corona ihre Kinderjahre verlebte, dann nach Leipzig, wo sie mit 14 Jahren als Sängerin auftreten mußte. Mit 17 Jahren war sie schon eine gefeierte, vielumworbene Königin des Theaters. Einen Rathsherrn der Stadt, Dr. K. W. Müller, dessen Hand sie der reichsten und angesehensten Bürgerschaft zugeführt hätte, wies sie zurück, weil er ihr schon zu alt war und sie ihn nicht liebte. Einem Grafen, der sie durch ein Eheversprechen nach Dresden lockte, entging sie glücklich, ehe es zu spät war. So berichtet wenigstens Keil. Daß sie in Weimar den Herzog Karl August von sich gewiesen, das beruht auf verläßlichem Zeugniß, das anerkennt auch Gottschall. Es liegt von ihr kein Briefwechsel mit Göthe vor, keine vertraulichen, zärtlichen Gedichte Göthe's sind an sie gerichtet, nur in dem prologartigen Trauergedicht auf Mieding wird sie lobend erwähnt. In Göthe's Tagebuch erscheint sie selten allein, sondern meist in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probst. Die gravirendsten Momente sind einige Mondscheinspaziergänge mit Göthe und ihre vielen Theaterproben mit ihm. Im Übrigen scheint es kaum, daß sie Göthe aufgesucht, ihm geschmeichelt, mit ihm kokettirt hätte, wie die in den Dichter sterbensverliebte Frau von Stein. Gegen diese tritt sie in der ausgebreiteten Specialliteratur vollständig in den Schatten; nicht einmal die Erwähnung eines einzigen Briefes von Göthe an sie; das ist doch seltsam, da doch Göthe sonst nichts bei sich behalten konnte, Alles in Poesie oder Versen, offen oder versteckt zu „beichten" gewohnt war. Die anspruchslose Künstlerin scheint mir auf Ehre und guten Namen weit höhern Anspruch zu haben, als die vielgefeierte Baronin, deren Sentimentalität und böses Gewissen die tausend Billets Göthe's documentiren. Auch daß Göthe sie im Alter ganz vernachlässigte[1], spricht sehr zu ihren Gunsten. Dagegen kann man mit Keil und Gottschall getrost annehmen, daß Göthe seinerseits im Anfang der Weimarer Periode leidenschaftlich in sie verliebt war.

Seine kurzen Tagebuch-Notizen befassen sich zeitweilig sehr häufig mit ihr.

---

[1] Schon 1789 — 41 Jahre alt — zog sie sich mehr und mehr in's Privatleben zurück, nahm dann noch einige Zeit an der Erziehung anderer Schauspielerinnen Antheil, siedelte gegen Ende des Jahrhunderts nach Ilmenau über und starb dort, vom Hofe ziemlich vernachlässigt und vergessen, den 23. Aug. 1802. Von den Weimarischen Größen war Niemand an ihrem Grab, als Knebel. Göthe „fühlte

Probe. Corona. — Sang Corona zum erſten Mal. — Redoute. Corona ſehr ſchön. — Mit Corona gegeſſen. — Abends Probe von Lila. Zu Corona. — Ging zu Corona. Kriegte Picks und ging nach Hauſe. — Bei Corona gegeſſen. Beſuchte mich im Regen. Ich begleitete ſie wieder und blieb Abends. — Kirchweih zu Mellingen. Corona Abends. — Abends Corona und Neuhauß, auch Seckendorf im Garten. Ausgelaſſen luſtig. — Corona den ganzen Tag im Garten — war Corona früh und zu Tiſch da [1].

So lauten die Notizen vom Herbſt 1776 bis in's Frühjahr 1777. Während Corona im Herbſt 1777 zurücktritt, bringt Göthe ſchon den Nachmittag des 1. Januar 1778 wieder bei ihr zu, am 17. Januar ging er zu ihr aus der Probe, am 15. Februar ſpeist ſie bei ihm, am 13. April begleitet ſie ihn zu Pferde nach Kleinhettſtedt.

Nun verſchwindet ſie wieder aus den Notizen, aber aus Göthe's Umgang verſchwand ſie nicht. Als Primadonna ſpielte ſie in dem Damenkreiſe des Liebhabertheaters dieſelbe hervorragende Rolle, wie Göthe unter den Herren. Alle ſeine Ballet- und Singſpiele, alle ſeine Jugendſtücke mußte ſie der Reihe nach einüben und ſich ſo ganz in ſeine Dichtung hineinleben, während er in ſeiner Gelegenheitspoeſie auf ſie liebevolle Rückſicht nahm und ſie gelegentlich als Krone der ganzen Theatergeſellſchaft verherrlichte:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und feſtlich näher tritt!
Sie iſt es ſelbſt, die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, Dich!

Sie tritt herbei. Seht ſie gefällig ſieh'n!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und hocherſtaunt ſehr Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint." [2]

ſich nicht in der Verfaſſung, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen". Keil 291. Er ſah ſich nach neuen „Blumen" und „Idealen" um.

[1] Grenzboten 1874. I. 378 ff.

[2] Göthe's Werke (Hempel) I. 123.

Spielte er den Andrason, so spielte sie seine Mandandane; machte er den Marktschreier, so kam sie als schöne Tirolerin. — Tage-, wochenlang übten sie mit einander im traulichsten, ungebundensten Verkehr diese und andere Rollen ein. In allen war sie eine einnehmende, gewinnende Gestalt; doch war das Komische ihre Sache nicht, sie wirkte in dem Possentreiben nur wie eine mildernde Figur, die an Schöneres und Besseres erinnerte. Die Heldenrolle der Proserpina stand ihr weit besser, als der Tirolerrock von Plundersweilen. Dem scharf beobachtenden Theaterdirector konnte das nicht entgehen; im Dichter erwachte der Gedanke, etwas zu schreiben, das noch mehr ihrem ganzen Wesen entspräche.

Mit dieser Anregung, welche im ganzen Wesen Corona's begründet war, trat eine andere zusammen. Wieland wurde im Sommer 1776 von dem Componisten Gluck angegangen, ein Trauergedicht auf den Tod einer Nichte zu verfassen, die er wie sein eigenes Kind geliebt und mit der er gleichsam Alles verloren. Wieland hielt sich nicht für den rechten Mann hierzu, sondern wies das Gesuch an Göthe. Dieser ging gleich begeistert darauf ein und begann eine Cantate zu schreiben. Die Cantate ist verloren; man kennt den Inhalt nicht; man weiß nur, daß sie Göthe sehr am Herzen lag. Doch vermuthet H. Grimm[1], gewiß nicht mit Unrecht, daß dieselbe den Dichter auf das Thema der Iphigenie geführt hat. Gluck hatte eine Oper „Iphigenie auf Aulis" componirt, die rasch in Deutschland und Italien zur Berühmtheit gelangte. Was lag näher, als an dieses poetische Motiv anzuknüpfen? Mit dem ganzen Sagenkreise der Iphigenie war Göthe längst bekannt. Auf der Suche nach Stoffen hatte er das Alterthum eifrig durchwühlt, nicht in langwierigem Studium, wie ein pedantischer Philologe, wohl aber spielend, blätternd, träumend, wie ein Dichter. Die Iphigenie in Aulis führte zu der Iphigenie auf Tauris hinüber, und hier fand er bald, was ihm zur dichterischen Production immer unerläßlich war: eine symbolische Verwandtschaft des Stoffes mit seinem eigenen Ich, mit dem augenblicklichen Gemüthszustand, der ihn beherrschte, mit allen den Ideen und Gefühlen, von denen er zehrte.

Er mag in vereinzelten ruhigeren Stunden in seinem Gartenhaus den neuen Stoff meditirt haben; vielleicht hat er auch die Ausführung versucht. Doch war er dafür weder richtig gestimmt, noch hatte er die erforderliche Muße. Das bunte Treiben gefiel ihm im Grund.

---

[1] Göthe. Vorlesungen II. 28 ff.

„In meinem iezigen Leben," schrieb er Anfangs 1777 an Lavater[1], „weichen alle entfernten Freunde in Nebel, es mag so lang währen, als es will, so hab ich doch ein Musterstückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unerwartetes, Flaches und Tiefes, wie die Würffel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem allem, l. Br., Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich."

So geht's weiter in den nächsten Jahren, nur in den Briefen an Charlotte klingen dann und wann etwas melancholische Accorde an. Um sich in eine Oreſtes-Stimmung hineinzuträumen, war in dem Gewirre ebenso wenig Zeit, als zu ruhiger Arbeit. Erst nachdem er im Januar 1779 die Kriegs-Commission übernommen und zur Rekrutenaushebung über Land ritt, da taucht urplötzlich eine „Iphigenie" auf, da heißt es plötzlich in seinem Tagebuch:

14. Febr. Früh Iphigenia angefangen zu dictiren. Spazieren in dem Thal. Nach Tische im Garten Bäume und Sträucher durchstört. Diese Zeit hab ich meist gesucht, mich in Geschäften aufrecht zu erhalten und bei allen Vorfällen fest zu seyn und ruhig.

12. März. Von Allstedt ab mit Castrop nach Weimar. Steinbruch, unterwegs gedacht.

13. März. Alles durchgesehen, leidlich gefunden. Abends vorgelesen, die drei ersten Acte von Iphigenie. Der Herzog und Knebel bleiben da, essen.

28. März. Früh Denstädt. Abends Iphigenie geendigt.

29. März. ein toller Tag, aus einem ins andere, von früh fünfen. Lichtb. mit Kl. in Tiefurt. Iphigenie vorgelesen u. s. w. aus dem Kleinen ins Große, aus dem Großen ins Kleine. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich.

1. April. Eierfest den Kindern im Garten.

6. April. Iphigenie gespielt. Gar gute Wirkung davon, besonders auf den reinen Menschen.

8. April. Bey Herzogin Amalie gegessen. Nachklänge des Stücks. Man thut Unrecht, an dem Empfindungs- und Erkennungsvermögen des Menschen zu zweifeln; da kann man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen muß man nicht hoffen.

Das ist die Entstehungsgeschichte der Iphigenie, wie Göthe selbst sie summarisch notirt hat[2]. In weniger als acht Wochen war das Stück entworfen, geschrieben, eingeübt, aufgeführt. Man sieht, was Göthe

[1] H. Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 27.

[2] Nach der abgekürzten Copie der Tagebücher. Grenzboten 1874. II. 18 ff.

hätte leiſten können, wenn er ſeine Zeit, anſtatt dem Hofe, dem Herzog und den Damen, ernſtlich dem Studium und der Poeſie gewidmet hätte. Er mußte von dem Hofe fliehen, er mußte die Einſamkeit ſuchen und in die alte Burg der Poeſie zurückziehen, um dieſes Stück zu Stande zu bringen. Er fing an, ſelber einzuſehen, daß er in dem zerſtreuten Hofleben ſeine eigentlichen Talente vergeude [1].

Seinen eigentlichen Lebensodem, ſeine ruhige Größe und Erhabenheit, dankt das Drama der tiefergreifenden Tantalusſage, ſeinen Fortſchritt in Compoſition und Sprache dem Einfluß der Alten. Göthe's Geiſt erweiterte ſich, erſtarkte und lebte auf, ſobald er ſich mit ganzem Herzen großen Eindrücken, würdigen Idealen hingab. Er fühlte ſich verwandt mit den erhabenſten der griechiſchen Dichter; denn die Iphigenie iſt nicht aus Euripides allein geſchöpft. Göthe drang in ihre Geiſteswelt ein und machte ſie zu ſeinem lebendigen fruchtbaren Eigenthum. Prometheus ſtiehlt das himmliſche Feuer nicht mehr, um den Feuerbrand der Empörung daran anzuzünden, er nimmt die heilige Gluth aus Jupiters Hand an, um als Künſtler friedlich damit zu wirken.

Daß Göthe aber auch in dieſem Stück von der Anſchauungsweiſe der Alten abgewichen iſt, das hat ſeinen Hauptgrund in den Liebesverhältniſſen, denen er ſich nun einmal hingegeben hatte und von denen er ſich, zum entſchiedenen Nachtheil der Kunſt, nicht mehr loszureißen wußte.

Als weniger nachtheilig mag dabei ſeine Neigung zu Corona Schröter betrachtet werden. Sie war nach Keils enthuſiaſtiſcher Beſchreibung [2] von hohem, junoniſchem Wuchſe und edlem Ebenmaße, mit einem faſt ſüdländiſchen, etwas dunkeln, aber außerordentlich friſchen Teint, ſeelenvollen, leuchtenden Augen, mit eigenthümlichem Adel der Haltung, mit Grazie in jeder Bewegung, in ihrer geſchmackvollen Kleidung — eine reizend ſchöne, ideale Erſcheinung. Dem Eindruck, den ſchon ihre äußere Geſtalt machte, mag man die zarte Profilirung, die plaſtiſche Ruhe, das Hohe und Würdige der ganzen Haltung zuſchreiben, zu der Göthe die Iphigenie des Euripides verfeinert hat. Sollte ſie

[1] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe. I. 11. Während Wieland das luſtige Komödien- und Jahrmarktsweſen mit dem guten Humor eines Poeten auffaßte, ſchüttelten Herder und Merck ihren Kopf darüber. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein," ſagte der Letztere, „hier am Hof herumzuſchranzen und zu ſcharwenzen, Andere zu hudeln oder ſich von ihnen hudeln zu laſſen? Gibt es nichts Beſſeres für ihn zu thun?"

[2] Corona Schröter. S. 98.

auch nicht ganz so tadellos gewesen sein, wie Keil sie schildert[1], so weist Alles darauf hin, daß sie dem schon von Euripides gebotenen Ideal einer jungfräulichen Priesterin weit mehr entsprach, als Frau von Stein mit ihren sieben Kindern, ihrem Gemahl Oberstallmeister und ihrem Geliebten Göthe. Während der ganze Charakter Corona's den Theaterdichter darauf hinwies, sich an Euripides zu halten, brachte das zweite lebendige Vorbild nothwendig ein modern-sentimentales Element, das weiche Stimmungscolorit der Wertherperiode in den Charakter der Iphigenie hinein. Aus der schlichten Priesterin und Schwester des Euripides ward die empfindsame, als Schwester maskirte Geliebte des modern-subjectiven Dichters, sie war seine Beichtigerin, seine Besänftigerin, sein Engel, sein Schutzgeist — die Vertraute, der er (doch mit einigem wohlweislichem Vorbehalt) alle seine Herzensgeheimnisse ausschüttet, — die stille, seelenvolle Priesterin, welche die wilden Stürme seiner Gemüthsbewegungen und seine selbstverschuldeten Seelenleiden beschwichtigt und zur Ruhe bringt.

Dem Hofe gereicht es sicher zur Ehre, daß Göthe's Zweifel an der Empfindungsfähigkeit der Menschen sich nicht rechtfertigten, das Stück vielmehr sich Jedermanns Gunst erwarb. Doch würde es voreilig sein, auf diesen Erfolg die glänzendsten Vorstellungen von dem sittlichen Ernste Göthe's und des damaligen Weimarer Hofes gründen zu wollen. Wie oft muß die „Unschuld" nicht heute noch in Schauspiel und Oper parabiren, um die „schöne Leidenschaft" und das Laster hinterher wieder pikant zu machen! Nach all den Possen der zwei vorausgegangenen Jahre war Iphigenie eine reizende Abwechslung, die auch den Blasirten fesseln mußte. Der frömmere, ernster gesinnte Zuschauer mochte sich freuen, den tollen Scherz einmal mit ehrwürdigem Ernst vertauscht zu sehen; der ungläubige Weltling konnte sich getrösten, daß die antike Priesterin keine andern Forderungen stellte, als diejenigen eines angenehmen ästhetischen Genusses. Der Hof war übrigens ungefähr wie Göthe — und Göthe wollte weder ganz gut, noch ganz böse sein, sondern in der Mitte — wie die liebe Mutter Natur. An eine Christianisirung der alten Sage aber, wie Manche sich träumen, hat er gar nicht gedacht. Denn während er die Iphigenie dichtete, trug er das erwähnte Camisol der Frau von Stein.

Die Dichtung hat nicht einmal auf ihn selbst einen religiösen oder

[1] Ich mag ihre Sittenzeugnisse hier nicht weiter untersuchen.

ſittigenden Einfluß ausgeübt. Äſthetiſch lenkte ſie ihn allerdings auf eine andere Bahn. Die Zeit des „Götz von Berlichingen“ iſt damit abgeſchloſſen. Aber ſeinen Roman mit Frau von Stein und ſeine übrigen Miſeleien ſetzte er ruhig fort. Während er die eine der beiden Iphigenien durch Geſang- und Theaterproben dauernd mit ſich beſchäftigte, hielt er die andere durch zahlloſe Beſuche, vertrauliche Unterredungen und Liebesbriefe feſt. Bei der einen ein gewandter fröhlicher Schauſpieler, Künſtler, Dramaturg, war er bei der andern der ſanftklagende Herzensdichter und Liebespoſtulant — dort lichter, munterer Sonnenſchein, hier Mondlicht zwiſchen zerriſſenem Gewölke. Mit großer Kunſt wußte er die eine vor Eiferſucht zu bewahren, mit nicht geringerer Kunſt beruhigte er die aufwallende Eiferſucht der andern. Wie Fernando in der „Stella“ vermißte er bei der einen, was die andere beſaß. Als praktiſcher Mann ſpeiste er mit der einen zu Mittag, bei der andern zu Abend, führte bald die eine, bald die andere beim Mondſchein ſpazieren, ſuchte Begegnung beider zu vermeiden, ſcheute es aber auch nicht, in der Mitte von beiden glücklich und vergnügt zu ſein. Nach manchen Kämpfen nahm es die romantiſche Herzensdame ſeiner Gefühlswelt auch endlich ruhig hin, daß die gefeierte Sängerin ſeine äußere Theaterwelt mit ihrem Glanze verſchönernd beherrſchte.

Es läuft Alles auf dieſelbe „Myſtik“ hinaus.

9. Iphigenie auf Tauris.

1779.

„There is, no doubt, a poetry which embodies only the simple and tranquil, but it is never the highest kind. Poetry is not sculpture; sculpture alone of all arts is highest, where the thought it embodies, is the most tranquil."

Bulwer.

„Iphigenie auf Tauris ist zwar dem griechischen Geiste verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Wiederschein derselben, Nachgesang: die gewaltsamen Katastrophen jener stehen hier nur in der Ferne der Erinnerung, und Alles löst sich leise im Innern der Gemüther auf."

A. W. von Schlegel.

Die echt alexandrinische Scholiastenforschung unserer Tage hat alles nur erreichbare Material aus den Papierkörben des vorigen Jahrhunderts zusammengeschleppt, um jedes einzelne Werk Göthe's wieder mit dem ganzen biographisch-psychologischen Apparat seiner Entwicklungsgeschichte zu überkrusten. Dem Pedanten ist das die Hauptsache. Was geht ihn Hekuba an? Für den Genuß des Kunstwerks aber ist es entschieden kein Vortheil, wenn man das ganze Gerüste, das Pumpen- und Räderwerk und den nicht ganz saubern Bach vor sich hat, welcher das Räderwerk trieb. Bei der „Iphigenie" ist der Nachtheil sehr groß. An sich betrachtet, ist sie eines der schönsten und formvollendetsten Gedichte, das die deutsche Literatur besitzt, eine der werthvollsten Schöpfungen Göthe's. Sie kann zwar auf der Bühne nie jene gewaltigen Eindrücke hervorrufen, die Shakespeare's große Dramen, nur einigermaßen leidlich aufgeführt, durch die unwiderstehliche Kraft ihres innersten Wesens hervorbringen müssen[1]. Aber wie schon 1779 in Weimar ist sie eine liebenswürdige beruhigende Erscheinung, zwischen all den furchtbaren Katastrophen, Morden und Todtschlägen der Sensationsbühne und dem wilden Sinnenrausch moderner Opernmusik. Jedem, dem es nicht bloß um feineren Sinnentaumel zu thun ist, muß schon die zarte Seelenmalerei, die Eleganz der Sprache, die Würde und Hoheit der Gedanken einiges

[1] Vgl. G. Rümelin, Shakespeare-Studien. Stuttg. 1866, und den Aufsatz: „Shakespeare und Göthe". Unsere Zeit. 1866. S. 753 ff.

Vergnügen bereiten. Sie entſpricht dem Ideal des Schönen, das Göthe ſich unter Oeſers Anleitung gebildet hatte, das er aber nicht ganz richtig von der Plaſtik auf die Dramatik übertrug. Für den pädagogiſchen Werth des Dramas iſt dieſer Fehler von untergeordneter Bedeutung. „Ruhe und Einfachheit“ iſt es ja, was zumeiſt der Jugend fehlt; und wo man den Geſchmack der Jugend am „Götz von Berlichingen“ ſchon verbildet hat, da kann die Iphigenie als nützliches Gegengewicht dienen, um endlich von den Extremen der Kunſt zu jener goldenen Mitte zu gelangen, welche die altgriechiſche Tragödie darſtellt.

Das war nun aber einem kleinlichen Schulmeiſterthum nicht genug. Das ſchöne Bild mußte in Stroh gewickelt, der Zauber desſelben möglichſt zerſtört werden. Zwiſchen die Iphigenie und den Leſer iſt nun glücklich die Frau von Stein mit ihren ſieben Kindern, die ſchöne Corona als zweite Dulcinea, der Herzog Karl Auguſt, der Artilleriehauptmann Caſtrop und der Berliner Literat Moritz gerückt. Wir wiſſen, daß die Iphigenie nicht in einem Guß entſtanden, ſondern das Werk langer, mühſamer, fragmentariſcher Arbeit war: ein rechtes Schulſtück, an welchem der Profeſſor Freude haben, an welchem er ſein ganzes Leben lang erklären kann. Es gibt eine Iphigenie I., eine Iphigenie II., eine Iphigenie III., eine Iphigenie IV., eine Iphigenie V., eine Iphigenie in Proſa und eine Iphigenie in Verſen, eine Lesart J_1, eine Lesart J_2, eine Lesart J_3, eine Lesart Ju[1], und die Ausſicht, daß ſich dieſe Gelehrſamkeit noch jährlich vermehren wird. Vielleicht wird es Düntzer noch gelingen, zu ermitteln, was Göthe an jedem Tag gegeſſen hat, und dann wird es möglich ſein, die Iphigenie auf „biologiſche“ Urſachen zurückzuführen[2].

Von wirklichem Intereſſe iſt unterdeſſen von all dieſem „wiſſenſchaftlichen“ Apparat höchſtens die Beziehung der Göthe'ſchen Iphigenie zu jener des Euripides und dann der Unterſchied der erſten Iphigenie in Proſa von dem verſificirten Drama, wie es in ſeiner claſſiſchen Vollendung vor uns liegt. Auch dieſe beiden Fragen beeinträchtigen im Grunde nur den Genuß der Dichtung. Doch nachdem die kindlichen Verehrer des großen Baumeiſters das ganze Gerüſte wieder aufgerichtet haben, das er nach Vollendung ſeines Werkes hinweggeräumt, kann man es nicht beſichtigen, ohne an der Lehmgrube vorbeizukommen, an der er

[1] Göthe's Werke (Hempel) VII. 209 ff., 95 ff.; XI. 213 ff. Vgl. Düntzer, Die drei älteſten Bearbeitungen von Göthe's Iphigenie. Stuttg. 1854.

[2] Nach der materialiſtiſchen Theorie Taine's (History of English Literature überſ. von Van Laun. Edinburgh 1873. I. 1—36).

ſeine Steine gebacken, und an dem Rohbau, an welchem noch der Verputz fehlt.

Zur Iphigenie des Euripides verhält ſich diejenige Göthe's ähnlich wie ſein „Götz" zu der urwüchſigen Selbſtbiographie des ſchwäbiſchen Ritters. In beiden Fällen ſuchte Göthe einen Stoff, an welchem er ſeiner Grundſtimmung, ſeinen Grundanſchauungen, dem, was ihn am lebhafteſten beſchäftigte, Luft machen könnte. Damals war es der Druck ſeiner eigenen Lage und ſein Verrath an Friederike: das zeichnete er an Götz und Marie. Dießmal war es wiederum ein gedrückter, unbefriedigter Gemüthszuſtand, dazu aber ſeine „brüderliche" Liebe zu Frau von Stein. Sie war ihm „Mutter, Schweſter, Frau", ſie erzog ihn, ſie erlöste ihn wenigſtens zeitweilig von den Furien ſeines zerſtreuten Hof- und Geſchäftslebens und den damit zuſammenhängenden Phantaſieleiden. Wie beim Götz, ſo fand er auch bei Iphigenie ein nicht nur reiches, ſondern auch ſchon vorbereitetes Material: eine fruchtbare Verwicklung, Charaktere, die ſich leicht etwas nüanciren ließen, einen großartigen Sagenkreis zu weiterer Ausſtattung, eine reiche, dem Gegenſtand angemeſſene Sprache. So unmoraliſch es von ihm war, die „Geliebte" als Schweſter aufzufaſſen und ein an ſich unerlaubtes Verhältniß mit dem ſchönen Schleier der reinſten Geſchwiſterliebe zu umkleiden, ſo war die Dichtung ſelbſt durch dieſe Fiction wenigſtens ſcheinbar einmal dem Kreiſe entrückt, in welchem Göthe's Poeſie ſich bis dahin bewegt hatte. Statt „chriſtlicher" Verliebter und Ehebrecher, Revolutionäre und Titanen bot ihm der alte Heide Euripides zur Abwechslung Bruder und Schweſter, Freund und Freund, und eine Verwicklung, die auf edeln, religiöſen Motiven beruhte[1].

Die religiöſe Würde und Hoheit der Iphigenie, welche dem ganzen Stück ſeinen Charakter verleiht, iſt nicht von Göthe's Erfindung; er fand ſie ſchon bei Euripides vor. Der Grieche ließ zwar ſeine Iphigenie nicht in einem ſchönen Park auftreten, ſondern an einem blutbefleckten Opferaltar, den die Waffen und Kleider unglücklicher Menſchenopfer zierten.

[1] Zur Beurtheilung der beiden Dichtungen iſt die Einleitung G. Hermanns zu der des Euripides (Leipzig 1833) noch heute intereſſant. Es würde indeß zu weit führen, dieſe und andere äſthetiſch-philologiſche Unterſuchungen der beiden Iphigenien hier zu würdigen. Ich erlaube mir deßhalb, ſelbſtändig voranzugehen und nur ganz kurz zu unterſuchen, was Göthe bei Euripides vorfand, und wie er unter den pſychologiſchen Einflüſſen ſeines eigenen Lebens das Gegebene künſtleriſch umgeſtaltete. Denn um eine ſelbſtändige Neudichtung handelt es ſich nun einmal nicht, und es iſt gar keine Schande für Göthe, das offen zu ſagen.

Das Heidenthum zeigt sich, wie es war, grausam, dämonisch; aber immerhin religiös. Iphigenie ist Priesterin, Jungfrau, ein bevorzugter Schützling der Artemis. Die Göttin hat sie vom Tode gerettet und zu ihrem Dienste ausersehen. Dankbarkeit fesselt sie an den traurigen Opferdienst im Lande der Verbannung und macht den Traum doppelt schrecklich, in dem sie den völligen Zusammensturz ihrer Familie zu schauen glaubt. Doch wie ihr Loos, so steht auch das ihres Bruders unter der Führung der Götter. Phöbus, der Bruder der Artemis, bringt Orest und Pylades an das unwirthliche Gestade; sie haben göttlichen Auftrag, das Bild der Artemis durch List oder Gewalt nach ihrer Heimath zu entführen. Zwei anscheinend entgegengesetzte Pläne der zwei verschwisterten Götter stehen sich entgegen und begründen den tragischen Conflict, der durch und durch religiös gedacht ist:

„Uns muß des Gottes Wille hoch und heilig sein!“ [1]

Orest und Pylades verstecken sich in einer Grotte am Ufer, werden aber von Hirten entdeckt. Im selben Augenblick wird Orest von der schrecklichen Qual der Furien befallen, bringt in seiner Wuth tobend auf die Rinderheerden ein und wird mit leichter Mühe von den Hirten gefangen. Das geschieht natürlich außerhalb der Scene, während Iphigenie mit der Schaar ihrer Jungfrauen dem Altare naht, um für den, wie sie glaubt, gestorbenen Orest ein Todtenopfer zu bringen. Der Chor der Opferweihe ist von bezaubernder Majestät. Er wird durch den Boten unterbrochen, der die Gefangennahme der beiden Fremdlinge meldet. Mächtiger als je wird Iphigenie sich jetzt ihres düsteren Looses bewußt. Weil sie Orest todt, die Hoffnung ihres Hauses für immer vernichtet glaubt, wandelt sich ihr bisheriges Mitleid gegen Fremde in Gefühle des Hasses und der Rache. Helena, des Unheils Urheberin, wünscht sie am blutigen Opferaltar zu schauen. Aber auch in diesem leidenschaftlichen Schmerz gewinnt Liebe und Sehnsucht nach der Heimath wieder die Übermacht und der Chor stimmt ein in ihre Klage:

„Wieder gen Haus sehn' ich mich, ach,
Selbst auf bloßer Schwinge des Traums,
Wieder heim in der Väter Stadt,
Um des Glückes Krone, die Lust
Froher Lieder, zu schmecken!“ [2]

[1] V. 102. Da mir die trefflichen Übersetzungen von Donner und Droysen augenblicklich nicht zu Gebote stehen, benütze ich die von J. Minckwitz. Stuttg. Hoffmann. [2] V. 437.

Wer selbst einmal Verbannter gewesen, der muß es fühlen, daß Euripides diese patriotische Sehnsucht nach der Heimath viel tiefer aufgefaßt, viel lebendiger ausgedrückt hat, als der liebeskranke Göthe, der von seinen Ritten über Land sich nur nach den Blumen und Spargeltellern Charlotte's zurücksehnte.

Nun werden die zwei Gefangenen vorgeführt. Ein langes, spannendes Interrogatorium führt Iphigenie so weit, daß sie Orestes retten und als Überbringer eines Briefes in die Heimath senden will. Pylades aber soll als Opfer fallen. Das duldet Orest nicht; er verlangt, daß Pylades als Bote von dannen ziehe, er als Opfer geschlachtet werde. Iphigenie geht darauf ein und verspricht, ihm selbst die letzten Ehren zu erweisen. Während sie weggeht, den Brief zu schreiben, gerathen die beiden Freunde in einen edeln Wettstreit der Freundschaft. Jeder will für den andern sterben. Nur schweren Herzens entschließt Pylades sich endlich, Orest nachzugeben und sich um seinetwillen dem Tode zu entziehen.

Iphigenie kehrt mit dem Brief zurück. Doch wenn der Brief verloren ginge? Sie beschließt, Pylades den Inhalt mitzutheilen. Das führt zur Erkennung. Orest ruht in der Schwester Armen:

„O meine liebe Schwester, steh' ich auch erstaunt,
So schließ' ich doch den zweifelvollen Arm um dich
Und jauchze wonnetrunken ob der Wundermär'." [1]

Iphigenie kann es kaum glauben. Orest überzeugt sie mit unzweifelhaftem Zeugniß. Da erhebt sich ihr Seelenjubel zu herrlichem Dankgebet. Doch kaum ist es verklungen, da werden sie sich des schrecklichen Looses bewußt, das noch über Beiden schwebt. Wie wenig fehlte, und der Bruder wäre durch der Schwester Hand dem Opfertod gewidmet worden. Und jetzt! Wer soll sie aus Taurien nach Argos bringen:

„Wo erscheint mir ein Retter, ein himmlischer,
Oder ein Sterblicher,
Welcher das Dunkel erhelle mit Rath,
Wodurch Atreus' alleinzigem Enkelpaar
Der Noth Ende tagt?" [2]

Mitten in diesem Schwanken zwischen der Freude des Wiedersehens und der Angst vor neuen Schicksalsschlägen vernimmt Iphigenie die weiteren Schicksale ihres Hauses, die Vermählung des Pylades mit Elektra, die Qualen Orests und den Befehl Apolls. Sie will die Hand zur Rettung bieten, aber nicht durch Gewalt, sondern durch List. Unter dem

[1] V. 784. [2] V. 869.

Vorwand einer Sühnung will sie selbst das Bild der Artemis und die beiden Gefangenen an's Meeresgestade bringen, um mit ihnen zu entfliehen. Sie selbst ergreift die Initiative, plant die List und führt sie aus, so fest und schlau, daß König Thoas sich vollständig berücken läßt. Erst da es fast zu spät ist, meldet ein Bote die Flucht. Der König will die Fliehenden verfolgen; aber in diesem Augenblick erscheint die Göttin Athene, enthüllt ihm die Absichten des Schicksals und hält ihn so von weiterer Verfolgung ab. Dem fliehenden Orest gebietet sie, im fernen Attika der Artemis einen Tempel zu bauen und sie fürder Tauropolos zu nennen: Iphigenie soll dort ihre Priesterin sein, der Chor sie dahin begleiten, und „vor Gericht soll künftig jeder Sieger sein, der gleiche Stimmenzahl erhält". So schließt das Stück religiös-patriotisch, mit Verherrlichung eines Nationalheiligthums, in dessen Opferdienst und heiligen Gebräuchen die alte Sage fortlebt. Die Rettung durch Frauenlist, welche scheinbar den hohen, edlen Charakter der Priesterin in den niedern Bereich der Intrigue herabzieht und bloß ästhetisch betrachtet ein schwaches Motiv wäre, ist durch die Dazwischenkunft der Göttin in den Kreis des Geheiligten erhoben, in den Rathschluß der Götter mit aufgenommen. Was in unseren Augen den Charakter der Iphigenie entweiht und entstellt, war in den Augen des Griechen keine Makel. Freudig über die gutgelungene List, stimmte er in das Schlußgebet des Chores ein:

„Zieht glücklichen Wegs, ihr Geretteten, hin,
Von dem Segen der Götter geleitet!
Doch die hoch ehrt der Unsterblichen Chor,
Wie der Sterblichen Chor, Schutzgöttin Athens,
Wir erfüllen getreu dein himmlisches Wort!
Denn erfreuliche Mär', wie ich nimmer gehofft,
Ist heut mir zu Ohren erklungen.
O Göttin des Siegs, hochheilige, nimm
Mein Leben in Schutz
Und laß nicht ab, es zu kränzen!" [1]

Während Göthe den Gesammtinhalt der Fabel an sich zog, ihn da und dort noch durch andere Züge der Atridensage erweiterte und sich scheinbar ganz in die Zeit der Griechen zurückversetzte, räumte er zunächst völlig hinweg, was das antike Drama eigentlich charakterisirt: die concrete patriotisch-religiöse Beziehung der Sage zu einem bestimmten Heiligthum [2], die hellenische Auffassung der Götter und ihre gegebene, wunder-

[1] V. 1460.

[2] Dafür scheinen freilich unsere modernen Interpreten wenig Sinn zu haben.

bare Intervention, die kräftige Leidenschaft, welche alle Charaktere, sogar den der Iphigenie belebt, den Chor, die eigentliche Seele der antiken Tragödie, mit seinem religiösen Charakter, seinen lyrischen Schönheiten und seiner ethischen Wirksamkeit — endlich selbst die Versification, welche bei den Griechen auf's Innigste mit der Dichtung verbunden war. Die Griechen kannten keine „Poesie in Prosa". Dieß wunderliche Zwitterding war der modernen Welt vorbehalten, allenfalls ein leidliches Rettungsmittel gegen Verzopfung und Überkünstelung, aber nie die Form, welche echte dichterische Inspiration von selbst sucht. Göthe's „Iphigenie in Prosa" ist eben nichts weiter, als ein Entwurf, ein erster Sbozzo, wie ihn der Grieche im Kopf machte, bevor er sein Drama schrieb. Man lese Euripides' Iphigenie und unmittelbar darauf Göthe's Iphigenie in Prosa — und man wird finden, wie tief, künstlerisch betrachtet, dieser deutsche Hellenismus unter dem griechischen steht. Er ist bloß Wiederschein, Nachhall, ein künstliches Gewächs, ohne Luft und Licht eines religiösen Nationallebens, im Treibhaus künstlerischen Studiums gezogen[1].

Den blutbefleckten Opferaltar räumte Göthe hinweg, den göttlichen Traum, mit welchem Euripides sein Stück beginnt, ebenfalls. Das Heimweh, welches der Grieche zum Vorwurf der herrlichsten Chorlieder nahm, drängte er, träumerisch abgeschwächt, in seinen ersten Monolog und knüpfte daran ganz unhellenische Betrachtungen über das Loos des

Da wird phantasirt vom „Allerheiligsten des Frauenherzens", von „weiblichem Familiengefühl als Grundlage der menschlichen Gesittung" u. s. w. Man sollte meinen, schon die Alten hätten am Kaffee- und Theetopf gesessen. Vgl. Dr. F. C. Müller, Göthe's Iphigenie. 1882. S. 16.

[1] A. W. v. Schlegel, Über dramatische Kunst. Heidelberg 1817. II. 405. — O. Gruppe, der bekanntlich ein trefflicher Kenner antiker Kunst war (Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen. Berl. 1834), schließt sich vollständig dem gediegenen Urtheil Schlegels an: „Ich kann bei aller Liebe für den Deutschen doch nicht aussprechen, daß Göthe ein Werk von ähnlicher Vollendung geschaffen hat, als die Sophokleischen an sich oder vielmehr in sich tragen. Es fehlt doch eigentlich dem ganzen Stoff an poetischem Inhalt und poetischer Wahrheit; er ist nicht aus der Volkspoesie hervorgegangen, sondern steht auf der Grenze kalter Klügelei, deren Durchschimmern nur mit Kunst fernegehalten werden konnte: getriebene Arbeit, nicht gegossen." — Über die falsche Anwendung des plastischen Schönheitsideals auf die dramatische Kunst hat Bulwer sich ebenso gerecht als schonend ausgesprochen (Tauchnitz. Vol. 693. p. 232 ff.). Vgl. dazu das herbere Urtheil von Lewes (Frese) II. 10—29. Die ästhetischen Schwächen des Stücks hat Göthe im Grunde selbst zugestanden (Eckermann III. 95—99). — Wenn Klopstock es (in einem Briefe an Böttiger vom 24. Febr. 1800) als „eine steife Nachahmung der Griechen" erklärt und selbst den Versbau tadelt, geht er entschieden zu weit. S. Schnorr v. Carolsfeld. Archiv. Leipzig 1874. III. 261 ff.

„Weibes“. Aus dem „Weibe“, das bei Euripides hinter der Schwester nnd der Prieſterin zurücktritt, wird ſofort die Hauptſache. Iphigenie iſt das herrliche Griechenweib, wie es ſich der deutſche Dichter bei flüchtigem Studium geträumt, ernſt, jungfräulich, erhaben und doch voll Liebreiz, viel ſchöner als alle Frankfurterinnen, als alle Leipzigerinnen, als alle Damen von Weimar, das ſchöne Bild, das er im Zauberſpiegel der antiken Literatur geſchaut und in das er ſich modern verliebt hat[1]. Schon in der zweiten Scene kommt ein Freiersbote und in der dritten wirbt ein König um ihre Hand. Es fehlt nur Rivalin und Ballet — und ſtatt einer antiken Tragödie iſt die Oper fertig. Doch jetzt erinnert ſich der Dichter an ſeinen Euripides. Statt eines Chorliedes läßt er die „ſchöne Sprödе“ wenigſtens zu den Himmliſchen beten, er führt Oreſt und Pylades herbei und macht große Anſtrengungen, ſie griechiſch reden zu laſſen. Aber es ſind keine rechten Hellenen, es ſind Deutſche in altgriechiſchem Coſtüm. Sie glauben weder feſt an ihre Orakel, noch rebelliren ſie kühn dawider. Es iſt ihnen nicht Ernſt mit Schickſal, Göttern, Tempeln und Altären. Sie haben weit mehr Phantaſie und Herz, als Verſtand und Willen. Unter ihren claſſiſchen Schulreminiscenzen bricht überall das deutſche Gemüth hervor: ſie reden wie Romantiker von ſchönen Jugendtagen, bunten Schmetterlingen, dunklen Blumen, Muth und Luſt, von Luſt und Liebe, großen Thaten, unendlichen Werken, ſtillen Abendſchatten und goldenen Harfen. Über dem Thatendurſt der Sturm- und Drangperiode, der Alles unendlich machte, laſtet, nur künſtlich herbeigezogen, der Druck des alten Schickſals, der Fluch des Atridenhauſes. Das ermöglicht eine Anzahl Scenen von mehr antikem Gepräge. Die ganze Tantalidenſage wird nach und nach in die Darſtellung gezogen und vereinigt ſich im Traum-Monolog des Oreſtes zu einem grandioſen Geſammtbild. Aber die langſame, fein berechnete Erkennungsſcene zwiſchen Bruder und Schweſter iſt unterdeſſen verloren gegangen. Nach ungenügender Vorbereitung, welche das ſchöne Motiv der Geſchwiſterliebe nur kurz und oberflächlich zur Entwicklung bringt, heißt es gleich: „Ich bin Oreſt!“ Der Enthuſiasmus des Bruders wird auf die Schweſter übertragen. Sie fliegt Oreſt in die Arme und

[1] Das iſt das eigentliche Bild, das er ſpäter im „Zauberſpiegel“ den Fauſt ſchauen läßt:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Die Frage, ob Gretchen? ob Helena? (Göthe-Jahrbuch I. 44—78) iſt darum eine recht herzlich müßige.

dieſer weiſt ſie mit Ausdrücken zurück, die mehr an Weimar als an Athen erinnern: „Schöne Nymphe, ich traue Dir nicht! Spotte nicht der Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie ſie der Männer Liebkoſen verachtet, fordert ſie ſtrenge Nymphen“ u. ſ. w.

Gleich der Liebe der beiden Geſchwiſter hat Euripides auch die Liebe der beiden Freunde viel einfacher, natürlicher und ergreifender gezeichnet, als Göthe. Während jener die Furienqual des Oreſtes nur durch einen Boten erzählen ließ und überaus natürlich mit der Gefangennahme verband, zog Göthe dieſes gewagte Motiv auf die Bühne, ſchwächte es dabei ſo ab, daß es ſeinen gewaltigen dämoniſchen Charakter faſt völlig einbüßte, übertrug die Heilung des Gequälten von der Macht der Götter auf den perſönlichen Einfluß der ſchönen Schweſter-Prieſterin und beſchloß den ſentimental gedachten Heilungsproceß mit jenen durchaus ungriechiſchen Expectorationen, die theils der meteorologiſch-poetiſchen Altane des Gartenhauſes von Weimar, theils dem ſentimentalen Verhältniß mit Frau von Stein entſtammen und in den Briefen an ſie ihren Widerhall gefunden haben.

„Laß mich zum erſtenmale ſeit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben. Ihr Götter, die ihr mit entſetzlichen Flammen die ſchweren Gewitterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euern fruchtbaren Regen mit fürchterlichen Donnerſchlägen auf die Erde ſchmettert und ſo die grauſende Erwartung des Menſchen ſich in heilſamen Seegen auflöst, wenn die Sonne mit den Blättertropfen ſpielt und in dem grauen Reſt getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt — laßt mich auch ſo in euern Armen danken! — Mich dünckt ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter ſich fern ab donnernd zu ſchlagen. Mich dünckt die Erde dampft mir wieder erquickenden Geruch, und läd't mich ein, auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen.“

Dieſen ſelben Erdgeruch fand Göthe in der Hermannſtädter Höhle, an dem S, das er ſo oft geküßt. Solche und ähnliche Erinnerungen verderben ſehr das Bild der jungfräulichen Prieſterin, wie man es ſich nach bloßer Leſung des Dramas zu denken gewohnt iſt. Im Sinne des Dichters war es nicht die Macht der Religion, ſondern die ſanfte Macht des „Weiblichen“, was Oreſt von der Qual der Furien befreite. Dieſelbe Macht führt nun auch die Löſung herbei.

Zwar hat Göthe auch die Liſt verwerthet, durch welche Euripides den Knoten ſchürzt; aber der Gedanke und der erſte Schritt zum

Vollzug ist nicht der Iphigenie, sondern Pylades zugetheilt. Wohl geht Iphigenie rasch darauf ein; aber kaum sind Orest und Pylades fort, so fühlt sie sich unruhig darüber — die Entführung des Bildes erscheint ihr als Lüge und undankbarer Verrath. Ihr Schwanken füllt den ganzen IV. Act und gibt Thoas Zeit, Verdacht zu schöpfen. Da es zu spät geworden, gesteht sie dem König freiwillig den ganzen Plan ein und ist schon auf dem Punkt, sein Herz zu rühren, als Orest mit gezücktem Schwert hereinstürmt, um sie gewaltsam zu befreien. Ihrem Ernste und ihrer Milde gelingt es indeß, sowohl die Kampflust des Bruders als den Grimm des Königs zu besänftigen. Sie überzeugt Thoas, daß Orest wirklich Orest, ihr Bruder ist, und nun findet auch der Auftrag Glauben, auf den Orest die Entführung des Bildes gründet. Thoas entläßt die Geschwister mit dem Götterbild im Frieden. Mit dieser Wendung hat nun Göthe wohl den Deus ex machina beseitigt und durch eine aus den Charakteren hervorgehende Lösung ersetzt, er hat den Charakter der Iphigenie durch ihre Wahrheitsliebe, ihre Dankbarkeit, ihre Sanftmuth und ihren Edelmuth herrlich verklärt, er hat durch diesen Zug die heidnische Fabel in den Kreis christlicher Anschauungen emporgerückt; aber eben dadurch ist auch, wie Tieck bemerkt[1], „die Handlung zu sehr vereinfacht und verfeinert, im IV. Act steht sie ganz still"; anstatt der Handlung tritt die Gesinnung der Heldin in den Vordergrund, und „so treten wir überall aus dem Ideenkreise des Alterthums heraus"[2]. „Niemals hätte sich das exclusive Hellenenthum den Barbaren so gegenüber gestellt, wie hier; vielmehr ist auch das wieder echt Deutsch." Die edle Iphigenie ist eine Schwester der edlen Minna von Barnhelm, der edle Thoas ein Stammverwandter des edlen Majors von Tellheim. Wenn das Stück opernartig mit einer Liebeswerbung anfängt, um dann eine antike Sage mit deutschem Gefühl zu behandeln, so läuft es endlich in die Gesinnungstüchtigkeit des bürgerlichen Schauspiels aus. Die ganze Tantalidensage, alles Heroische und Tragische, Taurien und Griechenland, Athen und Attika, Phöbus und Artemis, der ganze Olymp und das allgewaltige Schicksal, Alles, Alles tritt zurück gegen den zarten Edelmuth eines weiblichen Herzens, das einem Fürsten zwar die Gunst der Ehe verweigert, aber ihn als Wohlthäter durch eine List zu verletzen sich scheut.

„Vollends die Klage über das Frauenschicksal," sagt Gervinus, „der

[1] R. Köpke, Ludwig Tieck. Leipzig 1855. II. 190.

[2] Gervinus, Gesch. der poet. National-Literatur. Leipzig 1844. V. 97. 98.

finstere Blick auf den leidigen Trost der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchsten Frauenadel gesteigerte Charakter an sich liegt in dieser Selbstbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums." Aber das ist es gerade hinwieder, was dem Stücke seinen eigenthümlichen Reiz gibt, „daß der Dichter die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in einer so harmonischen Mischung zu verbinden wußte" [1].

Wenn man das Alterthum nur nach seiner künstlerischen Lichtseite in's Auge faßt, so hat diese Mischung etwas Berückendes. Die ruhige Schönheit der Antike scheint von dem sanften Ethos eines deutschen Gemüths beseelt, die maßvolle Kunst der Alten mit christlichem Gehalt durchdrungen. Und doch ist diese Mischung eine bloß künstliche, eine reine Fiction. Die hellenische Welt hat keine Iphigenie von diesem Gepräge hervorgebracht. Im Christenthum hat sich das weibliche Ideal allerdings zu noch viel höherer Vollendung erhoben. Doch die Heiligen des Christenthums rufen nicht zu den schönen Götterbildern der Griechen, sondern zu dem Gekreuzigten auf Golgatha. Nicht eine holdselige, harmonische Weiblichkeit hat die Schrecken der antiken Erynnien von der Menschheit genommen, sondern ein leidender, sterbender Erlöser, Gott und Mensch zugleich, eine Gottesthat, zu der Menschenkräfte nicht hinreichten [2].

Zwischen der altheidnischen und der christlichen Weltanschauung liegt deßhalb ein innerer Zwiespalt, der sich nicht überwinden läßt. Indem Göthe das versuchte, hat er ebensowohl die antike als die christ-

[1] A. a. O. 98.

[2] Ich begreife nicht, wie sich Dr. H. F. Müller (Göthe's Iphigenie 1882), der doch ein gläubiger Protestant zu sein scheint (wenigstens ist sein Schriftchen unter den Zeitfragen des christlichen Volkslebens erschienen), diese Substitution einer Erlöserin für einen Erlöser gefallen lassen kann, um (S. 58) aus Göthe sogar „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit" zu machen. Uns Katholiken wird schon der Glaube an eine bloße Fürbitte der Gottesmutter als „Götzendienst" verübelt; aber aus Göthe's Hand nimmt man ruhig das „Weib" schlechthin als „Erlöserin" entgegen. Mir scheint, daß in dieser Hinsicht Dr. Heinr. Gelzer (Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841) als gläubiger Protestant viel besser gethan hat, die Iphigenie, mit Rücksicht auf ihre allzubedenkliche Genesis, wohlwollend zu übergehen, gegen Göthe's Heidenthum aber mannhaft zu protestiren: „Wer es mit sich dahin gebracht hat, den sittlichen Menschen vom ästhetischen zu trennen, dem überlassen wir es, auch hierin Göthe's Zauber zu bewundern; und die Zahl dieser Bewunderer heißt bekanntlich Legion. Wir aber können uns nur laut erheben gegen den Wahn, welcher dem Höherbegabten sittliche Willkür zugesteht" (S. 280). Leider schmilzt die Zahl der Protestanten, die so ehrenhaft denken und offen zu ihrer ehrenhaften Gesinnung stehen, immer mehr zusammen!

liche gefälſcht. Das Amalgam iſt weder antik noch chriſtlich mehr. Ganz richtig hat Gervinus deßhalb die Iphigenie als „die reinſte Blüthe moderner Sittigung“ bezeichnet. Sie iſt wirklich das ſchönſte Frauenbild, in welchem ſich das Humanitäts-Chriſtenthum Göthe's und Herders verkörpert hat. Sie erſchien ihm aber ſelbſt ſpäter „verteufelt human“, und erſt als er gegen Ende ſeines Lebens wieder frömmere Anwandlungen verſpürte, ſchrieb er dem Schauſpieler Krüger in einen Prachtband der Iphigenie:

„Was der Dichter dieſem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Ward im Kreiſe deutſcher Lande
Durch des Künſtlers Wirken laut.

„So im Handeln, ſo im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menſchlichen Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit.“ [1]

Während die Iphigenie des Euripides ſich gleich andern Sagen des Alterthums als ahnungsvoller Typus erſt ſpäter geoffenbarter chriſtlicher Wahrheiten darſtellt, umdüſtert die Iphigenie Göthe's den hellen Glanz dieſer Wahrheit mit antiken Reminiscenzen und zieht Erlöſung, Sühnung, Heiligung des Menſchen aus dem Bereich des Göttlichen in's rein Menſchliche hinab. Je größer der Zauber der höheren Ideen iſt, die Göthe dem Chriſtenthum entlehnte, je größer der Reiz der abgerundeten Form, die er dem Studium der Alten abgewann, deſto bedenklicher iſt es, daß die geſammte Dichtung, im Sinne des Dichters, auf einer durchaus falſchen Grundidee ruht. Dieſe Idee, das Erlöſungswerk Chriſti durch „reine Menſchlichkeit“ zu erſetzen, führt conſequent zum Heidenthum zurück [2]. Der Dichter ſelbſt iſt dieſer Conſequenz nicht entgangen. Nachdem er der keuſchen Diana ihren Altar neu aufgebaut, erhielt auch Aphrodite wieder ihren Tempel, Amor kam als Landſchaftsmaler, und an die Iphigenie reihten ſich durchaus naturgemäß, ohne innere Kämpfe, in ſanfteſter Weiterentwicklung, die Römiſchen Elegien.

Und nun noch ein Wörtchen. Mit ſeiner glänzenden Darſtellungsgabe hat der Dichter die Entſtehungsgeſchichte des Dramas ſo wunder-

[1] Weimar, 31. März 1827. Göthe's Werke (Hempel) III. 355.

[2] In einer ſonſt etwas ſonderbaren Parallele ſagt Dr. P. Kleinert (Auguſtin und Göthe's Fauſt. Berlin, Wiegandt und Griebe. 1866. S. 37) vom „Fauſt“ ſehr richtig: „Es gibt nur eine Sühne: die vom Gekreuzigten ausgeht; und die findet er nicht mehr.“

ſchön verſchleiert, daß die Jugend aus dem Stücke ſelbſt nichts davon ahnen könnte. Durch ſeine Ruhe und Einfachheit, ſeine feine Eleganz und überherrliche Sprache kann es an und für ſich nur eine höchſt bildende Lectüre ſein. Und dennoch, glaube ich, wirkt es vielfach verhängnißvoll. Es erweckt den Glauben, als ob Göthe ein ganz unverfänglicher, ungefährlicher Autor ſei. In den meiſten Ausgaben ſteht das Drama aber mit Egmont, Clavigo und anderen Stücken Göthe's beiſammen, Stücken, von denen ein einziges genügt, um den Frieden eines jugendlichen Gemüths für immer zu ſtören. Denn die Neugier drängt weiter, und heute tritt noch die öffentliche Empfehlung hinzu. In den Einleitungen und Commentaren werden Göthe's Liebeshändel nicht etwa warnend und tadelnd erwähnt, ſondern feierlich gelobt und verherrlicht. Die Jugend braucht ſich deßhalb nicht zu ſcheuen, auch die ſchlüpfrigſten Stellen Göthe's zu leſen. Dann legt ſie gleich Francesca da Rimini das Buch bei Seite und will auch fühlen und genießen, was der Dichter ihr im ſinnenſchmeichelnden Zauberſpiegel der Dichtung gezeigt hat:

Quando legemmo il disiato riso
Esser baciato da cotante amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baciò tutto tremante.
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante.[1]

Da aber Göthe nicht, wie Dante, daran mahnt, daß die Sünde dem ewigen Untergang entgegenführt, vielmehr in ſeinen Werken allen poſitiven Offenbarungsglauben ſkeptiſch untergräbt und verwiſcht, ſo bahnt ſeine Iphigenie nur zu oft auch Andern den Weg zu den „Römiſchen Elegien", d. h. zu jener Poeſie, welche der wackere Proteſtant Gelzer[2] mit gerechter Entrüſtung als einen „Keim des ſittlichen Verderbens", ja als einen „Fluch der Literatur" verurtheilt hat.

[1] Dante, Inferno V. 105 ff. — Hettinger, Die Göttliche Komödie. Freiburg 1880. S. 151.

[2] A. a. O. S. 281.

10. Die zweite Schweizerreiſe.

1779.

„Mit den auswärtigen Freunden waren die Verhältniſſe getrübt, nicht ohne Göthe's Schuld."

Gödeke.

„Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände, Anordnung und Leitung unſerer geſelligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen."

Göthe, Zeit- und Jahreshefte.

Auf die erſte Aufführung der Iphigenie folgte ſchon nach ſechs Tagen eine zweite. Dann übte Göthe zur Abwechslung wieder ein anderes ſeiner Leipziger Studentenſtücke ein: „Die Laune des Verliebten". Die zwei Paare des Stücks ſpielten er und Corona, Einſiedel und Fräulein von Wöllwarth. Im Juni wurde „Der Jahrmarkt von Plundersweilen" wieder gegeben, dann folgte „Le Médecin malgré lui", Iphigenie (abermals), Bode's „Gouvernante" und im September „Der verlorene Sohn"[1].

Wie in der Frankfurter Geniezeit die erhabenſten Pläne und Entwürfe mit närriſchen Poſſen, „Götz" und „Werther" mit „Satyros" und dem „Jahrmarkt" durcheinander wirbelten, ſo folgten der „Iphigenie" nach wenigen Monaten einige der tollſten Faſchingsſtreiche, die Göthe je begangen hat. Von ſeinen Erfolgen bei Hofe ſchwoll ihm der Kamm ganz ungebührlich und er ließ nun ſeinen überquellenden Humor an zwei Männern aus, die er beide ein paar Jahre zuvor noch als Herzensfreunde behandelt hatte, die ihn liebevoll verehrten und ſeinerſeits nichts weniger verdient hatten, als herabgehudelt zu werden.

Der eine war Friedrich Jacobi, der in ſeinem Genierauſch über Göthe's Freundſchaft noch immer munter weiterdichtete, und unter dem deutlichſten Einfluſſe von Göthe's Poeſie ſoeben einen friſchen Roman „Woldemar" vom Stapel gelaſſen hatte. Eine Analyſe dieſes Romans gehört nicht hierher. Doch mag man mit Recht auf eine Stelle darin aufmerkſam machen, welche das Loos Jacobi's einigermaßen als ein verdientes erſcheinen läßt. Um zu zeigen, „was ein Grad mehr oder weniger

[1] Siehe „Das herzogliche Liebhabertheater" von Burkhardt. Grenzboten 1873. III. 1 ff.

von Aufklärung" vermag, hatte der hochmüthige Enthuſiaſt in ſeinem Buche folgende Parallele gezogen:

„Und haben wir nicht an den Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland ein Beiſpiel in der Nähe? Wo liegt die Urſache, daß ſich unter dieſen ſo bald, in jedem Fache die tüchtigeren Männer fanden? Daß ſie nicht nur in allen Wiſſenſchaften entſchieden ſich hervorthaten, ſondern auch die beſten Geſchäftsmänner, die größten Ärzte, Künſtler und Erfinder lieferten? Daß ſittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe und Völker verbindende Betriebſamkeit gleichſam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert dieſe Erſcheinung fort; denn noch ſind die Proteſtanten überall, bis zur niedrigſten Klaſſe herab, und Zahl gegen Zahl, die Geſchickteren, Sittlicheren, Emſigeren und Klügeren. Der Unterſchied iſt auffallend, wo beide Parteyen nebeneinander wohnen. — Wie erklären wir dieſes? Doch wohl nicht aus der Verſchiedenheit des theologiſchen Lehrbegriffs! Wie denn Frankreich? das ganz katholiſch iſt, und doch keineswegs auf die angeführte Weiſe contraſtiren könnte. Alſo nicht in der Religion, ſondern in etwas Zufälligem, wenigſtens mit ihr nicht weſentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutſchland eigenthümliche Erſcheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfſinnes, um dieſen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung (!), in der Materie und Form des Unterrichts, wie er vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredſamkeit auf hohen Schulen, an beiden Seiten iſt und nicht iſt, zu entdecken. Die erſten Beförderer der Reformation waren Humaniſten und ſo wurden die Humaniora bis zum ABC-Buche herab bei der Gegenpartei verdächtig. Das Wort ſollte nicht weiter Fleiſch werden!..... Genug an dieſem Winke, da es an ſich ſchon klar iſt, und keiner Ausführung an Beiſpielen bedarf, daß mit fantaſtiſchen oder abergläubiſchen Vorſtellungen verſchonte Köpfe deſto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundſätze nur in ihnen recht gedeihen können; daß Verſtändigung des Gewiſſens (!) das Herz nothwendig läutert, ſeine Bewegungen richtiger und zuverläſſiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menſchen unter allen Umſtänden auch beſſert, und darum ſelbſt die geringſte wirkliche Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts von unendlich guten Folgen ſein muß." [1]

Legte der Roman ſchon an ſich kein beſonderes Zeugniß für den Werth dieſes anmaßenden Selbſtlobs ab (Dalberg und andere Katholiken haben, leider Gottes! ebenſo verſchrobenes Zeug geſchrieben und

[1] Kurz fand dieſen Paſſus des „Woldemar" für ſo unterrichtend, daß er von allen Romanen Jacobi's in ſeiner Literaturgeſchichte, Leipzig 1873. III. 584, dieſen einen ausſchließlich auserkor, um zu beweiſen, daß ſie „ſchön und ſelbſt genialiſch, geiſtreich, kühn und dabei ſeelenvoll und zart" ſeien und zu „ſelbſtändigem Nachdenken" anregen!! Ich habe mir dabei auch meine Gedanken gemacht.

dadurch wieder Herder und Andere zu „ſelbſtändigem Nachdenken“, d. h. Nachſchreiben angeregt[1]), ſo mochte Jacobi doch wohl kaum befürchten, daß ihm der zärtlich fühlende Geh. Legationsrath Göthe ſein Buch noch im ſelben Jahre 1779, unter allgemeinem Jubel des Weimarer Hofes, an einen Baum nageln würde. So ſollte es aber geſchehen, in dieſen luſtigen Zeiten.

Nachdem Göthe am 7. Auguſt eingeſehen, daß er ſeine ganze Jugend bis 1775 vergeudet hätte, nahm er ſich zwar vor, in Zukunft vernünftiger zu leben. Allein der Vorſatz hielt nicht. Er betete zu Göttern, die Niemanden erhören. Zwiſchen dem 15. und 20. September (den genauen Tag mag Düntzer beſtimmen, die Sache ſelbſt ſteht feſt)[2] nahm er ein fein eingebundenes Exemplar von Jacobi's Woldemar mit nach Ettersburg, wo der Hof ſich damals erluſtigte, verſammelte die ganze fröhliche Geſellſchaft unter einer deutſchen Eiche, las, mit allerlei malitiöſen Zuthaten und Verdrehungen, einige Partien des Buches vor und ließ den Helden ſchließlich vom Teufel holen. Danach ſtieg er auf den Baum ſelber hinauf, hielt von dort herab eine komiſche Standrede über das verdammliche Buch und nagelte es, Andern zum abſchreckenden Beiſpiel, an beiden Enden des Einbanddeckels an den Baum, ſo daß die Blätter, zur Ergötzung des klatſchenden Publikums, luſtig im Winde hin- und herflattern. Man hat das hinterher bei der für alles Religiöſe ehrfurchtloſen Spottſucht „Jacobi's Kreuzigung oder Kreuzerhöhung“ genannt. Genug, ſo weit kam man mit der Herzensläuterung und Veredlung, welche nach Jacobi's Anſicht die proteſtantiſche Aufklärung bewirken ſollte.

Weßhalb Göthe gerade Fritz Jacobi, der als ſein Freund galt[3], dem allgemeinen Geſpötte preisgab (denn die Hiſtorie ging gleich in alle Welt hinaus), iſt nicht völlig klargeſtellt. Jacobi ſelbſt erhielt von Göthe auf eine

---

[1] „Sein (Dalbergs) Buch über das Univerſum zeichnete Ideen, die nach meiner Meinung ſelbſt die achtungswürdigſten Schriftſteller, z. B. ein Herder, benutzt und weiter ausgeführt haben.“ Logenrede in Erfurt bei der Erhebung Dalbergs zum Coadjutor: I. d. ▭ C. z. d. d. R. 1, den 19. Juni 1787 vom Bruder Redner. Vgl. Herders Werke (Hempel) XVII. 457 ff.

[2] Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 298. 299.

[3] Deßhalb ſchreibt Frau von La Roche (12. Sept. 1779) an Wieland: „Sehen Sie, mein Freund, darüber möchte ich wiſſen, was wahr iſt, weil mich würklich die Idee des Ganzen für unſern Jacobi ſchmerzt, und ich gewiß aus Gerechtigkeitsliebe wegen der Briefe meiner Roſalie mir nicht ſo viel daraus machte, weil es nur Weiberbriefe ſind, und niemals ſo viel Erwartung und Hoffnung auf Achtung von Euch Männern haben können, als ein Mann, der Euer Freund iſt.“ — Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 130. 131.

ſehr ſchmerzliche Freundesklage keine Antwort. Der Tante Fahlmer wußte er nichts Entſchuldigendes zu ſagen, als daß er, „was man den Geruch dieſes Buches nennen möchte", nicht leiden könne[1]. Lavater wurde darüber mit der Bemerkung begütigt:

„Der leichtſinnige, trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und beſonders gegen den Geruch von Prätenſion wüthen, ſind Dir an mir zu wohl bekannt. Und die nicht ſchonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch. Vieles von dieſem allem wird verſchlungen in thätiger Liebe[2].

Die Entſchuldigung heißt nicht viel, da Göthe ſelbſt, wenn man von der Iphigenie abſieht, in dieſer ganzen Zeit höchſtens Halbgutes zu Tage förderte und dazu keine geringeren Prätenſionen machte, als irgend ein Anderer[3].

Wieland wurde, wenn auch nicht ſo unmittelbar von Göthe ſelbſt, doch vom Hofe in noch liebloſerer und unwürdigerer Weiſe mißhandelt. Dieſer fleißige Schriftſteller hatte eigentlich das Verdienſt, die erſte deutſche Oper geſchrieben zu haben und zwar zwei Jahre vor Göthe's Ankunft in Weimar. Wie aus einem Aufſatz in ſeinem Deutſchen Merkur „Über das deutſche Singſpiel Alceſte" hervorgeht, hatte er ſelbſt die Aufgabe als keine geringe betrachtet. Der Text fiel nun allerdings nicht ſehr glänzend aus; die antike Sage mußte es ſich, wie in Voltaire's Götterballetten, gefallen laſſen, in den modernen Salon herabzuſteigen, und die Wertherzeit drückte ihr den Stempel der Empfindſamkeit auf. Der Unſinn, der ſich hieraus ergab, war übrigens nicht einmal ſo üppig blühend, wie in den Textbüchern vieler gefeierter moderner Opern[4]. Der Componiſt Schweitzer, der eben aus Italien zurückgekehrt, fand den Text Wielands ſehr brauchbar und verwandte alle ſeine Kunſt darauf. Der Erfolg war günſtig. Als die Oper am 28. Mai 1773 zum erſten Mal gegeben

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 209.

[2] Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 126. „Daß Göthe das Herzenswerk eines Freundes dem Gelächter einer hochadeligen Geſellſchaft preisgeben konnte," ſagt Göbeke (Göthe's Leben. S. 170), „war freilich mit nichts zu entſchuldigen."

[3] „Ich habe niemals einen präſumtiöſeren Menſchen gekannt, als mich ſelbſt. Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht ich, ich hätt' es ſchon. Man hätte mir eine Krone aufſetzen können, und ich hätte gedacht, das verſtehe ſich von ſelbſt." Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 298.

[4] Man denke nur an den Text der noch ſo allgemein beliebten „Afrikanerin" von Meyerbeer, wo die Baſſiſten den armen Vasco de Gama als „Biſchöfe" anbrüllen und Selika „unter dem Boom, Sie jloben et koom" ſtirbt.

wurde, waren Fremde vom erſten Rang und von zuverläſſigem Urtheil (die in Frankreich, Italien, England geweſen) außer ſich vor Verwunderung, ſo etwas in Weimar zu hören[1]. Auch anderwärts fand das Opus große Anerkennung. Durch dasſelbe wurde eigentlich einer ſelbſtändigen deutſchen Oper Bahn gebrochen. Aber weil das Wieland gethan, war das „Halbgute" natürlich wieder unausſtehlich — eine Prätenſion. Alſo drauf los! Einſiedel traveſtirte die Alceſte in einer Poſſe „Orpheus und Eurydice" und Göthe ließ ſie in Ettersburg aufführen.

„Der Darſtellung geht ein Vorſpiel voraus, worin der Autor der Traveſtie den Plan zu dem Stück entwirft und mit einer großen Feder, welche ſich vom Hintergrunde des Theaters aus an die Soffiten herüberwölbte, den Text aufſetzt. Mit einem kleinen Pinſel, welcher an der Spitze der Feder befeſtigt war, beſchrieb der Schriftſteller mächtig große Bogen und ſprach dabei manches Lächerliche über den Inhalt mit ſeinem Diener, der ihm fortwährende Entgegnungen über die Compoſition machte und die großen Bogen mit Anſpielungen auf die ungeheure Productivität Wielands über den vordern Lampen trocknete."[2]

Bei der Farce ſelbſt ſpielte die Herzogin als „Alceſte", Wedel trat als Orpheus auf und Göthe als Hercules. Seckendorf, der die Muſik arrangirt hatte, gab ebenfalls eine Hauptrolle. Ein muthwilliger Spaß drängte den andern. Einer der Hauptcoups beſtand darin, daß die rührend componirte Arie des eigentlichen Stückes, in welcher Alceſte von ihrem Gatten Abſchied nimmt[3]: „Weine nicht, du meines Herzens Abgott", mit dem Poſthorn begleitet wurde. Dann ſtieg Alceſte mit ihrem Gefolge in einen bereitſtehenden Poſtwagen und fuhr nach dem Orkus. Hier empfing ſie Pluto und ſein Hofſtaat unter den drolligſten Kratzfüßen und Ceremonien. Dann kam Göthe als Rieſen-Hercules, befreite die Alceſte aus den Schrecken der Unterwelt und brachte ſie ihrem Gemahl zurück, der an der Oberwelt ſich noch in Wehmuthskrämpfen herumwälzte.

Wieland mußte das Alles ſelbſt mitanſehen und mitanhören. Nachdem er ſchon bei der Begleitung der Abſchiedsarie durch das Poſthorn ſeinen Unwillen kaum mehr zurückhalten konnte, ſchrie er endlich laut auf und verließ wuthſchnaubend den Saal. Er ließ ſich nachher ſo weit

[1] Pasqué, Göthe's Theaterleitung. Leipzig 1863. I. 23. II. 353—390.

[2] Grenzboten 1873. III. 14. Burkhardt, Liebhabertheater. — Düntzer meint, Burkhardt menge hier zwei verſchiedene Stücke; das ändert aber an der Subſtanz nichts, daß Wieland elendiglich verſpottet wurde. Vgl. Keil, Tagebuch. 202.

[3] Wielands Werke (Hempel) XXIX. 16.

begütigen, daß er wieder beim Souper erschien; aber weh that ihm der grausame Scherz doch, und er konnte ihn lange nicht verwinden.

„So sind wir nun hier!" schrieb er noch 14 Tage später an Merck[1]. „Der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Schaam. Ich gestehe Dir, Br., daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, bloß davon zu fliehen. Lebe wohl, l. Br., und schreib mir bald was Tröstliches, wenn Du kannst."

Wieland fortzutreiben, kann Göthe's Absicht kaum gewesen sein. Eher könnte es seine Absicht gewesen sein, Wieland wie Jacobi in den Augen des Hofes unsterblich lächerlich zu machen, da beide am Hofe noch sehr in Ehre und Ansehen standen. Gesetzt, daß Alles auch nur ein absichtsloser Streich war, edel und schön war derselbe nicht. Zwei wohlwollende Freunde in so possenhafter Weise vor dem Weimarer Publikum und vor ganz Deutschland zu verhöhnen, geht über den Scherz hinaus, den man einem Mann von 30 Jahren, dem Geheimrath eines Fürsten, der ersten Persönlichkeit eines ganzen Hofes, zu Gute halten kann. Denn nur drei Tage später wurde Göthe durch herzogliches Dekret zum Geheimrath promovirt.

Sind Travestie und Parodie überhaupt nicht Zeichen des vollendetsten Geschmackes, so gehört die scharfgepfefferte persönliche Satire schon zu den gewaltsameren Reizmitteln, mit welchen man die Lachlust kitzelt. In dem Kreis der Liebhaberbühne herrschte trotz allen Übermuthes doch schon eine gewisse Übersättigung. Das ist auch begreiflich. Dann und wann etwas Theater ist eine schöne Erholung. Aber vier Jahre lang Proben und Aufführungen, nur mit kleinen Unterbrechungen, fast stetig fortgesetzt, war schon ein Stück Arbeit. Die Sache wurde nothwendig etwas Metier, und für den Schauspieler von Profession ist das Theater kein solcher Himmel der Kunstseligkeit, wie ein poetisches Studentlein oder eine Blume aus höheren Töchterschulen es sich träumen mag. Gleich hinter den Coulissen fängt schon wieder die Prosa des Lebens an, langweiliges Memoriren, noch langweiligere Übungen, Correctur, Dressur und was es sonst noch weiter braucht, um die schöne Kunstfigur in's Ganze einzuschulen, Eifersucht, Ärger, Hader, Verdruß und der unzertrennliche Gefährte aller Liebeleien, der moralische Katzenjammer. Das Liebhabertheater von Weimar entging diesem allgemeinen Bühnenloose nicht. Allerlei Intri-

[1] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 180.

guen ſpielten hinter der Natur- und Kunſtſcenerie. Als Göthe zum Geheimrath befördert wurde, entbrannte gegen ihn ein wahres Odium Vatinianum, wie Wieland es nennt[1]. Viel Ärger und Verdruß motteten im Stillen, während Feuerwerke einen allgemeinen Jubel verkündeten. Wie Göthe hatte ſich auch der junge Herzog in die Hof- und Kammerſängerin Corona Schröter verliebt, und Göthe glaubte nun dieſer Liebe entgegentreten zu müſſen. Herzogin Luiſe war der ungetheilten Liebe ihres Gemahls nicht ſicher; der ſchwächliche und kränkliche Prinz Konſtantin trauerte ſeiner Karoline von Ilten nach, die er aus Staatsraiſon nicht heirathen durfte. Herder lebte ziemlich vereinſamt in ungemüthlicher Stellung, da er als Literat ſeinem Kirchenamt nicht recht entſprach und dieſes ihn wieder hinderte, ganz Poet und Literat zu ſein. Wieland mußte mit Schreiben ſeine zahlreiche Familie ernähren und war dafür vor dem ganzen Hofe unſterblich verhöhnt. Ein literariſches Zuſammenleben Beider mit Göthe hatte ſchon nach den erſten Honigmonaten aufgehört. Sie plagten ſich wie hundert andere geplagte Adamsſöhne, während Göthe ſelbſt dieſem Looſe auch nicht ganz entging. Es war eben eine wunderliche Lage, gleichzeitig alle literariſchen Früchte ſeiner früheren Liebesabenteuer mit den jungen Herren und Damen einzuüben, ſelbſt einen verwickelten Roman weiterzuſpielen und dann bei den jungen Leutchen, wenn ſie ſich wirklich verliebten, als Geheimrath und weiſer Mentor die Rolle des ſtörenden Onkels und Vormunds auszuführen, dazu in allen Verwaltungszweigen eines kleinen Landes herumzuſtöbern und als „luſtiger Rath" ſich mit den proſaiſchen Staatsbeamten zu zanken.

„Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier,
Und wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich ſo ergeht es mir."[2]

Das iſt ein durchaus biographiſches Stimmungsbild. Jedes Jahr nahm „der luſtige Rath" ein oder anderesmal Reißaus vom Hofe, um in friſcher Berg- und Waldluft ſich von der mühſamen Erholung zu erholen.

So reiste er z. B., nachdem er einen großen Theil des Herbſtes auf

[1] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 179.
[2] Göthe's Werke (Hempel) I. 28.

der maleriſchen Wartburg zugebracht, am 29. November 1777 plötzlich incognito in den Harz, beſah ſich die Bergwerke daſelbſt, beſtieg am 10. December, mitten unter Schnee und Eis, den Brocken und kam erſt den 15. wieder nach Eiſenach zurück[1]. Von mehr Bedeutung iſt ſeine zweite Schweizerreiſe im Jahre 1779.

Der Sommer war ſchon weit vorgerückt, als er mit dem Herzog ganz geheim dieſe Reiſe verabredete. Was er damit beabſichtigte, iſt ſchwer zu ſagen. Für eine Vergnügungsreiſe war es ſpät. Sollte ſie eine neue Etappe in des Herzogs Bildung ſein? Wollte er mit dem fürſtlichen Freund bloß dem kleinlichen Zwang des Hoflebens entrinnen? Wollte er ſeiner Triumphe in der Vaterſtadt genießen? Oder galt es eine „Geniereiſe"?

Genug, ſchon am 9. Auguſt 1779 kündigte er ſeiner Mutter unter ſtrengem Geheimniß an, daß er nächſtens mit dem Herzog auf Mitte September nach Frankfurt kommen würde. Der Brief iſt luſtig-fromm gehalten, ganz der Anſchauungsweiſe der Frau Rath gemäß.

„Wenn ſie dieſes proſaiſch oder poetiſch nimmt ſo iſt dieſes (der Beſuch in Frankfurt) eigentlich das Tüpfgen aufs i, eures vergangnen Lebens, und ich käme das erſtemal ganz wohl und vergnügt und ſo ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte daß, da an den Bergen Samaria der Wein ſo ſchön gediehen iſt auch dazu gepfiffen würde, ſo wollt ich nichts als daß Sie und der Vater offene und feine Herzen hätten uns zu empfangen, und Gott zu danckẽ der Euch euern Sohn im dreiſigſten Jahr auf ſolche Weiſe wiederſehen leßt. Da ich aller Verſuchung widerſtanden habe von hier wegzuwitſchen und Euch zu überraſchen, ſo wollt ich auch dieſe Reiſe recht nach Herzensluſt genieſſen. Das unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt daſſ der Vater die ſo ſehnlich gewünſchten Früchte die nun reif ſind, genieſſen ſolle, er hat ihm den Apetit verdorben und ſo ſeys. ich will gerne von der Seite nichts fordern als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie mögt ich recht fröhlich ſehen, und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. ich habe alles was ein Menſch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachſe, und komme diesmal geſund, ohne Leidenſchafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, ſondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht hat, und aus vergangnem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Bruſt bewährt hat, wenn ich euch vergnügt finde, werd ich mit Luſt zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet."[2]

[1] Siehe Keil, Tagebuch S. 140 und das Gedicht „Harzreiſe im Winter". Göthe's Werke (Hempel) I. 145.

[2] Keil, Frau Rath. 1871. S. 144—146.

In einem andern Brief beſtellte Göthe dann förmlich Quartier:

„Für den Herzog wird im kleinen Stübgen ein Bette gemacht, und die Orgel wenn ſie noch daſtünde hinausgeſchafft. Das groſe Zimmer bleibt für Zuſpruch, und das Entrée zu ſeiner Wohnung. Er ſchlafft auf einem ſaubern Strohſacke, worüber ein ſchön Leintuch gebreitet iſt unter einer leichten Decke ... Das Caminſtübgen wird für ſeine Bedienung zurecht gemacht ein Matraze Bette hineingeſtellt. Für Hr. von Wedel wird das hintere Graue Zimmer bereitet auch ein Matrazzen Bette ꝛc. Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohſack ꝛc. wie dem Herzog. Eſſen macht ihr Mittags vier Eſſen nicht mehr noch weniger, kein Geköch, ſondern eure bürgerlichen Kunſtſtück aufs beſte, was ihr frühmorgens von Obſt ſchaffen könnt wird gut ſeyn ..... In des Herzogs Zimmer thu ſie alle Lüſtres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag ſie laſſen. Sonſt alles ſauber wie gewohnlich und ie weniger anſcheinende Umſtände ie beſſer. Es muſſ ihr ſeyn als wenn wir 10 Jahre ſo bey ihr wohnten. Für Bedienten oben im Gebrochenen Dach bey unſern Leuten ſorgt ſie für ein oder ein Paar Lager. Ihre Silberſachen ſtellt ſie dem Herzog zum Gebrauch hin Lavor, Leuchter ꝛc. Keinen Kaffee u. dgl. trinckt er nicht. Wedel wird ihr ſehr behagen, der iſt noch beſſer als alles was ſie von uns Mannsvolck geſehen hat.“ [1]

So bereitete der glückliche Parvenu [2] ſeinen kleinen Triumph im bürgerlichen Vaterhauſe vor. Recht froh konnte er demſelben kaum entgegenſehen. Seinem greiſen Vater hatte er bis jetzt wenig Freude gemacht. Von Leipzig war er krank, von Straßburg und Wetzlar verworren und unzufrieden wiedergekehrt. Sein Eintritt in Weimar machte alle Pläne des Vaters zu nichte. Während er mit dem jungen Herzog in Saus und Braus lebte, mußte der Vater noch Schulden für ihn zahlen und wurde abermals, wenn auch vorſichtig, um Geld angegangen. Zum Zahlen war er gut genug, über alles Andere hatte er nichts zu ſagen. Hunderte von Briefen und Billets hat Göthe in den erſten Weimarer Jahren geſchrieben, keines iſt an ſeinen Vater gerichtet [3].

---

[1] Keil, Frau Rath. S. 147—149.

[2] Er fühlte ſich ordentlich als Ariſtokraten; als ein gewiſſer „Cameraliſcher Okuliſt“ gleich ihm mit dem Herzog fraterniſiren wollte, ſchrieb er an Lavater (Hirzel, Briefe S. 42): „Es iſt nur, ſeitdem man den Katzen weiß gemacht hat, die Löwen gehören in ihr Geſchlecht, daß ſich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und ſich brüderlich mit ihnen herumſtelen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet ſind.“ Und doch war auch er ein bürgerlicher Kater! Der Brief iſt von der Reiſe aus: 17. October 1779. — Vgl. A. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. S. 43. 54.

[3] Er ließ ihn höchſtens etwa durch Merck grüßen.

Tag und Nacht quälte er ſich, den Hof zu amüſiren: für ſeinen Vater hatte er kein freundliches Wort. Von Mutter und Schweſter wurde viel geredet: die Hofdamen von Weimar intereſſirten ſich für beide. Aber der „alte Philiſter" war zu nichts gut auf der Welt. Er war mit ſeinem Sohne unzufrieden, er hatte guten Grund dazu; er hatte durch ſein Scheiden die letzte Freude auf Erden verloren. Nun ſchloß er ſich in ein trauriges Stillleben ein, wurde apathiſch gegen Alles, trübſelig, kränklich, halb ſtumpfſinnig — — und drei Jahre lang ſchenkte ihm der Sohn-Miniſter kein freundliches Wort der Abbitte, des Dankes, der Liebe. Das iſt eine ſehr merkwürdige Lücke in der Göthe-Literatur. Frau von Stein überſchüttete er mit Liebesbillets, ſeinem Bergwerksreferenten Kraft, einem zugelaufenen Abenteurer, widmete er die rührendſten Briefe [1], ſeinen Bedienten Philipp Seidel behandelte er faſt ſo brüderlich wie den Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar [2]. Aber ſein Vater — wozu ihm ein Zeichen der Liebe widmen? Er hatte ihm ja das Leben gegeben und ſeine Schulden bezahlt — jetzt konnte „der Alte" ihm nicht weiter dienen [3]. Im Freundes-

[1] Lewes (Freſe) I. 431 ff.

[2] „Im neuen Reich", red. v. Dove. 1871. Göthe's Verhältniß zu Philipp Seidel von C. A. H. Burkhardt. Nr. 8. Göthe's Briefe an Philipp Seidel. Nr. 9. 12. 17. Er ſah Philipp als einen ſeiner „Schutzgeiſter" an. S. Hirzel, Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek. S. 197.

[3] Der unternehmende Dr. Otto Volger, der erſt Frankfurt a. M. mit Waſſer zu verſehen bemüht war, dann zur Trockenlegung der deutſchen Nationalliteratur das Neue Freie Deutſche Hochſtift gründete und viele Jahre leitete, hat, durch den Undank der Welt ſeiner Vorſteherſchaft entſetzt, ſich eine dritte Herculesarbeit vorgenommen: nämlich jene fatale Lücke in der Göthe-Literatur mit einem „hiſtoriſchen" Mantel zu bedecken. Ein Müſterchen von dem hierzu zu verwendenden Tuch hat er jüngſt in der Augsb. Allgem. Zeitung Beil. Nr. 145, zum hundertſten Todestag des Herrn Rath, 25. Mai 1882, vor's Publikum gebracht. Nach dem Muſter zu urtheilen, dürfte das Tuch indeß kaum ausreichen, um den dunkeln Punkt in Göthe's Leben gründlich zu bemänteln. Denn ſo viel Herr Volger auch von dem Leben des Herrn Rath vor 1775 zu erzählen weiß, ſo bringt er über 1775—1782 nur die folgenden Sätze: „Die Unbilligkeit des Sohnes gegen den Vater hatte weſentlich ihren Grund darin, daß der Sohn ſeinen Lebensgang nicht zu erfüllen vermochte nach des Vaters Vorgedanken und Lieblingsträumen. Dieſer Umſtand war die Quelle des größten Kummers für den Herrn Rath. Ja, als der Sohn alle Zukunftshoffnungen desſelben zerſtört zu haben ſchien, indem er ſich anſchickte, ſein Leben, fern der Vaterſtadt, dem vom Vater ſtets mit vorurtheilsvollem Mißtrauen angeſehenen Fürſtenhofe zu widmen, war des Biedermanns Leben geknickt. Er begann raſch zu altern. Aber nicht um ſich, ſondern um den geliebten Sohn grämte es ihn (sic!). Und als am 19. Sept.

kreiſe des Dichters wurde er nur als ein höchſt überflüſſiger Philiſter betrachtet. Als er drei Jahre ſpäter (den 25. Mai) ſtarb, ſchrieb Göthe's Freund und Bruder, der Herzog, an Merck:

„Göthens Vater iſt ja nun abgeſtrichen und die Mutter kann nun endlich Luft ſchöpfen. Die böſen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bey dieſem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieſer Abmarſch wohl der einzige geſcheute Streich wäre, den der Alte je gemacht hat.“[1]

Bei dem Beſuche ſelbſt blieb die Pietät, wenigſtens äußerlich, gewahrt. Am 12. September waren die Reiſenden in Weimar aufgebrochen, noch am ſelben Tag trafen ſie in Kaſſel ein und beſuchten dort die Gemäldegallerie und den Südſeereiſenden Forſter. Frankfurt erreichten ſie den 19. Abends ſpät und wurden von den Freunden mit Feuerzeichen empfangen. Über den Vater, dem er vier Jahre lang nie geſchrieben, meldete Göthe am 20. an Frau von Stein: „Meinen Vater hab ich verändert angetroffen, er iſt ſtiller und ſein Gedächtniß nimmt ab, meine Mutter iſt noch in ihrer alten Kraft und Liebe. Adieu Beſte! Heut erwart ich ein Briefchen von Ihnen. Bald rücken wir weiter von Ihnen weg, doch nicht mit Herzen.“[2] Das iſt Alles, was er ſeiner Geliebten von dem Vater zu ſagen weiß.

Der Herzog reiste unter dem Titel eines Oberforſtmeiſters von Wedel, der Herr von Wedel als Kammerherr desſelben Namens, Göthe anonym; doch war das Incognito ziemlich durchſichtig und hatte wahrſcheinlich nur die Wohlfeilheit zum Zweck. Von Baſel aus dankte der Herzog der „lieben Mutter Aja“ für „die Stärkung ihres alten Weins und beſonders die gantz vortreſl. einfließe Ihres unvergeßlichen Wildpretsbraten“, ließ auch dem Herrn Rath danken und ſich ihm empfehlen[3]. Göthe ſelbſt hat das Familienwiederſehen nicht näher beſchrieben. Da-

1779 der letztere den jungen Herzog Karl Auguſt als ſeinen Freund und Gaſt in der Eltern Haus einführte, da übernahm das Gefühl der Freude und des Glückes den in das ſiebzigſte Jahr getretenen Vater; ſein Geiſt verwirrte ſich, und fand ſich nicht mehr wieder, bis der müde Leib nach mehrjährigem Traumzuſtande am 25. Mai 1782 für immer die Augen ſchloß. — ‚Liebe um Liebe!‘“ — Eine ſolche Pietät wird nun wieder prahleriſch der öffentlichen Verehrung ausgeſetzt. Pfui! Kein wackerer edeldenkender Sohn möchte es auf dem Gewiſſen haben, alle Lieblingsträume eines treuen Vaters zerſtört, ihm Jahre lang nie geſchrieben und ſein Leben durch Kummer geknickt zu haben.

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 209.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 240.

[3] Keil, Frau Rath. S. 150. 151.

gegen scheint Merck darüber an Fräulein von Göchhausen berichtet zu haben. Wenigstens antwortete diese am 22. October: „Des Alten seine Gestalt, die sie mit ein paar Zügen so meisterhaft darstellten, hat mich hoch gefreut. Es mag ihn freilich mächtiglich ergötzt haben, daß der Geh. Rath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehen ließ.“ [1]

In Frankfurt mußte es natürlich Aufsehen machen, als der junge, poetische Advocat, der vor vier Jahren als unglücklicher Freier verduftet war und von dem unterdessen kein neues Werk Rumor gemacht hatte, so plötzlich als Minister und Geheimrath einen Herzog in sein Vaterhaus brachte; Frau Rath war überglücklich, und das Haus „zu den drei Leyern“ ward fürder ein Wallfahrtsort.

Nachdem der eigenen Eitelkeit und in etwa auch der Pietät diese Huldigung entrichtet ward, führte Göthe seinen Herzog weiter nach Speyer. Da sahen sie den Dom und den Domschatz, „wo alte Meßgewänder sind, wo jeder Künstler sein ganz Talent dem Priester auf den Rücken gehängt hat“ [2]. Sonst gefiel es Göthe am Rhein viel besser, als in Weimar. „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen, mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen.“ Von Selz aus besuchte er am 25. seine frühere Geliebte Friederike Brion, die Pfarrerstochter in Sessenheim, in Straßburg seine frühere Geliebte Lili Schönemann, und schrieb dann am 28. an seine jetzige Geliebte Charlotte von Stein einen lebhaften Bericht über diese verspäteten Kapitel seiner abgethanen Romane. Die Situation ist so widerlich, als sie sein kann. Friederike hatte er in der unwürdigsten Weise sitzen lassen [3], und nun erzählt er der fünften oder sechsten Geliebten, die er seitdem am Seile hatte, sein sentimentales Wiedersehen:

„Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt schöner als ichs verdiente und mehr als andere an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe (sic!), ich mußte (sic!) sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet

[1] Ebd. S. 157.
[2] Schöll, Briefe I. 242.
[3] S. meine Schrift „Göthe's Jugend“. Freiburg 1879. S. 46. 47.

auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen daß mirs ganz wohl wurde ... Sie führte mich in jede Laube und da mußt ich sitzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem ... Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann." [1]

Gutgemacht war thatsächlich nichts; doch ließ sich die Pfarrers-Familie natürlich durch den Besuch Sand in die Augen streuen. Ein sächsisch-weimarischer Geheimrath liebte sie um Friederikens willen! Welche Ehre! Sie vergaßen ganz, daß Friederike dabei nach wie vor verschmäht blieb. Aber was ließen sich diese Mädchen und Frauen nicht gefallen? Er durfte das Alles wieder einer neuen Geliebten erzählen — und sie glaubte doch an seine „ewige" Liebe!

Bei Lili hatte der Besuch ein anderes Colorit. Sie hatte den jungen Poeten und Advocaten verschmäht oder wenigstens verschmähen müssen, um einem Herrn „von" die Hand zu reichen. Nun kam der Verschmähte mit einem Herzog in's Land, Geheimrath und Minister; sie mußte einsehen, daß sie nicht wohl gethan. Zugleich aber mußte er sie doch als Dichter in seiner Liedersammlung behalten und so erhielt auch diese Schaustellung ihren romantischen Beigeschmack.

„Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken." [2]

Er speiste bei ihr, Mittags und Abends, und ging dann in schönem Mondschein weg. Die Frucht seines Besuches drückt er in folgenden Worten aus:

„Die schöne Empfindung die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten (!), bewährtesten (!), unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust." [3]

In Emmendingen besuchte er den 27. und 28. seinen Schwager Schlosser und das Grab seiner Schwester Cornelia. Schlosser hatte

[1] Schöll, Briefe I. 244. 245.
[2] Schöll, Briefe I. 246. [3] Ebd.

unterdeſſen wieder geheirathet und zwar „Tante Fahlmer", die Göthe ſchon 1773 im Hauſe Fritz Jacobi's kennen gelernt hatte.

Über die weitere Reiſe führte Göthe mit Bleiſtift Tagebuchnotizen, aus denen er dann ſeinem Kammerdiener Philipp Seidel Berichte für Frau von Stein dictirte. Reichte die Zeit nicht, ſo ließ er einfach die Notizen ausſchreiben und ſetzte noch ein Poſtſcriptum hinzu. Frau von Stein hatte ſo die Ehre, über die Reiſe der „Herrſchaften" auf dem Laufenden zu ſein, und die Herzoginnen und den Hof mit Nachrichten zu bedienen; als verliebte Archivarin hob ſie gleichzeitig die Berichte ſorgfältig auf und ermöglichte es Göthe, ſeine „Schweizerreiſe" daraus zu redigiren, wobei indeß nicht viel mehr geändert wurde [1].

Am 2. October ſchrieb der Herzog von Baſel aus an „Frau Rath". Am 3. waren ſie im Juraſſiſchen Münſter, am 5. in Biel, von wo aus ſie die Rouſſeau-Inſel beſuchten. Sie fanden daſelbſt noch die Wirthsleute, die Rouſſeau ſelbſt bedient hatten. Über Murten und Bern ritten ſie dann in's Berner Oberland. Viel Intereſſe für die Geſchichte und die Zuſtände der Schweiz verräth der Bericht nicht. In Murten wurde immerhin eine Beſchreibung der berühmten Schlacht vorgeleſen, und in Bern freute den Bürger-Miniſter die bürgerliche Egalität und Reinlichkeit der Gebäude. Die Stadt imponirte ihm; ſie war viel ſtattlicher als Weimar, und dabei berührte es ihn angenehm, „daß nichts leere Decoration oder Durchſchnitt des Despotismus iſt" [2].

Bei weitem wog indeß das Intereſſe für die Natur vor. Das war von Anfang ſeine Idee geweſen: „Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beiſtand des Himmels in den großen Geſtalten der Welt uns umherzutreiben und unſere Geiſter im Erhabenen der Natur zu baden." Der Dichter führte auch ſeinen Homer bei ſich und las der Reiſegeſellſchaft auf dem Weg zur Beatushöhle den Geſang über die Sirenen.

Die Fahrt ging über Thun und den Thunerſee nach Unterſeen, dann theils zu Wagen, theils zu Fuß nach Lauterbrunnen. Am Staubbach philoſophirte Göthe über das Erhabene; denn eine Beſchreibung ließ ſich nicht geſtalten. „Gegen das Übergroße iſt und bleibt man zu klein." Doch gedieh unter dem gewaltigen Eindruck der „Geſang der Geiſter über den Waſſern" [3]. Am 11. October zog man weiter über Grindelwald nach

[1] Bei Schöll, Briefe I. 248—285.

[2] Anſpielung auf Berlin, wo es Göthe 1778 gar nicht gefallen. Siehe Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 139.

[3] Göthe's Werke (Hempel) I. 141.

dem untern und obern Gletscher, der am 12. erreicht ward, dann die Scheidegg hinauf, in's Haslithal, über Hof nach Guttannen. Am 13. waren sie schon wieder auf dem Rückweg über Meiringen nach Brienz. Dann ging's über den See nach Interlaken, Unterseen und Thun. Am 15. schrieb Göthe wieder in Bern.

Eine Woche ist nicht viel, um das Berner Oberland zu genießen. Doch war es wenigstens etwas. Die Phantasie des Dichters lebte neu auf in der Herrlichkeit des Hochgebirgs, zwischen Felsen, Klüften, Alpen, Seen, riesigen Felshörnern und Gletschereis. Faust erwachte, wie in der ersten Scene des zweiten Theils. Doch kein Ariel leistete ihm Gesellschaft[1]. Der junge Herzog hatte zwar „eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier", regte durch Fragen manchmal seinen Begleiter an, wenn er vergessen oder gleichgültig war; doch scheint er ihn auch manchmal verdrießlich gemacht zu haben.

„Wär ich allein gewesen ich wäre höher und tiefer gegangen aber mit dem Herzog muß ich thun was mäßig ist! Doch könnt ich uns mehr erlauben, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmuthig in mir drüber geworden, daß ich heut Nacht geträumt habe ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen, und hätte die Leute, die er mir nachschickte mit allerlei Listen hintergangen."[2]

Wie bisher siegte jedoch die kluge Berechnung des Hofmanns über die verdrießlichen Anwandlungen und Träume des Dichters. Auf ungefährlichen Wegen führte er seinen Herzog über Payerne und Moudon nach Lausanne, dann nach Vevay und nach Lausanne zurück. Hier waren keine Abgründe und Gletscherspalten mehr zu fürchten, hier wohnte, umgeben von allem französischen Comfort, die schöne Marquise Branconi, die heimlich angetraute „Frau" des Herzogs von Braunschweig. Göthe speiste bei ihr am 23. October und meldete an Frau von Stein:

„Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt ‚unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt, er muß sich für jedesmal andrer bedienen'. Pour la colombe du jour elle a échappé belle doch mag er sich für das nächstemal andrer bedienen."[3]

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XIII. 3. Vgl. H. Düntzer, Göthe's Faust. II 11.

[2] Schöll, Briefe I. 253.

[3] Schöll, Briefe I. 265.

Vom Genfersee war eigentlich die ganze Naturwuth, Sentimentalität und Wertherei ausgegangen, welche noch immer stark die Literatur beherrschte. Göthe war selbst noch nicht frei davon.

„Wir fuhren nach Vevay," schreibt er, „ich konnte mich der Thränen nicht enthalten wenn ich nach Meillerie hinübersah, und den dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte." [1]

Von Rolle aus wurde auf den Rath Mercks, der in der Gegend Verwandte hatte, das Jourthal besucht und am 26. der höchste Gipfel des Jura, la Dôle, erstiegen [2]. Die herrliche Aussicht auf die Savoyer und Walliser Berge erweckte den Wunsch, auch in diese höchsten Regionen der Alpenkette einzudringen. In Genf, wo sie vom 27. October bis 2. November verweilten, gefiel es Göthe schlecht [3]; er nennt die Stadt ein Loch. Der Herzog machte viele Besuche und ließ sich von Juel malen. Auch nach Fernay wurde die damals beliebte Wallfahrt gemacht. Die schöne Zeit zum Reisen war längst vorüber, der Herzog indeß, militärisch abgehärtet wie er war, schreckte nicht vor einer Fortsetzung der Alpentour zurück. Als sie in Genf davon abgemahnt wurden, besuchten sie den berühmten Naturforscher Saussure und erholten sich seinen Rath. Dieser meinte, sie könnten die Geniereise wagen, Chamouny besuchen und über Vallorcine und Trient nach Martinach wandern. „Es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen."

Vom glücklichsten Wetter begünstigt, brachen sie am 3. November von Genf auf, gelangten am 4. nach Chamouny, am 6. über den Col de Balmes nach Martinach. Am 8. waren sie in Sitten, am 9. in Leukerbad, am 10. in Brieg, am 12. überstiegen sie von Münster aus den Furkapaß, am 13. waren sie auf dem Gipfel des Gotthard bei den Kapuzinern.

---

[1] Schöll, Briefe I. 264.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XVI. 243 ff.

[3] Der Bericht ist an Frau von Stein. A. Schöll, Briefe an Frau v. Stein I. 271. Seltsam ist, daß Göthe in der ersten Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" sein gemeines Bordell-Abenteuer gerade von Genf berichtet. Karl August räth in einem Briefe an Knebel den Kanton Bern in zotenhafter Weise für „gewisse" Studien an, „denn dort sind die Subjekte vortrefflich". Düntzer, Karl August I. 100.

Engliſche und andere Touriſten haben ſeit dieſer Zeit an allen Punkten der Alpenkette ſo viel Merkwürdiges geleiſtet, daß Göthe's Abenteuer heute wohl Niemand in Staunen ſetzen kann. Col de Balme bot keine beſondern Gefahren dar. Auf der Furka hätten ſie allenfalls vom ſchlechten Wetter überraſcht und von einer Lawine verſchüttet werden können. Die Anbeter Göthe's werden nicht ohne Schrecken an dieſe Möglichkeit denken, aber gewiß iſt, daß er ohne alle Noth, ohne alle Annehmlichkeit, ohne allen Nutzen für Wiſſenſchaft und Kunſt dieſen Genie-Streich unternahm. Ob ihn die Weimaraner dann auch in der Fürſtengruft begraben hätten? Genug, er hatte Glück und Genie — und das reicht aus, daß Viele ſelbſt ſeine Thorheiten andächtig verehren [1].

Auf dem Gotthard, von wo ihn vier Jahre zuvor das goldene Herzchen Lili's nach Frankfurt zurückgeführt, erwachte die alte Sehnſucht nach Italien. Dießmal ſtand indeß der Herzog im Weg. Göthe glaubte, daß er für eine italieniſche Reiſe noch nicht vorbereitet genug wäre und daß eine längere Abweſenheit von Hauſe überhaupt nicht taugte.

Während ſich die beiden deutſchen Wanderer im Gotthardhoſpiz, unter liebevoller Pflege der dortigen Kapuziner, von den Strapazen ihres Alpenübergangs erholten, kam einer der ſchlichten Ordensleute, nach mancherlei Geſchichten von Unglücksfällen und Abenteuern, auch auf die Religion zu ſprechen und ſuchte ihnen, „ohne bigotte Bekehrungsſucht", wie Göthe anerkennt, in herzlicher Schweizergemüthlichkeit, die großen Vorzüge der katholiſchen Religion auseinanderzuſetzen.

„Eine Regel des Glaubens müſſen wir haben," ſagte er, „und daß dieſe ſo feſt und unveränderlich als möglich ſei, iſt ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unſeres Glaubens; allein dieß iſt nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir ſie nicht in die Hände geben; denn ſo heilig ſie iſt, und von dem Geiſte Gottes auf allen Blättern zeugt, ſo kann doch der irdiſch geſinnte Menſch dieſes nicht begreifen, ſondern

[1] „Dieſe Schweizerreiſe," urtheilte Wieland (17. Jan. 1780), „nach dem Wenigen aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle ſelbſt vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Göthens meiſterhafteſte Dramata. Man muß aber auch geſtehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schickſals-, Glücks- und Zufalls-Götter iſt, denn am Ende hätt' er doch mit all ſeiner dramatiſchen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblaſen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr reſponſabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt reſponſabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren." Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 208.

findet überall leicht Verwirrung und Anſtoß. Was ſoll ein Laie Gutes aus den ſchändlichen Geſchichten, die darin vorkommen, und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrene Kinder Gottes von dem heiligen Geiſte aufgezeichnet werden, was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhang betrachtet? Wie ſoll er ſich aus den hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird und die Gläubigen über ſo viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen? Was ſollen wir alſo lehren? Eine auf die Schrift gegründete, mit der beſten Schriftauslegung bewieſene Regel!“[1]

Nachdem der Kapuziner dann den beiden Proteſtanten die kirchliche Autorität, welche dieſe Regel feſtſetzt, dadurch ehrwürdiger zu machen geſucht hatte, daß er daran erinnerte, wie die großen Concilien, rein menſchlich betrachtet, die Blüthe der Heiligkeit, Gelehrſamkeit und Erfahrung aller Zeiten verkörperten und ſo dem Glauben eine großartige menſchliche Bürgſchaft verliehen, fuhr er fort:

„Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Überſetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilligt iſt. Daher kommt dieſe Übereinſtimmung, die einen Jeden erſtaunen muß. Ob ſie mich hier reden hören an dieſem entfernten Winkel der Welt oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den Ungeſchickteſten oder den Fähigſten, Alle werden eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer dasſelbige hören, überall auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden; und das iſt's, was die Gewißheit unſers Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſicherung gibt, in der wir einer mit dem Andern feſt verbunden leben und in der Gewißheit, uns glücklicher wiederzufinden, von einander ſcheiden können.“

Sicherlich hat Göthe einige Ausführungen des Kapuziners nicht ganz genau gefaßt und wiedergegeben. Dennoch hätte ſeine Auseinanderſetzung einen wirklich ernſten und tiefen Kopf zu einer Prüfung ſeiner eigenen religiöſen Anſchauungen veranlaſſen müſſen. Doch Göthe war im Fortſchritt ſchon zu weit gediehen.

Gleich dem ſchofelſten Geſchäftsreiſenden wiſchte er ſich den Mund und verſicherte dann die deutſche Nation, daß der Kapuziner, der ihn ſo freundlich aufgenommen und verpflegt, einen Bauch und eine Naſe, ja ſogar eine Schnupftabaksdoſe gehabt, daß man alſo von ſeiner Religion nicht weiter Act zu nehmen brauche.

Auf der Weiterreiſe in Zürich erfolgte eine Annäherung an Lavater, den Zürcher Propheten.

[1] Göthe's Werke (Hempel) XVI. 285.

Er hatte aber von Genf aus mit ihm stipulirt, keine Religionsgespräche zu halten.

„Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen sind wir vielleicht die einzigen, und denke wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit seinen Pfaffen, H.... und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun daß wir einander unsere Partikular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da mir Tobler deine Offenb. Joh. gegeben, an der ist mir nun nichts noch als deine Handschrift, darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das göttliche nirgends und das poetische nur hie und da finden, das Ganze ist mir fatal, mir ists als röch ich überall einen Menschen durch der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst du l. Br. wenn nun deine Vorerinnerung gerade das Gegentheil besagt und unterm 24. September 1779!! da werden wir wohl thun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen, ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlohrnen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen ꝛc. ꝛc. göttlicher (wenn je was Göttlichs da sein soll) als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher.“ [1]

Das freundliche Familienleben, das dieser gefühlvolle Prophet unter dem Joche der christlichen Ehe nach altfränkischen Begriffen führte, die stille Häuslichkeit, Zufriedenheit, Liebe und Güte, die da waltete, muthete indeß den ewig unbefriedigten Liebesvaganten überaus anziehend an; er bekam Lust, sich selbst so hampelmännisch einzuspinnen.

„Wir sind,“ schrieb er von Zürich aus an Frau von Stein, „in und mit Lavater glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er wirkt Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben, und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wiedereinmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tode wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 45.

kalt iſt. . . . Könnt ich Euch malen, wie leer die Welt iſt, man würde ſich an einander klammern und nicht von einander laſſen. Indeß bin ich auch ſchon wieder bereit, daß uns der Sirocco von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Läſſigkeit und Prätenſion entgegendampfe.“ [1]

Lavater war jetzt ſo herrlich und neu, wie der Rheinfall, „die Blüthe der Menſchheit, das Beſte vom Beſten“. Da aber an ein Bleiben nicht zu denken war, ſo wäre Göthe am liebſten nach Weimar zurückgekehrt; allein der Herzog wollte noch die Höfe in Stuttgart, Karlsruhe, Darmſtadt, Homburg, Hanau, Zwingenberg beſuchen. Wohl oder übel, Göthe mußte mit und büßte vor Verdruß und Langeweile faſt allen Troſt wieder ein, den er in der Schweiz geſchöpft hatte. Bei einer Preisvertheilung der Militärakademie in Stuttgart, der ſie am 14. December 1779 beiwohnten, erhielt einer der Schüler, Namens Friedrich Schiller, drei Preiſe. Erſt am 7. Januar 1780 trafen ſie wieder in Weimar ein.

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein I. 277.

11. Die Pyramide des Daſeins und Göttin Phantaſie.

1780.

„Daß ſich doch die Zuſtände des Lebens wie Wachen und Traum gegen einander verhalten können!"

Göthe. 10. Oct. 1780.

„Il pose son moi en face de l'univers et en même temps il le place dans un acte qui lui échappe."

Émile Montégut (über Göthe).

Für Weimar war die Rückkehr der beiden Reiſenden ein Ereigniß. Als ſie abgezogen waren, ging auch die alte Herzogin nach Ilmenau und Onkel Wieland fand nichts mehr zu thun, als „ſich in ſeine Tugend einzuhüllen, zu Hauſe zu bleiben, ſeine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen"[1]. Mit Göthe kehrte wieder Leben in's Land. Für Wochen lang war Neues zu erzählen, von Lili und Friederike, Rouſſeau und Lavater, Seen und Gletſchern, Kapuzinern und Hofdamen, Gemälden und Steinen, Phyſiognomik und Wolkenbildungen, furchtbaren Gefahren an ſchwindelnden Bergeshöhen, Diners und Toiletten an deutſchen Höfen, von Menſchen, Thieren, Pflanzen und Operetten. Dazu war Jedermann entzückt über den glücklichen Ausgang der Reiſe, über des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle ſeine Leute cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae[2]. Das Sonnenlicht von alledem fiel wieder auf Göthe zurück, und zwar, wie Wieland ſagt, „um ſo mehr, da auch er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Ton zu muſiciren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden und jeder ſo gut als ſein Inſtrument und ſeine Lungenflügel verſtatten, harmoniſch einzuſtimmen nicht ermangeln werden". Der Herzog fühlte ſich bei der Rückkehr von einer „gewiſſen honneteté angerochen"; ſeine Gemahlin war zwar etwas niedergeſchlagen, aber der übrige Hof machte ihm einen guten Eindruck, ſelbſt „die langnäſichte Oberhofmeiſterin (Gräfin Gianini) war ihm 17 Minuten nicht

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 183.

[2] Ebd. S. 208.

tödtlich zuwider". Herzogin Amalia erfreute sich an einem „Gänselebergedicht" von Merck, dem Fräulein von Göchhausen wurde der große Orden angehängt, Professor Oeser hatte den neuen Redoutensaal fertig ausgemalt, und der gute Wein der Frau Rath Göthe in Frankfurt rettete den Herzog sogar von den Unannehmlichkeiten eines Schnupfens, der gegen Ende Januar den ganzen Hof befiel. Das Alles hat der Herzog selbst in einem burschikos-lustigen Brief an Merck[1] beschrieben, worin er sich zum Schluß allerlei Kunstsachen, Silhouetten, einen Everdingen, einen Rembrandt, ein Referat über die neumodische Zerschlagung der Güter, die Beschreibung einer Krappfabrik und eine Anzahl „Wiedertäufer" bestellt, die, mit Garantirung freier Religionsübung, ein Gut in Eisenach pachtweise übernehmen sollten. Einen Monat später ließ er sich trotz Schnupfen, Husten, Kopfweh und Fieber die Haare kurz scheeren und setzte durch seinen „Schwedenkopf" — eine unerwartete Revolution auf dem Gebiete der damaligen Toilette — den ganzen Hof in Verwunderung[2]. Und so regierte er fröhlich weiter, nicht ganz Student, nicht ganz Soldat, auch nicht ganz Fürst, daneben Gemäldeliebhaber, Kupferstichsammler, Ökonom, Nationalökonom, Jäger, Parkdirector, Bauherr, Schauspieler am Liebhabertheater und Liebhaber der schönen Gräfin Werthern und was sonst noch Laune und Zufall ihm eingab. Von Kupfern, die er sich bei Merck bestellt, heißt es in einem Brief an diesen: „Göthe sagt, die impudica wären vortrefflich. Auch will er sie schon nachmachen, id est, nachzeichnen."[3]

Für Göthe war die Rückkehr nach Weimar weniger angenehm. Schon von Darmstadt aus jammerte er an Frau von Stein: „Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt, ich spüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war."[4] Von Homburg aus klagte er: „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter. Hier jammern einen die Leute. Sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht, und ein Fremder macht ihnen bang. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich."[5] Er dachte sogar daran, das Hofleben überhaupt in einem komischen Drama zu persifliren. Die Personenliste schickte er an Frau von Stein[6]. Und doch, kaum war er wieder in Weimar, da schmiegte er sich wieder unter das Joch

[1] Ebd. S. 210. [2] Ebd. S. 216. [3] Ebd. S. 271.
[4] Schöll, Briefe an Frau v. Stein I. 283.
[5] Ebd. [6] Ebd. S. 284. 285.

des Hofes und ſpielte all die bunten Rollen weiter, die er ſich aufgehalst und an denen ſein großartiges Talent ſich in unfruchtbarem und ebenſo unbefriedigendem Wirrwarr zerſplitterte.

„Gewiß iſt," ſchrieb er an Lavater, „daß an ſo einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moraliſcher Exiſtenzen ſich an einander reiben, eine Art von Gährung entſtehen müſſe, die einen lieblich ſäuerlichen Geruch hat, nur gehts uns manchmal, wie einem, der den Sauerteig ſelbſt eſſen ſollte. Es iſt eine böſe Koſt. Aber wenn es in kleiner Portion zu anderem Maal gebracht wird, gar ſchmackhaft und heilſam."

In ſeinem Autodidaktenthum befangen, glaubte er noch immer die verſchiedenſten Rollen neben einander ſpielen und in einer noch nie dagewesenen Allſeitigkeit den höchſten Triumph des Genies feiern zu können. Seine Phantaſie beherrſchte dabei ſeinen für das Kleine lichten und hellen Verſtand, und der unbändige Stolz des Emporkömmlings führte die reiche, lebendige Phantaſie in die Irre.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt," ſo ſchreibt er im Auguſt 1780 an Lavater, „das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darinn wünſcht ich's den größten Menſchen gleich zu thun, und in nichts größerm. Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeins, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpizzen, überwigt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſaal in der Mitte, und der Babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen wills Gott die Kräfte bis hinaufreichen."

„Auch thut der Talismann einer ſchönen Liebe womit die St. mein Leben würzt ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten wie die Bande der Natur ſind." [1]

Mit ſolchen Aſpirationen ſetzte ſich Göthe den 17. Januar 1780 wieder auf das Bureau der Kriegscommiſſion und fand die „Sachen ſehr proſaiſch" [2]. Die Baſis der Pyramide war ſchmal — ſie reichte wohl zu einer babyloniſchen Verwirrung, aber nicht zu einem babyloniſchen Thurm, ja nicht einmal zu einem Obelisken. Wenn heute etwa ein Premierminiſter von Großbritannien mit ſeinen 240 Millionen Unterthanen in allen fünf Welttheilen, oder wenn Fürſt Bismarck mit ſeiner

[1] S. Hirzel, Briefe an Lavater. S. 101.

[2] Keil, Tagebuch. S. 207.

Reichsarmee von anderthalb Millionen Mann von einer Pyramide ſeines Daſeins ſpräche, ſo möchte man das allenfalls begreifen. Aber was hatte denn der Geh. Legationsrath Wolfgang Göthe, drittes Mitglied im Conſeil des Herzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach, zu regieren?

Sein Rath erſtreckte ſich über eine Bevölkerung von 93 000 Menſchen, weniger als heute der Bürgermeiſter einer der größeren Städte Deutſchlands, wie etwa Danzig oder Straßburg, zu berathen hat. Was würde man ſagen, wenn nicht der Bürgermeiſter, ſondern der Dritte im Rath einer dieſer Städte von Pyramiden ſeines Daſeins ſpräche? Die Armee aber, über welche die Kriegscommiſſion zu verfügen hatte, betrug bloß 650[1], von 1783 an, die Beſatzung von Jena miteingerechnet, nur 310 Mann[2]. Das iſt etwas wenig, um Pyramiden zu bauen.

Die äußere Politik des Herzogthums hatte bis zum Jahre 1784 rein gar nichts zu bedeuten, die innere beſchränkte ſich darauf, das Land ſo zu verwalten, daß der Hof gemüthlich weiter Theater ſpielen und der Herzog ſich ein neues Schloß bauen konnte. Silber zeigte ſich in Ilmenau noch immer nicht, aber Waſſer[3].

Die eigentliche Baſis der Göthe-Pyramide hat noch keiner der Göthe-Forſcher genau in's Detail zu beſchreiben gewagt. Es würde ſich doch gar zu drollig ausnehmen, den begabteſten Dichtergenius des Jahrhunderts mit dem kleinlichſten Bureau-Quark beſchäftigt zu ſehen, den Hunderte der gewöhnlichſten Proſaiker beſſer hätten beſorgen können, als er. Wenn ſein Geheimexperte Kraft in Ilmenau ihm etwas über die Bergwerkverlegenheiten daſelbſt vorlamentirte, ſo war das in ſeinen Annalen ſchon einer Aufzeichnung werth, ja er verglich ſich ſogar mit dieſem hypochondriſchen Vagabunden.

„Für Krafft iſt es ſchade, er ſieht die Mängel gut und weiß ſelbſt nicht eine Warze wegzunehmen. Wenn er ein Amt hätte, würf er alles mit dem

[1] „Freilich," ſagt Düntzer (Göthe's Leben S. 290), „ſtellte Weimar nur 600 Soldaten, woneben 50 Huſaren den Dienſt beim Herzog verſahen." Letztere dienten auch als Staffetten für Göthe's Liebesbriefe. S. Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 48.

[2] Büſching, Erdbeſchreibung. VIII. 602. Genaueres darüber bei E. von Heyne, Geſchichte des 5. Thüringiſchen Infanterieregiments Nr. 94. Weimar, Böhlau. S. 19. Vom Jahre 1779 hat man noch „die Stamm- und Nationalliſten, welche das ganze Nationale jedes einzelnen Mannes und Pferdes enthalten". Vgl. daſ. Anl. 4.

[3] Das hat den Freiherrn W. von Biedermann nicht abgehalten, ein ganzes Werk darüber zu ſchreiben: „Göthe und das ſächſiſche Erzgebirge." Stuttg., Cotta. 1877. — Der II. Abſchn. handelt nur von den Ilmenauer Bergen.

beſten Vorſatz durcheinander, daher auch ſein Schickſal. Ich will ihn auch nicht verlaſſen, er nützt mir doch und iſt wirklich ein edler Menſch. In der Nähe iſt's unangenehm ſo einen Nagwurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammert was nicht iſt, wie es ſeyn ſollte. Bey Gott es iſt kein Canzeliſt der nicht in einer Viertelſtunde mehr geſcheidts reden kann, als ich in einem Vierteljahr Gott weiß in zehn Jahren thun kann. Dafür weiß ich auch was ſie alle nicht wiſſen oder auch wiſſen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott daß ich's verdienen möge, nicht wie es leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche. Was ich trage an mir und andern ſieht kein Menſch. Das beſte iſt die tiefe Stille in der ich gegen die Welt lebe und wachſe, und gewinne, was ſie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." [1]

So tröſtete ſich der geplagte Bureauchef: die Baſis der Pyramide war wenigſtens etwas breiter als diejenige „ſo eines Nagewurms" und der herzoglichen Kanzliſten. Wie der kleinlichſte Pedant notirte ſich der Herr Geheimrath, der vor vier Jahren noch Erde und Himmel mit Titanentrotz zum Kampf herausgefordert hatte, den ſchönen Tag, wo er ſein Bureau in Ordnung fand: „Auf die Kriegs-Commiſſion. Gute Ordnung gefunden. Captatio benevolentiae. Wenn ſie wüßten, daß mich Staub und Moder erfreute, ſie ſchafften ihn auch." [2]

Über den eigentlichen Inhalt der Geſchäfte, welche ihn faſt täglich ein paar Stunden an ſein Kriegscommiſſionsbureau oder in das Conſeil des Herzogs bannten, geben Göthe's Tagebücher und Briefe nur ſelten genauern Aufſchluß. Meiſt notirt er bloß: Conſeil. Kriegscommiſſion. Doch geben ausführlichere Notizen dann und wann genugſam zu verſtehen, daß es eine rechte Kleinwirthſchaft war, daß Göthe ſich an eine beharrliche und conſequente Geſchäftsführung nicht gewöhnen konnte, daß ſeine Adminiſtration beſtändig unter poetiſchen Anwandlungen und hunderterlei anderen Zerſtreuungen litt und daß ſie andererſeits den Dichter beſtändig hinderte, ſein eigentliches Talent zu entfalten.

Obwohl es ihm ſchon bei Übernahme der Kriegscommiſſion klar war, daß eine geordnete Geſchäftsführung vor Allem eine genaue Ordnung des ganzen Bureau, Kenntniß aller erledigten und noch zu erledigenden Acten und Papiere vorausſetze, ohne ſolche unmöglich ſei, ſo waren die Repoſituren ſeines Amtszimmers doch nach anderthalbjähriger Verwaltung noch immer nicht bereinigt, er mußte auf Gerathewohl fiſchen

[1] Keil, Tagebuch. S. 224.
[2] Ebd. S. 208.

und ſuchte ſich in dem ungemüthlichen Durcheinander mit folgender Tagebuch-Betrachtung zu tröſten:

„May 14. Verzogen ſich einige hypochondriſche Geſpenſter. Es offenbaren ſich mir neue Geheimniſſe. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichſte. In meinem jetzigen Kreiſe habe ich wenige, faſt keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menſchlichen Gebrechen ſind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer ſitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer ſich ganz verläugnet, iſt werth zu herrſchen und kann herrſchen. Ruckte wieder an der Kriegskommiſſions-Repoſitur, hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht können zu Stande bringen! Es wird doch! Und ich wills ſo ſauber ſchaffen, als wenns die Tauben geleſen hätten. Freilich iſt es des Zeuges ſo viel von allen Seiten und der Gehülfen ſo wenig.“ [1]

Das tönt ſehr feierlich; aber wenn man unmittelbar vor dieſer Selbſt-Gardinenpredigt lieſt, wie der Kriegsminiſter gleichzeitig das Theater fertig ſtellen, zwei Stücke: „Kalliſto“ und „Bätely“ einüben, Händels „Meſſias“ probiren, ſich vom Tanzmeiſter Aulhorn die Tanzterminologie erklären und dem Prinzen für's nächſte Jahr das Jägerhaus einrichten ließ, mit ſeinem Subalternen Volgſtett zu ſchaffen hatte, mit Frau von Stein über Spargel, Chokolade, Kuchen und Liebe correſpondirte, Corona Schröter beſuchte, Theater ſpielte und auf den Tanz ging, Gedichte zum Abſchreiben gab und Pinſel und Landſchaften zurückbeſtellte, nach Tiefurt hinaus- und zurückritt u. ſ. w., Alles in denſelben paar Tagen: ſo begreift man, daß trotz der projectirten Selbſtverläugnung die Repoſitorien des Kriegsminiſteriums noch nicht völlig gelichtet waren [2].

Ein ächter Staatsmann iſt bald orientirt, weiß, wo er hinaus will, handelt, greift ein, macht ſeine Combinationen, gibt ſeine Ordres, hat für jeden Schachzug der Andern einen oder mehrere Schachzüge bereit, läßt ſich auch durch Fehler der Berechnung nicht aus der Faſſung bringen, macht ſie raſch gut, wenn ſie gut zu machen ſind, maskirt ſie, wenn nicht mehr zu helfen iſt, gibt den Dingen eine neue Wendung — — kurz und gut, er handelt und weiß, was er will. Nun leſe man einmal, wie der weimariſche Staatsmann vom 26. März 1780 mit ſich daran war:

„Mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen. Das Leben iſt ſo geknüpft und die Schickſale ſo unvermeidlich. Wunderſam ich habe ſo manches gethan, was ich nicht möchte gethan haben und doch wenns nicht geſchehen

[1] Keil, Tagebuch. S. 224. Vgl. Grenzboten 1874. IV. 121 ff.

[2] Vgl. hierzu Keil, l. c. und Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 303 ff.

wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entſtanden ſeyn. Es iſt, als ob ein Genius oft unſer ἡγεμονικόν verdunkelte, damit wir zu unſerer und anderer Vortheil Fehler machen. War eingehüllt den ganzen Tag und konnte denen vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerſtehen. Ich muß den Cirkel, der ſich in mir umdreht, von guten und böſen Tagen näher bemerken, Leidenſchaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechſelt und hält immer regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elaſticität, Schwäche, Gelaſſenheit, Begier ebenſo. Da ich ſehr diät lebe, wird der Gang nicht geſtört und ich muß noch herausbringen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich ſelbſt bewege." [1]

Seine wechſelnde Seelenſtimmung aſtronomiſch berechnen zu wollen, darauf kann wohl höchſtens ein Poet verfallen, und zwar kein Staatsmann-Dichter, wie Dante, ſondern nur ein ſentimentaler Dichter der Wertherzeit, der aſcetiſche Zögling der Frau von Stein. Den richtigen Commentar zu dieſen empfindſamen Selbſtbeſpiegelungen hat er ſelbſt in den Verſen gegeben:

„Ach, man ſparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!" [2]

Über Weingenuß finden ſich wiederholt Notizen in ſeinen Diarien [3]. An Frau von Stein ſchrieb er dabei faſt alle Tage und legte ihr mit verliebten Seufzern ſeine Selbſtbetrachtungen vor. Sehr charakteriſtiſch ſind ſeine Briefe an ſie von einer gouvernementalen Inſpectionsreiſe, die er im Herbſt 1780 mit dem Herzog machte, von der aber, wie immer, ſchwer zu ſagen iſt, ob es eigentlich eine wirkliche Geſchäftsreiſe oder eine Vergnügungsreiſe war. „Um dem Wuſte des Städtchens (Ilmenau),

[1] Keil, Tagebuch. 216. 217. Überall guckt der Poet heraus. Am 26. Febr. heißt es: „Auch hier ſehe ich, daß ich mir vergebens Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen (das geht doch nicht anders auf einem Bureau), ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts, aber wenn ich recht lang Holz und Stroh zuſammengeſchleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen ſuche, auch ſchon Kohlen drunter liegen, und es überall raucht, ſo ſchlägt denn doch endlich die Flamme in einem Wind übers Ganze zuſammen" (Grenzboten a. a. O.). Das iſt denn doch die hellſte Phantaſterei.

[2] Göthe's Werke (Hempel) II. 251.

[3] Keil, Tagebuch. S. 219. „Seit drey Tagen keinen Wein." S. 226. „Man könnte noch mehr, ja das unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre!!!"

den Klagen, den Verlangen, der unverbeſſerlichen Verworrenheit der Menſchen auszuweichen", ging der Miniſter vor Allem auf den Gickelhahn, den höchſten Berg des Reviers, und ſchrieb ſeiner Erzieherin die folgende phantaſtiſch-ſentimentale Liebesverſicherung:

„Meine Beſte, ich bin in die Hermannſteiner Höhle geſtiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das ſo friſch noch wie von geſtern eingezeichnet ſteht, geküßt, daß der Porphyr ſeinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um mir auf ſeine Art wenigſtens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich ſo viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe und dieſe Felſen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen ſeiner Liebe und der Ihrigen." [1]

Den armen Ilmenauern, welche den Herzog mit Illuminationen empfingen, wußte er nur gute Wünſche, aber nichts Reelles entgegenzubringen.

„Die Menſchen ſind vom Fluch gedrückt, der auf die Schlange fallen ſollte (sic!) die kriechen auf dem Bauche und freſſen Staub. Dann las ich zur Abwaſchung und Reinigung einiges Griechiſche." [2]

Trotz der Diätſchwierigkeiten, welche das Befinden des Herzogs machte, vagirten ſie dann wieder auf allen Bergen herum und klopften Steine; dazwiſchen überſetzte der Miniſter griechiſche Epigramme und machte Verſe:

„Ein jeder hat ſein Ungemach,
Stein zieht den alten Ochſen nach,
Der Herzog jungen Haſen.
Der Prinz iſt gut geſinnt für's Bett,
Und ach, wenn ich ein Miſel hätt,
So ſchwätzt' ich nicht mit Baſen.

„Es fähret die poet'ſche Wuth
In unſrer Freunde junges Blut,
Es ſiedet über und über.
Apollo laß es ja dabei
Und mache ſie dagegen frei
Von jedem andern Fieber.
Vor Erſchaffung der Welt im 300 33 000 Jahr." [3]

Eine Gefängnißviſitation am folgenden Tag wird der „Freundin" alſo beſchrieben:

„9. Sept. Heut hab ich mich leidend verhalten, das macht nichts

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 332.
[2] Ebd. 333. [3] Ebd. 337.

Ganzes, alſo meine Beſte iſt mirs auch nicht wohl. Des Herzogs Gedärme richten ſich noch nicht ein, er ſchont ſich und betrügt ſich und ſchont ſich nicht und ſo vertrödelt man das Leben und die ſchönen Tage.

„Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen laſſen und ſie alle gefragt und konfrontirt. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine — es iſt ein groß Studium der Menſchheit und der Phyſiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre giebt, dem allein iſt die Kraft und der Verſtand ꝛc. in Ewigkeit, Amen.

„ . . . . Hernach bin ich wieder auf die Berge gegangen, wir haben gegeſſen, mit Raubvögeln geſpielt, und hab immer ſchreiben wollen, bald an Sie, bald an meinem Roman und bin immer nicht dazu gekommen. Doch wollt ich, daß ein langes Geſpräch mit dem Herzog für Sie aufgeſchrieben wäre, bei Veranlaſſung der Delinquenten, über den Werth und Unwerth menſchlicher Thaten. Abends ſetzte Stein ſich zu mir und unterhielt mich hübſch von alten Geſchichten, von der Hofmiſeria, von Kindern und Frauen ꝛc. Gute Nacht, Liebſte. Dieſer Tag dauert mich. Er hätte können beſſer angewendet werden, doch haben mir auch die Trümmer genützt.“ [1]

So poetiſch wurde das Land viſitirt und regiert. Während der Herr von Stein ſich nach Ochſen umſah, ſchrieb Göthe an ſeine Frau. Während der Herzog Flinten und Piſtolen probirte, las ſein Freund im Euripides und würzte ſich damit unſchmackhafte Viertelſtunden.

„Dann iſt die größte Gabe,“ ſchreibt er ſeiner Freundin, „für die ich den Göttern danke, daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen ſolchen heitern Tag in Millionen Theile ſpalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann.

„Gleich einem angenehmen Mirza reis ich auf die berühmte Meſſe von Kabul, nichts iſt zu groß oder zu klein, wonach ich mich nicht umſehe, drum buhle oder handle, und wenn ich mein Geld ausgegeben habe, mich in die Princeß von Kaſchmir verliebe und erſt noch die Hauptreiſen bevorſtehen durch Wüſten, Wälder, Bergzinnen und von dannen in den Mond. Liebes Gold, wenn ich zuletzt aus meinem Traum erwache, find' ich noch immer, daß ich Sie lieb habe und mich nach Ihnen ſehne.“ [2]

Auf ſolche Phantaſien folgen dann wieder Betrachtungen über Wieſenbewäſſerung, Nationalökonomie, pfiffige Weltkinder und böſe Proceſſe. In des Dichters oder Miniſters Kopf iſt's wie in einer Mühle mit vielen Gängen, „wo zugleich geſchroten, gemalen und Öl geſtoßen wird“.

„O thou sweet Poetry rufe ich manchmal und preiſe den Marc Antonin glücklich, wie er auch ſelbſt den Göttern dafür dankt, daß er ſich in die Dichtkunſt und Beredſamkeit nicht eingelaſſen. Ich entziehe

[1] Ebd. I. 338. [2] Ebd. I. 341.

dieſen Springwerken und Kaskaden ſo viel möglich die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerungen, aber ehe ichs mich verſehe, zieht ein böſer Genius den Zapfen und alles ſpringt und ſprudelt. Und wenn ich denke, ich ſitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Geſtalt, unbezwingliche Luſt und Flügel und geht mit mir davon." [1]

Zum Glück für das Land hatte er auf dieſen poetiſchen Ritten ſeinen Engländer Baty bei ſich, der für die Wieſenbewäſſerung ſorgte und auf den Göthe ſo viel hielt, daß er bereit geweſen wäre, ſein Gartenhaus dafür zu geben, um ihn in ſeinen Dienſten zu erhalten. Ein ſolcher Mann, dem nicht erſt die Floſſen zum Schwimmen in oeconomicis zu wachſen brauchten, war ihm unentbehrlich. Das ſah er ſelbſt ein [2]. Denn nur einen Tag, nachdem er die „ſüße Poeſie" angerufen und verſprochen hatte, ihren Springwerken das Waſſer zu entziehen, ward ſein „mikroſkopiſch-metaphyſiſch-politiſches Diarium" ſelbſt zum Gedicht und zwar zum Lobgedicht auf eine Göttin, welche weder die Staatsmänner des Alterthums noch die der Neuzeit als ihre Schutzgöttin zu betrachten pflegten [3]:

„Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſein?
Mit keinem ſtreit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtengel
Blüthenthäler betreten,

[1] Ebd. I. 343.

[2] Doch hatte der Mann, der die Arbeit thun mußte, als „Landcommiſſarius" nur 300 Thlr., der Mann, der die Betrachtungen und Verſe dazu machte, 1200 Thlr. Jahrgehalt. Düntzer, Göthe's Leben. S. 291.

[3] Göthe's Werke (Hempel) I. 142. Vgl. über Fürſt Bismarcks „Poeſie" Bruno Bauer, Disraeli's und Bismarcks Imperialismus. Chemnitz 1882. S. 9.

Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienen-Lippen
Von Blüthen ſaugen;

Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar
Und düſterem Blicke
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laſſ't uns alle
Den Vater preiſen,
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne,
Unverwekliche Gattin
Den ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen.

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdürft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laſſ't ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung."

Unter der Leitung dieſer Göttin „Phantaſie" war es ſchwierig, wenn nicht unmöglich, auch nur irgend einen Zweig proſaiſcher Geſchäftsthätigkeit mit der erforderlichen Ruhe, Beſonnenheit und Regelmäßigkeit zu beſorgen. Jeder Tag brachte etwas Neues und trieb den Dichter in den verſchiedenſten Revieren herum, ſo daß ſich nach keiner Richtung hin ein bedeutendes Wirken entfalten konnte. Laune, Zufall und Wetter dominirten Alles. Die Schwiegermutter Weisheit durfte das liebe Seelchen Phantaſie nicht beleidigen und kam darum ſelten zum Wort. Mit dem Herzog war Göthe bald höchlich zufrieden, bald herzlich mißvergnügt. Mit Merck hatte er frohe Tage und Nächte und doch machte ihm „der Drache wieder bös Blut", weil er ihm ſelbſt ſo ähnlich ſah. Mit Frau von Stein liebelte und eiferſüchtelte er je nach Laune. Im October (1780) überwarf er ſich ſogar völlig mit ihr, um bei veränderter Stimmung ſich ihr nur um ſo dienſtbarer zu Füßen zu legen:

„Ja, es iſt eine Wuth gegen ſein eigen Fleiſch, wenn der Unglückliche ſich Luft zu machen ſucht, dadurch, daß er ſein Liebſtes beleidigt, und wenns nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mirs bewußt ſein könnte; aber ſo bin ich bei meinen tauſend Gedanken wieder zum Kinde herabgeſetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich ſelbſt, indem ich die Zuſtände des andern wie mit einem hellfreſſenden Feuer verzehre.

„ . . . . . Mir kommts entſetzlich vor, die beſten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zuſammenſeins verderben zu müſſen, mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ichs in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann ſo blind, ſo verſtockt zu ſein. Haben Sie Mitleiden mit mir. Das Alles kam zu dem Zuſtand meiner Seele, darin es ausſah wie in einem Pandämonium von unſichtbaren Geiſtern angefüllt, das dem Zuſchauer, ſo bang es ihm drinn würde, doch nur ein unendlich leeres Gewölbe darſtellte." [1]

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 357. 358.

Mit der „Pyramide des Daſeins“ war es deßhalb übel beſtellt. Von außen war ſie eine phantaſtiſche Pagode, von innen ein leeres Gewölbe und Pandämonium, um das die Göttin Phantaſie abwechſelnd mit enthuſiaſtiſchen Jubelaccorden, lockenden Schmeicheltönen und traurigem Miauen herumgeiſterte. Da ihm nun aber ein ſolcher Bau doch nicht genügte, ſo ſah er ſich nach „Brüdern“ um und bewarb ſich für die Weiterführung ſeiner Pyramide um das „Schurzfell“.

12. Eintritt in die Loge und in's Finanzministerium.

1780—1782.

„Göthe, J. W., der universellste unter den deutschen Dichtern, classisch in der Prosa, wie in fast allen Gattungen der Poesie, zugleich eifriges Mitglied der Freimaurerei."
Allgem. Handbuch der Freimaurerei. I. 542.

Sages que l'univers contemple,
Philosophes qui l'éclairez,
Demi-dieux, entrez dans ce temple etc.
Sur les emblêmes de la Maçonnerie.
(Altes Freimaurerlied.)

Den ganzen Wust von Kleinigkeiten zu beschreiben, aus welchen sich Göthe's Leben in den Jahren 1780 bis 1784 zusammensetzt, ist eine sehr undankbare Arbeit. Düntzer hat es wiederholt in ein- und zweibändigen Werken, sowie in jenen „end- und trostlosen Einleitungen" versucht, „durch die seine Feder die Göthe-Literatur in ziemlich periodischen Überschwemmungen unter Wasser setzt" [1]. Das Durcheinander der verschiedensten Launen, Dilettanterien und Geschäftchen bietet aber ein geradezu ungenießbares Bild, und Göthe ist selbst mit Schuld daran, daß Düntzers Bücher so unsterblich langweilig sind. „Ereignisse" sind eben rar, und die Bagatellen vereinigen sich zu keinem bedeutenderen Ziele.

Was noch am ehesten einem Ereigniß gleichsieht, ist Göthe's Eintritt in den Orden der Freimaurer, dessen ergebenes Mitglied er fürder bis an's Ende seines Lebens blieb und dessen Einfluß er vielleicht später zu gutem Theile seine Macht, seinen Ruhm und seine einflußreiche literarische Weltstellung verdankte. Die große Bedeutung der halb unsichtbaren Brüderschaft für die ganze damalige Zeit, ihre Verdienste um die religiöse Zersetzung Deutschlands, um die französische Revolution,

[1] So sagt Frese in seiner Übers. von Lewes II. 574. — Als Düntzer sein Buch „Aus L. von Knebels Nachlaß", Jena 1858, herausgab, fand auch der tüchtige Kritiker H. Marggraff, „daß es nicht Jedermanns Sache sei, ein Werk von 652 enggedruckten Seiten oder eine ununterbrochene Reihe von 606 Briefen durchzulesen, d. h. ein ganzes Blachfeld umzuwühlen, um daraus so und so viel Unzen reines Gold zu gewinnen". Und wär' es nur Gold! Vgl. Bl. für lit. Unterh. 1860. S. 781 ff.

um die Vernichtung des deutſchen Reiches ſind bekannt. Alle wichtigern Nachbaren des Weimarer Muſenhofes gehörten der Loge an. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig war eines der Bundeshäupter, er präſidirte dem berühmten Congreß zu Wilhelmsbad (1782). Der Statthalter Dalberg, Br. „Crescens", war eines der rührigſten Werkzeuge ihrer Pläne. Der Herzog Ernſt von Gotha, Br. „Timoleon", war ebenfalls Illuminat und Weishaupts thatkräftigſter Gönner, als dieſer 1785 aus Bayern fliehen mußte. Weishaupt ſelbſt ließ ſich 1785 in Gotha nieder und erhielt daſelbſt ein Gnadengehalt [1].

In Weimar regten ſich die erſten freimaureriſchen Beſtrebungen ſchon 1742. Eine Johannisloge L'Amitié wurde 1767 geſtiftet, ging aber nach kurzem Beſtand wieder ein. Dagegen erhielt ſich die Loge zu den drei Roſen in Jena (welche von der Großloge zu den drei Weltkugeln conſtituirt war) 21 Jahre lang, von 1743—1764. Dieſe ſiedelte unter ihrem letzten Meiſter vom Stuhl, dem Geheimrath und Miniſter von Fritſch, nach Weimar über. Die neue Loge wurde am 24. October 1764, am Geburtstag der Herzogin Anna Amalia, eröffnet und ihr zu Ehren „Anna Amalia" genannt. „Sie arbeitete in ſtetem Wachsthum und Gedeihen." [2] 1775 traten ihr der Dichter Muſäus und der Univerſalmenſch Bertuch [3] bei, 1779 der Profeſſor Lober. Herder war ſchon 1766 zu Riga dem Bunde beigetreten [4] und dann 1769 in Ham-

[1] S. (Stark) Triumph der Philoſophie. 1803. II. 225 ff. — Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 40. — Theiner, Bildungsanſtalten. S. 273. — Brück, Die rationaliſtiſchen Beſtrebungen im kath. Deutſchland. S. 9. — Joh. Scherr, Göthe's Jugend. 174—176.

[2] Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. II. Aufl. von Lennings Encyclopädie. Leipzig 1863. III. 458 ff. I. 542 ff.

[3] Deutſche Biographie II. 552.

[4] „In Weimar hat ſich Herder," wie ſeine Gattin bemerkt, „aus wichtigen Gründen niemals als Freimaurer bekannt und ſich vielleicht dadurch von Mehreren Unwillen zugezogen." Der wichtigſte Grund unter dieſen wichtigen Gründen war wohl der, daß er erſter Geiſtlicher des Herzogthums war; als weitere mitbeſtimmende Gründe bezeichnet Küntzel „die babyloniſche Sprachverwirrung, welche im Orden herrſchte, und die vielen Mißbräuche und Betrügereien, welche mit dem Ordensweſen getrieben wurden." Herder wußte aber, wie ſeine Gattin ihrer obigen Angabe hinzufügt, „alles Wichtige, was in der Loge vorging; auch blieb er mit Männern wie Bode und F. L. Schröder in beſtändigem Gedankenaustauſch und half ihnen bei ihren freimaureriſchen Arbeiten mit ſeinem reichen Wiſſen." Seine Gattin bemerkt übrigens in ihren Erinnerungen: „Herder habe ſein eigenes Syſtem darüber gehabt, das er einſt ausarbeiten wollte, und er habe geglaubt, daß auch bei dieſem Inſtitute ein neuer, unſerer Zeit gemäßerer Geiſt geweckt und die veralteten Gebräuche neu belebt werden ſollten."

burg mit einem der ersten Väter und Häupter des Ordens näher bekannt geworden. Das war der Braunschweiger Joh. Heinrich Bode (geb. 1730), der Sohn eines armen Soldaten. Er wurde erst Ziegelbrenner, dann Musikant, Militärhautboist und endlich Hautboist in Celle. Nachdem ihm seine erste Frau mit drei Kindern gestorben war, heirathete er, 27 Jahre alt, zu Hamburg eine reiche Musikschülerin und avancirte 1762 zum Redacteur des Hamburger Unparteiischen Correspondenten und zu einer Stütze der aufgeklärten Partei. Alberti, Basedow, Klopstock, Gerstenberg traten in nähere Beziehung zu ihm. Besonders aber schloß sich Lessing an ihn an. Die Aufklärung betrieb er zugleich als humanitäres Unternehmen und als rentables Buchhändlergeschäft. „Er war," nach Hettner, „ein begeisterter Apostel des Freimaurerthums, und wie er einer der eifrigsten Führer des Maurerthums war, wurde er auch später (unter dem Namen Amelius) einer der mächtigsten Führer des von Weishaupt in Ingolstadt neugegründeten Illuminatenordens, da beide Orden immer weitere Verbreitung vernünftiger Aufklärung und sittlicher Werkthätigkeit zum gemeinsamen Zweck hatten und daher mit vollem Rechte einer allmählichen Vereinigung zustrebten."[1] Als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff, Wittwe des dänischen Ministers gleichen Namens, siedelte er 1778 nach Weimar über und ward hier bald die Seele der Loge. Göthe fand den Mann, der mit der Revolutionspropaganda von ganz Frankreich und Deutschland in Beziehung stand, sehr „redlich" und „ehrlich", fühlte sich aber noch nicht veranlaßt, in die Loge zu treten, deren Chef noch immer der Herr von Fritsch war. Erst nach der Schweizerreise kam er zu diesem Entschluß.

Am 17. Januar 1780 besuchte er Bode und hatte mit ihm eine „weitläufige Erklärung über □ ▽ (Loge Anna Amalia). Er ist ein sehr ehrlicher Mann"[2]. Im folgenden Monat wandte er sich um Aufnahme an den „Meister vom Stuhl":

S. den Aufsatz „Göthe und Herder als Freimaurer" von H. Marggraff, Bl. für lit. Unterh. 1864. S. 92. — Vgl. Herders Aufs. über die Tempelherren gegen Nikolai. Werke (Hempel). XVII. 337 ff. Briefe zur Beförderung der Humanität. XIII. u. s. w. Er war der eigentliche Theologe der Loge und ihres Humanitätsideals. — Handbuch für Freimaurerei I. 589 ff.

[1] Deutsche Biographie. II. 796. Über seine Beziehung zu den französischen Revolutionsmännern und Königsmördern vgl. „Triumph der Philosophie" II. 295. Er war unzweifelhaft einer der Frères Allemands, die Barruel erwähnt. IV. 361.

[2] Keil, Tagebuch. S. 208.

„Ew. Excellenz
nehme ich mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen. Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, daß ich mit zur Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise (durch die Schweiz) viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten, — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt. Wem könnte ich dieses Anliegen besser empfehlen, als Ew. Excellenz? Ich erwarte, was Sie der Sache für eine gefällige Leitung zu geben geruhen werden, erwarte darüber gütige Winke und unterzeichne mich ehrfurchtsvoll

Weimar, den 13. Febr. 1780.

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Göthe." [1]

Herodes und Pilatus wurden nun Freunde. Obgleich Fritsch das Wesen und Treiben Göthe's nicht leiden konnte, drückte er jetzt darüber das Auge zu und reichte ihm brüderlich die Hand. Göthe aber vergaß, daß Fritsch nichts „Feines und Behagliches" in seinem Wesen habe, er sah jetzt viel Verstand und Willen in ihm. Am 23. Juni Abends war □ und am 24. Juni Abends war wieder □, wie es im Tagebuch heißt. Am ersten dieser Tage, am Vorabend des Johannisfestes, wurde Göthe aufgenommen. Bode führte den Hammer. Die Brüderschaft scheint Göthe gut gefallen zu haben; er bat sehr bald um Beförderung. Schon am 31. März 1781 schrieb er wieder an Fritsch:

„Darf ich Ew. Excellenz bey der nahen Aussicht auf die Zusammenkunft einer Loge, auch meine eigenen kleinen Angelegenheiten empfehlen? So sehr ich mich allen mir unbekannten Regeln des Ordens unterwerfe, so wünschte ich doch auch, wenn es den Gesezzen nicht zu wider wäre, weitere Schritte zu thun, um mich dem Wesentlichen mehr zu nähern. Ich wünsche es sowohl um mein selbst als um der Brüder willen, die manchmal in Verlegenheit kommen mich als einen Fremden traktiren zu müssen. Sollte es nützlich seyn mich gelegentlich bis zu dem Meistergrade hinauf zu führen, so würde ich's dankbarlichst anerkennen. Die Bemühungen die ich mir bisher in nützlichen Ordenskenntnissen gegeben, haben mich vielleicht nicht ganz eines solchen Grades unwürdig gemacht.

Der ich jedoch alles Ew. Exc. gefälligster Einleitung und besseren Einsicht lediglich überlasse und mich mit unwandelbarer Hochachtung unterzeichne

den 31. März 1781.

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster
Göthe." [2]

---

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 210. [2] Ebd. S. 211.

Der blinde Gehorsam wurde dankbar anerkannt und belohnt. Den ersten Mann im Herzogthum konnte man bei so edler Gesinnung nicht unter den „Kameelen" belassen. Am 23. Juni 1781 ward Göthe schon zum Gesellen befördert. Am 14. Januar des folgenden Jahres verhandelt er mit Seckendorf und Kalb viel über □, am 5. Februar verkündet das Tagebuch: Aufnahme des Herzogs. Bis gegen 11 in der □. Am 2. März 1782 endlich wurde Göthe selbst zum Meister befördert und stand nun zum ersten Mal formell über „seinem" Herzog.

Die Loge Anna Amalia gewann nun solches Ansehen, daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig in den Jahren 1781 und 1782 das Directorium dahin verlegen wollte; allein der Herzog Karl August von Weimar war dagegen, weil er kein Freund des schottischen Systems war, das sein College in Braunschweig patrocinirte. Bald riß darüber in der Loge zu Weimar selbst Uneinigkeit ein. Als Bertuch am 24. Juni 1782 den Gegenstand berührte, gerieth er mit dem „ehrlichen" Bode so in Wortstreit, daß der Meister vom Stuhl die weiteren Arbeiten suspendirte, bis der am 16. Juli 1782 in Wilhelmsbad eröffnete Convent über den Werth der einzelnen Systeme entschieden haben würde. Da eine Vereinigung nicht zu Stande kam, so blieb die Loge bis am 16. Juli 1808 geschlossen[1]. Doch arbeiteten die Mitglieder unterdessen in der Haupttendenz des Bundes weiter. Karl August selbst veranlaßte die Wiedereröffnung der Loge und Göthe nahm in Wort, Schrift und That regen Antheil daran. Neben Bertuch wirkte er hauptsächlich für ihre Reorganisation. Bei der Beamtenwahl, bei welcher zwölf Meister zugegen waren, erhielt er drei Stimmen zum Meister vom Stuhl, während neun auf Bertuch fielen. Dagegen unterlagen die wichtigeren Reden, Gesänge und Anordnungen meistens seiner vorausgehenden Prüfung und Billigung. Kräftig wirkte er namentlich mit zur Einführung des Systems der Großloge zu Hamburg; denn die Anna-Amalia-Loge hatte bisher nach dem System der strikten Observanz gearbeitet. Göthe's Werke spiegeln nicht bloß in „Wilhelm Meister" und noch mehr in den „Wanderjahren" in ganzen Partien freimaurerische Ideen wieder und zeigen sich von dem Geiste maurerischen „Brudersinns" und maurerischer Symbolik erfüllt: sie enthalten auch manche Erzeugnisse, welche für die Loge, der er angehörte, gedichtet oder

[1] S. Handbuch für Freimaurer. III. 458 ff. Vgl. Briefw. Karl Augusts mit Göthe. I. 19. „Mehr Böcke," sagt Göthe, „sind wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannistage vorgegangen."

verfaßt waren. Dahin gehören namentlich die Freimaurer-Lieder, welche unter der Rubrik „Loge" einen Beſtandtheil ſeiner Gedichte bilden [1].

„Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wiſſen doch, was Keiner weiß,
Ja, ſogar bekannte Lieder
Hüllen ſich in unſern Kreis.
Niemand ſoll und wird es ſchauen,
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Iſt der Tempel aufgebaut." [2]

Dieſe reizende „Verſchwiegenheit" hat Göthe nicht erlaubt, die eigentlichen Lebensgedanken der Loge ſo anſchaulich zu beſingen, wie das ſonſt ſeine Art iſt. Seine „Logenlieder" ſind faſt das Nebelhafteſte, was er gedichtet. Etwas mehr lüftet ſich der Schleier in einem alten Logen-Liederbuch, in welchem ſich Göthe's Name brüderlich neben demjenigen Voltaire's findet [3]. Das folgende Lied aber wirft zugleich ein erklärendes Licht auf Göthe's Philoſophie, Poeſie und Leben, wenn es darin heißt, daß „die einfache Natur in einem ‚Maurer' den lächelnden Epikur mit dem göttlichen Plato vereinigt" und daß „jeder gute Bruder, ſobald er aus der Loge kömmt, der zarten Liebe angehört".

„La lanterne à la main
En plein jour dans l'Athène (?),
Tu cherchais un humain,
Sévère Diogène;
De tous tant que nous sommes
Visite les maisons,
Tu trouveras des hommes
Chez tous les Franc-Maçons.

L'heureuse liberté
A nos banquets préside,
L'aimable volupté
A ses côtés réside.
Et la simple nature
Unit dans un Maçon
Le riant Épicure
Et le divin Platon.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 423. Seine Freimaurerreden auf Wieland, Nikel ꝛc. ebd. XXVII. 2. Abth. 54—84.

[2] Göthe's Werke (Hempel) II. 425.

[3] Recueil de cantiques maçonniques. Cologne. Th. F. Thiriart. 5804.

Pardonnez, tendre amour,
Si dans nos assemblées
Les nymphes de ta cour
Ne sont point appelées!
Veux-tu sur nos mystères
Étendre aussi tes maux?
Nous voulons être frères,
Tu nous rendrais rivaux.

Toutefois ne crois pas
Que des âmes si belles
A marcher sur tes pas
Soient constamment rebelles;
Nos soupirs font l'éloge
Des douceurs de ta loi,
An sortir de la loge
Tout bon frère est à toi."

Ein ſinniges Echo der letzten Strophen bildet Göthe's „Gegentoaſt der Schweſtern", welcher mit den Verſen ſchließt:

„Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu ſtören,
Fragen alle ſich die Brüder,
Was ſie ohne Schweſtern wären."[1]

Während Göthe in dem hier ausgedrückten Sinn der Loge diente, für ſie dichtete und ſchrieb, ließen es die Brüder an Dank nicht fehlen; ſie ſchloſſen ſich „liebend" den „Schweſtern" an, um ſeine Werke über Alles zu loben und ihn endlich zu jenem Weltruf emporzurühmen, der die ganze neuere Literatur, zu deren unſäglichem Schaden, beherrſcht[2]. Ohne ſie wäre die „Pyramide" nie weiter gediehen.

Das Frühjahr und den Sommer 1780 brachte Göthe meiſt in Weimar zu[3]. Zur Abwechslung verfiel er auch auf den Gedanken, Hiſtoriker zu werden, fing an, Material zu einer „Geſchichte des Her-

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 426.

[2] Die □ „Zur Arbeit" in Budapeſt hat unter dem Schutze des Gr. Or. von Ungarn den 30. April 1878 eine „Freimaureriſche Göthe-Chreſtomathie mit Einleitung und Commentar" als Preisaufgabe ausgeſchrieben. S. Freimaurer-Zeitung, herausg. von Dr. O. Henne-Am Rhyn, vom 1. Juni 1878. Dieſelbe ſollte ſo abgefaßt ſein, „daß das Ganze auch Nichtmaurern zugänglich gemacht werden könnte". Das ſcheint nicht gelungen zu ſein. Um ſo mehr darf ich hoffen, daß vorſtehende Skizze wenigſtens den Br. Br. in Budapeſt willkommen ſein wird.

[3] Vgl. Keil, Tageb. S. 207 ff. Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 285 ff.

zogs Bernhard von Weimar" zu sammeln, und beschäftigte, da er nicht Zeit genug fand, seinen Famulus Kraft damit, weitere Excerpte dafür zu machen. Doch stockte das Unternehmen bald. Obwohl er seine Tage um diese Zeit in „ordnende" und „erfindende" abtheilte, reichten jedoch weder die einen noch die andern für all die Grillen und Einfälle hin, denen er, wie ein Kind den Schmetterlingen, nachlief. Am wenigsten wollte sich die Geschichte des Herzogs Bernhard so in einigen Stunden mit dem Schmetterlingsnetz einfangen lassen. Er ließ sie also wieder laufen, nachdem er einige Monate sich damit bei Hofe interessant gemacht. Nebenher dictirte er seine Schweizerreise, übte ein Singspiel „Jery und Bätely", das er auf der Rückreise aus der Schweiz verfaßt hatte, bearbeitete einen Theil der „Vögel" des Aristophanes für's Liebhabertheater, stümperte am Egmont herum, fing den Tasso an, blieb aber mit beiden stecken. Den September verlor er ganz mit der erwähnten gouvernementalen Visitationsreise. Zu Hause wurde dann wieder „regiert", was ihm und dem Herzog Kopfbrechens gemacht zu haben scheint. „Was da auszustehen ist," schreibt er an Lavater[1], „spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird niemand angeboren und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer." Der Herzog selbst aber klagt im December über die Berichte der von Moser eingesetzten sogenannten Landcommission: „So ein Sammelsurium von Kindereien, Narrheiten, Dumpfheit, Cochonnerie und Hanswurstpossen ist nicht zu glauben, wenn man es zusammen in einer Stadt, geschweige in einem Heft Papier zusammenfände. Mir ist's so tröstlich wie ein Kapitel in der Bibel zu lesen gewesen."[2] Göthe kam der Monat December sehr „sauer" vor; er tröstete sich nur damit, daß es ihm endlich gelang, einen ihm widerwärtigen Beamten (Volgstedt) von der Kriegscommission zu entfernen[3].

Das Jahr 1781 fing ebenfalls wieder prosaisch an. Neben seinen

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 110.

[2] Um den Fürsten, der mit der Bibel ebenso leichtsinnig umsprang, wie mit katholischen Reliquien (s. Düntzer, Karl Aug. I. 230), dennoch als guten Christen loben zu können, stellte der Prediger Wilh. Schröter, Pfarrer in Großheringen, folgende Definition von Religion und Kirche auf: „Dieses Menschsein und Menschseinwollen, nach dem vollendeten Bilde der Menschheit, und redliche und eifrige Streben darnach, ist Religion" ... „Die Kirche ist aber durchaus nichts für sich, weder über, noch neben, noch unter dem Staat, sondern der Staat selbst in seinen höchsten und geistigsten Bestrebungen." Karl August ꝛc. Was er geistig war und wie er es geworden. Leipzig 1829. S. 47.

[3] Keil, Tagebuch. S. 233 ff.

friedlichen Kriegsgeschäften, welche sich meist im Actenstaub des Bureau erledigten, schrieb Göthe ein „Gespräch über deutsche Literatur" gegen Friedrich II. von Preußen. Dasselbe scheint verloren zu sein. Über die Faschingszeit mußte der Kriegsminister wieder Maskenzüge arrangiren; dann ging es für acht Tage nach Neunheiligen zur schönen Gräfin Werthern. Im März setzte ihm das Klima etwas zu. „Wenn wir in einem bessern Klima wären, so wäre viel anders; ich bin das decidirteste Barometer, das existirt." [1] Ende April aber lehnte er es entschieden ab, den Herzog abermal auf einer Reise zu begleiten, vertauschte von da ab das familiäre „Du", mit dem er bisher das ebenso familiäre des Herzogs erwiedert hatte, mit feineren Formen. Lavater schrieb er:

„In mir reinigt sich's unendlich, und doch gesteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll und Himmel, die du so schön bezeichnest in mir einem. Oder vielmehr möcht ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist, und worin sie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durcheinander gehen und wirken." [2]

Trotz dieser unendlichen Reinigung kam er mit keiner seiner Arbeiten und Projecte voran. Geistige und leibliche Beschwerden drückten ihn im Sommer so nieder, daß auch ein Ausflug nach Ilmenau ihm keine rechte Erholung zu gewähren vermochte. Die Tanzvergnügen, Miseleien und Tollheiten, die er früher in diesen Gegenden getrieben, erschienen ihm jetzt ganz ekelhaft.

„Ich sehne mich recht von hier weg," schrieb er an Frau von Stein, „die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt. Wie gut ist's daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wieder zu kommen." [3]

Im Juli ward die Mißstimmung noch ärger. Am 8. schrieb er ihr:

„Ich sehne mich heimlich nach Dir, ohne es mir zu sagen, mein Geist wird kleinlich und hat an nichts Lust, einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmuth, und ein böser Genius mißbraucht meiner Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und räth mir, mich mit der Flucht zu retten. bald aber fühle ich, daß ein Blick, ein Wort von Dir alle diese Nebel verscheuchen kann." [4]

---

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 56.
[2] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 125.
[3] Schöll, l. c. II. 85. [4] Ebd. II. 88.

Nach seiner Rückkehr wehte indeß wieder bessere Luft und Laune. Auf den 28. August, seinen Geburtstag, bereitete ihm der Hof eine glänzende Ovation. Es wurde im Ettersburger Waldtheater ein großes Schattenspiel gegeben: „Minerva's Geburt, Leben und Thaten". Hinter dem großen weißen Tuch, das den Olymp bedeutete, zeigte sich zuerst Maler Kraus mit einem riesigen Jupiterkopf aus Pappe. Nachdem er die Metis verschlungen, bekam er gewaltiges Kopfweh. Vergeblich reichte ihm Ganymed, auf einem Adler reitend, die Nektarschale. Nachdem Äskulap, von Ganymed herbeigeholt, ebenso vergeblich dem Göttervater an der Nase zu Aber gelassen, erschien der Herzog Karl August selbst als Vulkan und spaltete den Riesenkopf und, so erzählt R. von Gottschall weiter, „Corona Schröter stieg, nur von leichtem Gazeflor umhüllt, aus dem Götterhaupte, so daß Wieland die allergenaueste Übereinstimmung mit dem griechischen Göttercostüm mit Vergnügen zu bemerken fand. Die wunderbare Schönheit der Corona Schröter in diesem Augenblick blieb den Weimaranern noch lange in der Erinnerung" [1]. Von einem Genius getragen, zeigte sich im dritten Act der Name Göthe's in den Wolken. Dann trat Minerva-Corona hervor und überreichte ihm zum Geburtsfeste die Angebinde der Götter: Leier, Kranz und den Gürtel der Schönheit; nur die Peitsche, auf deren Riemen das Wort Aves (Vögel) stand, behielt sie zurück und legte sie bei Seite. In den Wolken aber funkelten in hellen Transparents die Namen „Iphigenie" und „Faust".

Vor und nachher versicherte Göthe die Frau von Stein seiner ewigen Liebe und Leibeigenschaft und bat sie, „wenn's möglich ist", die Freuden „rein genießen zu lassen", die ihm das Wohlwollen der Leute bereitete [2]. Im September reiste er mit ihrem Sohne Fritz nach Dessau und Leipzig, Anfangs October suchte er den Deutsch-Franzosen Baron Grimm in Gotha auf, versöhnte sich mit dem „Orang-Utang" Nicolai und schrieb ihm ins Stammbuch: Utile dulci. Doch kam das ganze Jahr wieder nichts Literarisches von Bedeutung zu Stande. Ein angefangenes Fragment „Elpenor" stockte nach den ersten Scenen, Egmont wollte nicht weiter. Unter mineralogischen und anatomischen Dilettanterien kam die Weihnacht heran. Die Jagdliebe des Herzogs machte Göthe recht ärger-

[1] S. Frauenbilder unserer classischen Zeit. Unsere Zeit. 1875. II. 897. Vgl. Keil, Corona Schröter S. 202. Burkhardt, Liebhabertheater. Grenzboten 1873. III. 1 ff.

[2] Schöll, Briefe. II. 98.

lich[1]; mit Freuden dagegen gab er der Herzogin-Mutter Ideen für ihren Garten in Tiefurt an und trat zu ihrer Ehre gegen Ende des Jahres noch als „Marktschreier" in einer selbstverfaßten kleinen Farce auf: „Das Neueste aus Plundersweilen"[2]. Klopstock wurde darin in geradezu gemeiner, widerlicher Komik dem allgemeinen Gespött preisgegeben.

Im Beginn des neuen Jahres 1782 ward Göthe sogar Balletmeister, arrangirte das Zauberspiel „Karfunkel und Amor" und die Maskerade „Aufzug des Winters"[3]; aber er war doch so recht von Herzen der alte Faschingsgeck nicht mehr. Die übeln Finanzen von Weimar gingen ihm zu Herzen und er sehnte sich ordentlich nach dem Ende des Carnevals[4]. Als dieser vorüber war, machte er seine Rundreise zur Auslese der Rekruten und fand zu Hause noch mehr Prosa vor. Zu seinem Schrecken sah er jetzt, daß das Plaisirleben bei Hofe den Wohlstand des Landes und die ganze Finanzwirthschaft untergrabe.

„Du weißt aber," schrieb er Knebel, „wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem organisirt beygebracht werden kann."[5]

Er wunderte sich jetzt, daß Hof und Herzog genau so geworden waren, wie er sie in den ersten Jahren erzogen hatte. Mit Sparen und nationalökonomischen Experimenten suchte er die Sache in's Geleise

[1] „Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen." Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. I. 39.

[2] Aus Knebel's Nachlaß. Nürnberg 1858. S. 114. Göthe's Werke (Hempel). VIII. 201—215. Grenzboten 1870. II. 354, woselbst der Bericht des Tanzmeisters Aulhorn über das „Neueste". „Die Kleidung des Gh. Götens war rothe Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeistersweste, dergleichen Manschetten, Schapeau und Halskrauße, Rock mit großen Aufschlägen und eine schwarze Perruque." So stand der Minister-„Marktschreier" vor dem von Kraus angefertigten Jahrmarktsrahmen und persiflirte erst ziemlich schonend Nicolai, etwas herber die beiden Stolberg, Wieland, Gleim, die Sturm- und Drang-Genies, den wackern Klopstock aber in unwürdigster, zotenhafter Weise.

[3] S. Burkhardt, Grenzboten. 1873. I. c.

[4] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 156.

[5] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 29. In den Briefen an Knebel herrscht im Allgemeinen jener Junggesellenhumor vor, der mit seinen sentimentalen Stimmungen abwechselte. Da ist er oft ganz „glücklich", während er bei Frau von Stein „unglücklich" ist. Knebel hat das selbst theilweise erklärt, wenn er sagt, daß Göthe sowohl „Held" als „Komödiant" sei. Dazu ist auch der rasche Wechsel der Gefühle in Rechnung zu ziehen.

zu bringen. Er mahnte und moralisirte und spielte sich als weisen Mambres auf. Aber das zog nicht. Dazu war der Herzog wieder mit der Herzogin entzweit, die sich sehr unglücklich fühlte, daß ihr Gatte, ganz nach Göthe's Beispiel, der Gattin eines Andern, der erwähnten Gräfin Werthern, sein Herz schenkte.

„Auch diesem Uebel," jammerte Göthe, „seh ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht vor sie. Die Gräfin (Werthern) ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ist's auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. . . . . O meine Beste! Wer kann der Liebe vorschreiben? Dem einfachsten und grilligsten Dinge in der grillenhaften Zusammensetzung, die man Mensch nennt." [1]

Von einer sittlichen Überwindung der Grillen, von einer ernsten Auffassung der Ehe hatte dieser herzogliche Familienrath alle Vorstellung verloren. Während er dem Herzog obscöne Bilder und Statuen besorgte, und ihn über Liebesaffairen aller Art unterhielt, klagte er dann über die „arme" Herzogin, daß sie ihrem Gemahl nicht üppig genug war. Das war so „Menschenliebe" und „reine Menschlichkeit".

Unterdessen zog Göthe gegen Ende Mai aus seinem Gartenhause in die Stadt, sowohl um näher beim Herzog und bei den Regierungsstuben, als auch um näher bei der Frau von Stein zu sein, welche ihm denn auch bei Einrichtung seiner neuen Wohnung ganz wie eine „Hausfrau" behilflich war und ihm ihren Sohn „Fritz" als Hausgenossen und Zögling übergab [2]. Am 1. Juni war der Umzug glücklich vollendet; zwei Tage darauf erhielt Göthe das Adelsdiplom, das ihm der Herzog bei Kaiser Joseph II. ausgewirkt hatte. Göthe that sich nicht besonders viel darauf zu gut [3]; er war Realist und darum war ihm an der Macht und dem Einfluß, den er schon zuvor besaß, mehr gelegen, als an dem Titel, der sie nunmehr decorirte. Noch nach vielen Jahren hat er Weimar „sanscülottisch" genannt [4], und in der That ist er, wie die meisten liberalen Parvenus, nie ein principienfester Aristokrat geworden. Je

[1] Schöll, Briefe. II. 192.

[2] S. Ebers und Kahlert, Briefe von Göthe und dessen Mutter an Fritz v. Stein. Breslau 1846.

[3] S. seine Verse „Der Dichter im Staatswagen" (Hempel) III. 49, und Schöll II. 206, wo er den Wunsch ausspricht, das höfische Sechsgespann für einen Pegasusritt hinzugeben.

[4] Burkhardt, Göthe's Unterh. mit dem Kanzler v. Müller. S. 148.

nach Wetter, Vortheil und der herrschenden Stimmung des Augenblicks sprach er bald demokratisch-bürgerlich, bald höfisch-aristokratisch, nahm im Äußern vornehme Airs an, verachtete im Grunde aber den Adel ebenso wie die Spießbürger und den Pöbel, kroch vor Napoleon und blieb, wie dieser, ein hochmüthiges Kind der Revolution.

Der Herr von Kalb, der 1775 mit ihm gleichzeitig zu einem der höchsten Verwaltungsposten, der Kammerpräsidentschaft, erhoben worden war, hatte aber mittlerweile schlecht gewirthschaftet. Die Finanzen gingen brunter und drüber. Kalb erhielt im Juni 1782 plötzlich seinen Abschied. „Als Geschäftsmann," so schrieb Göthe, „hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt."[1] Anstatt sich nach einem geschulten Finanzmann umzusehen, ernannte der Herzog seinen Freund Göthe zum interimistischen Kammerpräsidenten, d. h. Finanzminister, und Göthe, der eben noch danach geseufzt hatte, sich ganz der Kunst zu widmen, nahm den Posten an. Darauf wurde er dem Finanzdepartement durch folgende „classische" Ordre zugleich als Chef und Lehrling vorgestellt:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unserem geheimen Rath Göthe Gelegenheit, sich mit denen Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet."[2]

Der Minister-Lehrling war klug genug, für seine neuen Studien keine Gehaltserhöhung zu verlangen. Das hätte Stadt und Land doch gar zu drollig vorkommen müssen.

[1] Guhrauer I. 34. — Düntzer, K. Aug. I. 150.
[2] Vogel, Göthe in amtl. Verhältnissen. S. 4. 5.

13. Pegaſus im Joch.

1780—1788.

„Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an deines angehangen."
Göthe an Frau von Stein. 1784.

„Das Vertrödeln der Zeit war ihm unangenehm, erſchien ihm aber nothwendig." Gödeke.

Mit der Ernennung zum interimiſtiſchen Kammerpräſidenten hatte Göthe den Gipfel des „Weltregiments" erreicht. Hof, Theater, öffentliche Bauten, Wege, Straßen, Bergwerk, Induſtrie, Polizei, Militär, Schulweſen, Forſtweſen, Finanzen — Alles war nunmehr ihm unterthan. „Es geht mir," ſcherzte er ſelbſt, „wie dem Treufreund in meinen Vögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spaziergang übertragen."[1] Aber er fügte bei: „Dießmal muß mir's nun freilich Ernſt und ſehr Ernſt ſein, denn mein Herr Vorgänger hat ſaure Arbeit gemacht." Er glaubte wenigſtens zwei volle Jahre aufopfern zu müſſen, bis die Fäden nur ſo geſammelt wären, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könnte. Allein als reſoluter, ſanguiniſcher Streber ſchrieb er auf die neue Expeditionsſtube ſein altes Motto: Hic est aut nusquam quod quaerimus[2], und beſchloß, die Finanzen des Herzogthums auf einen beſſern Fuß zu bringen — alſo möglichſt viel Geld einzunehmen und möglichſt wenig Geld auszugeben. Noch eben vor ſeiner Ernennung hatte er Merck gebeten, ein Kapital, das der Herzogin gehörte, flüſſig zu machen, um eine Gemäldeſammlung anzulegen. Der Kunſtliebhaber opferte aber ſofort dem Finanzminiſter ſeine Paſſion und beſchloß, das Kapital nützlicher anzuwenden[3].

Wie alles Neue, ſo ergötzte auch das Finanzminiſterium den lebhaften Mann, der Alles ſelbſt ſehen, ſelbſt erleben, ſelbſt erfahren wollte. Je weniger es ihm darum zu thun war, irgend eine Wiſſenſchaft, irgend

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 336.
[2] Guhrauer, Briefe an Knebel. I. 35.
[3] Wagner, l. c. 337.

einen Zweig praktiſcher Thätigkeit gründlich zu lernen, deſto mehr Luſt hatte er, immer wieder ein neues Fach anzugreifen, dilettantiſch darin herumzufuhrwerken und etwas Charlatanerie damit zu treiben. Er hatte längſt beobachtet, daß die Welt nun einmal betrogen ſein will, und daß ſie ſich von „genialer“ Unverfrorenheit und kühnem Autodidaktenthum mehr imponiren läßt, als von beſcheidenem, ernſtem und gründlichem Wiſſen und Können. Hier wie in andern Geſchäftszweigen hatte er wieder ſubalterne Kräfte zur Hand, welche die eigentliche mechaniſche Geſchäftsarbeit beſorgten, mit deren Hilfe er ſich orientiren konnte, um ſie dann vollſtändig in ſeinen Dienſten und nach ſeinen Ideen arbeiten zu laſſen. Im Ausbeuten Anderer hatte er ſchon eine große Gewandtheit erworben. In zwei Jahren hoffte er alle Rechnungen und Acten perſönlich zu kennen, die ganze Beamtenſchaft und alle Verhältniſſe zu durchſchauen und alle Fäden in ſeiner Hand zu ſammeln. So wunderlich ſeine Poetenlaunen mit faſt jedem Tage wechſelten, ſo trocken und proſaiſch ihm allmählich das neue Reſſort auch vorkam, ſo ging es ein Jahr lang doch ziemlich gut; er konnte am Oſterſonntag 1783 an Knebel ſchreiben: „Meine Finanzſachen gehen beſſer, als ich mir vor'm Jahr dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Adminiſtration, halte aber auch auf das Feſteſte über meinem Plane und über meinen Grundſätzen.“ [1]

Die Geburt eines Erbprinzen, am 3. Febr. 1783, hatte wieder eine Annäherung zwiſchen Herzog und Herzogin herbeigeführt, Hof und Land mit Freude erfüllt. Herder hielt die Feſtrede, in der, ſogar zu Göthe's Verwunderung, kein einziges chriſtliches Motiv angeſchlagen war [2]. Doch die frohen Tage zogen raſch vorüber, und wenn man ihre Zahl gegen all die Klagen hält, die er brieflich der Frau von Stein ausſchüttet, ſo ſieht man bald, daß der neue Finanzminiſter ein ſehr geplagter Mann war und im Grunde wenig frohe Stunden hatte.

„Meine Geſchäfte gehen ſtille hin,“ ſo ſchreibt er ihr am 11. September 1782 [3], „Zerſtreuung hab' ich nicht, meine Erholungen ſelbſt ſind abſichtlich und gebunden.“ „Ich ſehe faſt niemand,“ ſchreibt er im November an Knebel, „außer wer mich in Geſchäften zu ſprechen hat; ich habe mein politiſches und geſellſchaftliches Leben ganz von meinem moraliſchen und poetiſchen (äußerlich verſteht ſich) getrennt und ſo befinde ich mich am beſten. —

[1] Guhrauer I. 44.
[2] Düntzer, Aus Herders Nachlaß. I. 73.
[3] Schöll II. 246.

Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen größern Begriff erlaube (sic!) entſchuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Der Herzog hat ſeine Exiſtenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geſchäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Theil dran, und läßt ſich hie und da ein Gutes angelegen ſein. Die Herzogin iſt ſtille, lebt das Hofleben; beide ſeh' ich ſelten."[1] Gar ſehr vermißte er jetzt ſeine poetiſche Garteneinſamkeit. „Ich ſtrich um mein verlaſſen Häuschen, wie Meluſine um das ihrige . . .", ſo klagte er der Frau von Stein. „Wie viel habe ich verloren, da ich jenen ſtillen Aufenthalt verlaſſen mußte! Es war der zweite Faden der mich hielt, jetzt hänge ich ganz allein an Dir und Gott ſei Dank iſt dies der ſtärkſte."[2]

So lamentirt er faſt von Tag zu Tag. Die Briefe an Frau von Stein, ſonſt ſchon eine langweilige Tautologie der Liebe, gehen um dieſe Zeit in ein Moll über, das ganz unausſtehlich iſt, zumal wenn man bedenkt, daß der Dichter ſich ſelbſt alle die Feſſeln geſchmiedet, unter denen er weibiſch ächzt und ſeufzt. Auch nach der Geburt des Erbprinzen nahmen dieſe Seufzerkaſten-Melodien ihren faſt ununterbrochenen Fortgang.

Am 7. April 1783 heißt es: „Es ſind ſchon wieder allerlei Geiſter los, die mich umſumſen; am ſchlimmſten plagt mich der Teufel des Unverſtands, des Unbegriffs und der Unanſtelligkeit von manchen Menſchen." Und noch in der Oſterwoche, nachdem er eben triumphirend auf ſein erſtes Finanzjahr zurückgeblickt, ſinkt er zu dem verzweifelten Geſtändniß herab: „Ich bin wohl. Nur iſt es ein ſauer Stück Brod, wenn man drauf angenommen iſt, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr ſucht mich kein angenehmes Geſchäft auf, und man wird von Noth und Ungeſchick der Menſchen immer hin und wieder gezogen."[3]

Obwohl er mit ſeiner eigenen Geſchäftsführung ganz zufrieden war, ja oft in größter Selbſtgefälligkeit ſich darin beſpiegelte, ſo geht doch aus einem ſpäteren Briefe (aus Italien) unzweifelhaft hervor, daß der Herzog unter ſeiner Finanzverwaltung nicht bloß viel Ärger und Verdruß erntete, ſondern auch durch die autodidaktiſchen Finanzexperimente Göthe's materielle Verluſte erlitt[4]. Wie hoch ſich dieſe Verluſte beliefen, haben die Göthe-Forſcher bis jetzt nicht näher unterſucht. Sie reden an dieſer Stelle nur von ſeiner „Uneigennützigkeit", wozu er, wie zu allem ſeinem Lob, ſchon ſelbſt den Ton angegeben hat.

---

[1] Guhrauer I. 38. 39. [2] Schöll II. 264.
[3] Schöll II. 305. 310.
[4] Briefwechſel Karl Auguſts mit Göthe I. 117.

„Einen Parvenu wie mich," so sagte er später, „konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient." [1]

Das tönt sehr schön, ist aber bloße Schönfärberei. Bei nur einigem Fleiß hätte er aus seinem väterlichen Vermögen und dem Ertrag seiner Schriftstellerei bequem leben können. Beides kam auch jetzt ausschließlich ihm zu gut. Mit seinem Gehalt von erst 1200 und dann 1800 Thalern hatte er ein nicht bloß hinreichendes, sondern für Weimar glänzendes Auskommen. Er brauchte nicht zu sparen, um so weniger, als der Herzog ihm freie Wohnung verschaffte und er selbst keine Familie hatte, sondern fast das halbe Jahr bei Andern, meist noch bei Hof, zu Gaste war.

Jeden Tag hatte er mehrere Stunden für schriftstellerische Arbeiten und alle erdenklichen Dilettanterien frei; er trieb neben seinen Poetereien alle anderen Wissenschaften und Künste, war ganze Wochen und Monate gar nicht auf seinen Bureaux; ja es stand ganz in seiner Macht, wie früher, unabhängig der schönen Kunst zu leben. Als vernünftiger Mann mußte er dem Herzog nach Kalbs Demission entschieden rathen, die verlotterte Finanzwirthschaft in die Hände eines geschulten und erfahrenen Finanzbeamten zu legen, der Personen und Verhältnisse oder wenigstens das Fach kannte [2], nicht aber sich selbst in die erledigte Stelle drängen, für die ihm alle Fachkenntniß und Schulung abging, so daß er selbst zwei volle Jahre für nöthig hielt, um sich autodidaktisch in dieselbe hineinzuleben. So auf Gerathewohl die Finanzverwaltung eines ganzen Landes auf sich zu nehmen, das war ein eitler, ehrgeiziger, fast kindischer Autodidaktenschwindel — „grenzenlose Uneigennützigkeit" war es sicher nicht.

Das wahrhaft lächerliche Experiment rächte sich aber nicht nur an des Herzogs Kasse, sondern auch an des Dichters Genie, Lebensglück, Gesundheit und ebenso an des Hofes vielgerühmter Geselligkeit und literarischer Entwicklung. Fruchtlos quälte er sich ab, seine geniale Dichterphantasie zu unterdrücken, um ein nüchterner Finanzbeamter zu werden; ebenso erfolglos bemühte er sich, in andern Stunden sich aus dem Actenstaub seiner Bureaux in poetische Regionen zu erschwingen. Der

[1] Burkhardt, Unterh. mit Kanzler v. Müller. S. 53.

[2] In dieser Hinsicht hätte der Herzog und das Land sicher weit mehr an H. Merck gehabt; doch den wollte Göthe nicht nach Weimar kommen lassen.

Pegasus, dem er die Flügel über den Rücken gebunden, ward ein nur sehr mittelmäßiger Karrengaul. Wenn er ihn Abends ausschirrte und dichten wollte, dann waren die Flügel krumm und lahm. Das Fliegen ging nicht; wehmüthig schlich er sich zu Frau von Stein, um das arme Thier streicheln und ihm sagen zu lassen, daß es doch noch das geliebte Pferd der Musen sei. Aus dem unerquicklichen Gegensatz der zwei feindlichen Lebenssphären entwickelte sich nur dürftig ein trostloser Galgenhumor, der nicht mehr hinreichte, lebenslustige Farcen zu erfinden, noch viel weniger, einen ganzen Hof zu erheitern. Das mußte der Hof fühlen, und Göthe war zu feinfühlig, um es nicht doppelt schwer mitzuempfinden. Er zehrte nur von dem Ruhm früherer Lustigkeit und besserer Zeiten.

Das werthvollste Product dieser vier Jahre ist wohl noch die zweite Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz“[1], eine lebendige, anschauliche Reisebeschreibung, unter dem unmittelbaren Eindruck großartiger Naturschönheiten zu Papier gebracht, nachher mit Sorgfalt redigirt und abgerundet, zwar noch ein wenig beeinflußt von Rousseau's Naturschwärmerei, aber doch nicht von ihr beherrscht. Von der kleinen Schweiz lernt man daraus allerdings nur ein kleines Stück kennen, die Ufer des Genfersees, das Thal der Rhone und den Gotthard, und zwar nur nach der pittoresken Seite, ohne tieferes Eingehen auf Leben, Sitte und Geschichte der Bewohner; die eingeflochtene Legende des hl. Alexius und die Skizze des Gotthardhospizes ist durch lächerlich-seichte Touristenanmerkungen verkleckst. Doch ist die Naturschilderung eine glänzende, sie gehört zu den schönsten Beschreibungen des Hochgebirges, die es gibt, auch in Sprache und Stil ein Muster von Darstellung.

Fast läppisch dagegen ist das Singspiel „Jery und Bätely“, von dem Göthe später behauptete: „Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten.“[2] Unmittelbar nach Erfindung des Stückes (1780) urtheilte er selbst ganz anders: „Die Scene ist in der Schweiz, es sind aber Leute aus meiner Fabrik“[3]; d. h. eine Spröde mit Milcheimern, ein verliebter Poet im Sennenkostüm, ein

[1] Göthe's Werke (Hempel) XVI. 439 ff.

[2] Ebd. IX. 143 ff. Der gute Philister Riemer glaubte ihm das und witterte Alpenluft darin. Mittheilungen II. 111.

[3] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 283. Strehlke meint, Jery und Thomas zusammen seien = Göthe, Bätely Frau von Stein und der alte Papa „Herder“. Das Stück wird dadurch kein Haar gescheiter.

väterlicher Philister, der sich trotz Alpenluft nicht zu helfen weiß, ein närrischer Soldat, der dem sehr dummen Liebhaber mit einer plumpen Kriegslist zu Hilfe kommt, und dazu ein paar dumme Liebesliedchen — das ist ungefähr Alles. „Es ist eingerichtet," sagt der Verfasser selbst, „daß es sich in der Ferne bei Licht gut ausnimmt"[1], d. h. auf etwas Singsang und Operetteneffect berechnet.

Als Göthe im Sommer 1780 wieder etwas Neues für die Liebhaberbühne liefern sollte, war seine Erfindungskraft so erschöpft, daß er zu Aristophanes griff und einen Theil der „Vögel" mit Anspielungen auf die Gegenwart zu verdeutschen suchte[2]. Es ist schlimm, wenn man seinen Humor in Griechenland suchen muß. Der Witz wurde so gelehrt, daß man heute einen doppelten Commentar braucht, um ihn zu verstehen, einen für die griechischen, einen für die weimarischen Bestandtheile. Die Vergleichung der beiden Elemente fällt, sowohl was Erfindung und Geist, als was Form und Sprache betrifft, entschieden zu Gunsten des griechischen Dichters aus. Für den Weimarer Hof aber lag der Hauptwitz keineswegs in tiefer Kenntniß des Griechischen, sondern in den närrischen Vogelmasken, die Jedermann verstand, und in Personalien, auf welche dieselben ergötzlich bezogen wurden[3].

Im Jahr 1781 gedieh nicht einmal mehr eine solche Travestie, sondern bloß Texte zu ein paar Maskenzügen, die sich zur Abwechslung an den Nordpol verirrten: „Ein Zug Lappländer" und „Aufzug des Winters". Dieser hofdämlichen Maskenpoesie folgten 1782 „Die weiblichen Tugenden", der „Aufzug der vier Weltalter"[4] und das pantomimische Ballet „Die Entführung"[5]. Im Sommer schrieb Göthe rasch ein paar nichtssagende Scenen dahin, um an der Ilm von der schönen Corona Schröter seinen „Erlkönig" und ein paar Gedichte von Herder singen zu lassen. Man war höflich genug, dieß für ein

[1] Schöll II. 283.

[2] Werke (Hempel) VIII. 871.

[3] S. Köpert, Über „Göthe's Vögel". Berlin 1874. Calvary und Comp. — Daß Herzogin Anna Amalia die obscönen Derbheiten des Aristophanes im Original lesen wollte, verräth wenig weibliches Zartgefühl.

[4] S. die „Maskenzüge". Werke (Hempel) XI. 277 ff. „Was gebe ich Ihnen von hier Neues?" so heißt es in einem Brief vom 6. Febr. 1782, „Gelehrtes — wirklich nicht, denn daß uns Göthe neulich ein Schauspiel ohne Namen gab, mehr pantomimirt, mehr getanzt, gezaubert und maschinirt, als gesungen und gesprochen, ... ist nichts Interessantes" u. s. w. Aug. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. Leipzig 1855. S. 40.

[5] Burkhardt, Liebhaberbühne. Grenzboten 1878. III.

Singspiel hinzunehmen und so kam die sentimentale Hudelei denn auch glücklich als „Die Fischerin“ [1] in die gesammelten Werke.

Während der Wintersaison 1783 sank der Geschmack und das dramatische Interesse am Hof, sowie die poetische Thätigkeit Göthe's noch tiefer herab. Anstatt Stücke zu schreiben, zu memoriren und einzuüben, fand man es vortheilhafter, sich artig zu maskiren und zu tanzen. Karl August eröffnete die bisher nur den Hofkreisen zugänglichen Redouten für das große Publikum und übernahm selbst die Kosten der Musik, während die Herzogin-Mutter die Kosten der Heizung mütterlich mit ihm theilte. Der gewöhnlichsten Faschingsunterhaltung wurden noch großartige Titel beigelegt. So hieß eine Redoute am 14. Februar: „Das Opfer im Hayn der Geister“, und wurde darin dem kürzlich geborenen Erbprinzen von Göthe „das Horoskop der Elementargeister“ gestellt. Doch Schneider und Putzmacherin verdrängten immer mehr die neun Musen, und am 13. März vereinigten sich die Väter der deutschen Literatur sogar dazu, ihre schönen Verkleidungen unter freiem Himmel von allen Neugierigen in Stadt und Land und vorab von der lieben Jugend bewundern zu lassen [2].

Den Zug eröffnete ein Trupp türkischer Reiter mit Roßschweif und Fahnen. Darauf erschien der Landesfürst Herzog Karl August, an der Spitze seines Corps, mit einer Weste von drap d'argent und mit einem mit Hermelin besetzten Dolman von drap d'or. Die Pferde strahlten in reichstem Schmuck. Fackelträger und Janitscharen begleiteten den Fürsten, ein Wagen mit Trompetern und Paukern folgte ihm. In mittelalterlicher Tracht zeigte sich dann der Herr von Schardt als „Carneval“ mit Pierrot (dem Herrn von Einsiedel), Scapin (dem Major von Fritsch) und Polichinell (dem Herrn von Seckendorf), den noch eine ganze Schaar von Polichinellen, weiß und roth, umgaben. Auf einem mit weißem Bärenfell behangenen Pferde folgte sodann der Winter (Oberstallmeister von Stein) mit einem Gefolge von Fackelträgern, Hermelinsängern, grönländischen Bauern und Lappländern. Dann ließen sich zwei „Ritter“ sehen, der eine, Graf von Werthern [3], in niederländischer Tracht, der andere, Göthe, in altdeutscher Tracht von weißem Atlas mit rothem Purpurmantel, mit einem Gefolge von Knaben in weißem und gelbem Costüm. Die nächsten im Zuge waren: ein geharnischter Ritter (von Grote) mit Reisigen und Wappenträgern, ein Bergmann (von Lichtenberg), ein Berggeist (Geheimrath von Schardt), zwei polnische Pferdejuden

[1] Werke (Hempel) IX. 173 ff.

[2] S. die ausführliche Beschreibung bei Burkhardt a. a. O. und das genaue Programm des Zuges bei Keil, Corona Schröter. S. 244.

[3] Im Programm heißt es „Herr Preuß. Staats- und Kriegs-Minister Graf und Herr von Werthern, und Herr Geheime-Rath v. Goethe“.

(Baron von Werther und Kammerjunker von Staff), dann eine ganze Bauernhochzeit mit ihrem Hausrath und den Dorfmusikanten (ebenfalls durch lauter Herren von repräsentirt), Sancho Pansa (Hofjunker von Lyncker), Don Quijote (Kammerherr von Wedel) mit spanischen Bauern. Auf den Ritter von der traurigen Gestalt folgte die „Zeit" (Hauptmann von Castrop) mit den flüchtigen Horen, dann ein Wagen mit der Stube des Malade imaginaire (Kammerjunker von Hendrich). Um den Unglücklichen waren sein Arzt (Kammerherr von Staff), der Apotheker (von Stein), der Notar (von Arnswalde), zwei Hanswurste (von Fritsch und von Lyncker) — und zwei Mönche durften auch nicht fehlen: das waren die Kammerherren von Witzleben und von Stubenvoll. Der halb feierliche, halb närrische Geckenzug, 139 Mann stark, darunter 89 zu Pferde, defilirte durch alle Straßen der Stadt und kam zuletzt zu dem Platz vor dem Fürstenhause zurück, wo Herzogin Louise auf dem Balkon erschien. Karl August ließ seinen prächtigen Schimmel vor ihr leviren, und jeder der Anführer stellte ihr dann der Reihe nach seine Leute vor.

Bei solchen kostspieligen Kindereien war man angelangt, als Göthe Finanzminister wurde und für die dramatische Kunst vollends den Athem verlor. Trotz aller guten Vorsätze, sparsamer zu sein, entschloß sich der Hof nunmehr, auf die Leiden und Freuden des Liebhabertheaters zu verzichten, und unterhandelte noch in diesem Jahr mit dem Schauspieler Bellomo und dessen Truppe, welche dann auch an Stelle der Hoheiten und Excellenzen das Weimarer Theater übernahm.

Damit fiel für Göthe noch die letzte Anregung zu dramatischen Dichtungen und zugleich die günstigste Gelegenheit weg, sich humoristisch zu zerstreuen. Anstatt Scherze zu treiben und Theaterproben zu halten, brütete er jetzt darüber nach, das Geld wieder einzubringen, das man mit all der Faschingsherrlichkeit vertrödelt hatte, und neues Geld beizuschaffen, um fürder die Schauspieler von Profession zu bezahlen. Hätte er, wie er immer vorgab, seine Erlebnisse wirklich aufrichtig literarisch gebeichtet, so müßten wir aus dieser Zeit eine sehr drollige Komödie haben, in welcher ein Poet Finanzminister wird, sich mit all seinen frühern Komödianten überwirft, beinahe Bankerott macht und nur durch einen „Triumph der Empfindsamkeit" abgehalten wird, durchzubrennen.

Doch seine komische Lage so klar und wahr zu erfassen, war der Finanzminister viel zu eitel und viel zu sentimental. Schon 1780 hatte er angefangen, seinen selbstverschuldeten Jammer mit den Leiden Tasso's zu vergleichen und sich selbst in dem Bilde dieses Dichters tragisch zu verherrlichen. Allein die Prosa des Lebens lastete zu schwer auf ihm und die Lage war objectiv zu närrisch, als daß er in eine fruchtbare tragische

Stimmung hätte gelangen können. Ebenso vergeblich bemühte er sich, im Elpenor ein neues antikisirendes Drama zu gestalten. Auch der leichtfüßige Egmont hielt das Bureauleben nicht aus. Einige Scenen erinnern zwar heute noch an die staatsmännisch sein wollende Wichtigthuerei und theatralische Geschäftsexpedition des weimarischen Ministers; aber die Klärchengeschichte wollte nicht voran, weil Klärchen zu alt geworden war, und der Aufstand der vereinigten Niederlande kam dem Bureauchef nicht mehr gelegen, der bei seinen Leuten auf Ruhe, Ordnung, Ernst und Subordination dringen mußte. Von „Faust" und andern Projecten war gar nicht mehr die Rede. Sie quälten den Dichter nur als spöttische Erinnerung versiegter Kraft und entschwundenen Glücks. Er, der früher den „Werther" in einigen Monaten dahingewühlt hatte, rechnete es sich jetzt schon zum Glück, wenn es ihm gelang, nach langen prosaischen Wochen wieder ein paar Kapitelchen an seinem „Wilhelm Meister" auszubüfteln, von dem im November 1783 das IV. Buch mit Ach und Krach endlich fertig ward — um noch dreizehn Jahre auf die letzte Redaction zu warten[1]. Biographisch kann dieser Roman nur als ein höchst trauriges Document betrachtet werden. Denn um die elendesten Liebesgeschichten nicht etwa wie die alten Romanciers als Phantasiespiele, sondern als eine „ästhetisch-sittliche Bildungsschule" darzustellen, und dieses widerliche Thema in vertraulichem tête-à-tête mit der Frau eines Andern durchzudebattiren, mußte der Dichter alles sittliche Zartgefühl längst verloren haben. Die schöne Sprache entschädigt nicht für den unwürdigen und verderblichen Inhalt[2], und die einschläfernde Langweiligkeit ganzer Partien widerlegt an sich schon die vielverbreitete Ansicht, als ob die sog. Liebe Charlottens seinem Dichtertalent fördernd zu statten gekommen sei. Es war nur ein trauriges Scheinmittel gegen seine innere, geistige Leere.

Selbst die Sammlung seiner kleineren Gedichte mehrte sich kaum. „Meine Göttin", „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau" sind fast die einzigen aus den Jahren 1780 bis 1784, die einen größeren Dichter verrathen. Die andern sind höchstens unbedeu-

[1] Erst im Juni 1796 ward er vollendet. Es ist deßhalb hier nicht der Ort, den Roman zu besprechen. Vielleicht bietet sich hierfür ein andermal Gelegenheit.

[2] Abgesehen von den direct unsittlichen Situationen, die schon Herder verurtheilte, hat der Roman schon dadurch äußerst verderblich gewirkt, daß er den Jüngling zu Frauen in die Schule schickt, während der Charakter eines Jünglings, auch eines Künstlers, doch nur unter dem Einfluß von Männern zu echter Kraft und Tüchtigkeit heranreifen kann. S. Raich, Dorothea von Schlegel. I. 141, über die „Verziehung" A. W. von Schlegels.

tende Stimmungsbildchen, Gelegenheitsverse, kleine Complimente oder Seufzer an die Frau von Stein[1].

Vergeblich gründete die Herzogin Anna Amalia im Sommer 1781 das sogenannte Tiefurter Journal, eine belletristische Zeitung, zu der sich alle Schöngeister des Musenhofes vereinigen sollten, um das poetische Leben in neuen Schwung zu bringen. Schreibselige Herren und Damen von geringerem Talent waren gleich bei der Hand, ihre Geistreichigkeit in diesem bloß durch Schrift vervielfältigten Journal vor dem Hofe leuchten zu lassen. Doch Göthe's Beiträge flossen nur kümmerlich. Es ist mehr sein Name als seine eigentliche Thätigkeit, welche diesem höfischen Zeitvertreib einige literarische Berühmtheit verschafft hat[2]. Da repräsentirte die Einsiedler Zeitung der Romantiker ein ganz anderes Kapital von Witz, Poesie und Laune![3]

Durch seinen Mangel an gutem Humor, Stimmung und Schwung der Seele in aller Productivität gehemmt, unfähig, das literarische Interesse des Hofes lebendig zu erhalten, zog sich Göthe immer mehr in seinen sentimentalen Schmollwinkel zurück und suchte seinen Trost und seine Freude fast ausschließlich bei der Frau von Stein[4].

Unzweifelhaft ist es eines der gottgewollten Ziele der Ehe, daß die Frau des Mannes Freundin und Trösterin sei, ihn beruhige und erfreue in den Kämpfen und Mühen des Lebens, seine Sorgen theile, seine Schmerzen lindere, an der Entwicklung seines Geistes Antheil nehme, ihn nach allen Seiten hin in seiner Lebensaufgabe unterstütze. Dieser schöne Beruf der Frau ist jedoch nicht an die Schönheit des Leibes, an Geistreichigkeit und an andere zufällige Eigenschaften geknüpft, sondern

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) I. 109. 118. 142. 166. 231.

[2] S. „Das Tiefurter Journal", Aufs. von Dr. C. A. H. Burkhardt. Grenzboten 1871. III. 281 ff. Der Aufruf zur Betheiligung an dem Journal ist vom 15. Aug. 1781 datirt. Die Redaction besorgte der Kammerherr Hildebrand von Einsiedel. Das Journal wurde von sechs Copisten in 11 Exemplaren geschrieben und dann wie eine Zeitung versandt, nicht erst vorgelesen. Das Copiren kostete die Herzogin Mutter 169 Thlr. 23 Gr. Von 1781—1784 wurden 49 Nummern geschrieben, dann war auch diese Spielerei wieder außer Mode. Göthe betheiligte sich mit einigen Gedichten, die er schon in der Mappe hatte, theils mit neuen Kleinigkeiten. Merck gab zu dem Unternehmen wohl die beste Kritik, indem er einen Beitrag mit dem Titel lieferte: „Wie eine unoccupirte Gesellschaft für Langeweile zu verwahren sei."

[3] Diel (Kreiten), Brentano. Freiburg 1877. I. 233.

[4] Vgl. Gödeke, Göthe's Leben. 200 ff. Er allein von den Biographen hat gewagt, diese „Unbefriedigung" deutlich und unverschleiert zu zeichnen.

an Pflicht und Recht, an das heiligste und ehrwürdigste Bündniß, das der menschlichen Gesellschaft und ihrer Erhaltung zu Grunde liegt. Er läßt sich nicht erfüllen ohne jene unwandelbare Liebe und Treue, jenes rückhaltlose Vertrauen, jene gegenseitige Zuversicht, welche nur eine ausschließliche und unauflösliche Lebensgemeinschaft begründen kann. Ein unlauteres Verhältniß, eine sentimentale Liebelei, eine Freundschaft, die sich jeden Augenblick lösen kann, vermag nie und nimmer jene gottgewollte Aufgabe zu erfüllen. Nur wie ein Bettler oder Dieb kann sich der Buhler eine Liebe erschleichen, auf die er nach göttlichen wie menschlichen Gesetzen kein Recht hat. Die so erschlichene Liebe aber bietet kein wahres Vertrauen, keine Garantie, keine Sicherheit. Das böse Gewissen hat stets die Eifersucht als rächenden Quälgeist bei sich, und keine Liebesversicherung, auch täglich und stündlich wiederholt, kann das ruhige Glück gewähren, womit Gott nur die Treue des christlichen Ehebundes gesegnet hat.

Es ist deßhalb leicht begreiflich, daß Göthe in seinem unerlaubten Verhältniß zu Frau von Stein weder wahren Trost, noch innere Befriedigung, noch wahren Muth und Stärke in seinen Seelenleiden fand, ja diese nur verschärfte und unerträglicher machte. Wie von einem unruhigen Dämon gehetzt, seiner Liebe nie sicher, glaubte er täglich sie derselben aufs Neue versichern zu müssen, schickte ihr täglich Geschenke zum Ansehen, Riechen, Betasten und Essen, schlich fast täglich zu ihr, um ihr alle Lappalien seines äußern und innern Lebens auszukramen, erklärte sie zu seiner Schwester, Mutter und Frau, krümmte sich wie „ein dummer Junge" zu ihren Füßen, seufzte wie ein unglücklicher Liebhaber zu ihr empor und rang der angeblichen „Schwester" jene Familiarität ab, welche sie als mütterliche Erzieherin oder als spröde Geliebte versagte. Alle diese heiligsten und schönsten Verhältnisse, das des Kindes zur Mutter, des Bruders zur Schwester und des Geliebten zur rechtmäßigen Braut, hat Göthe in den oft halb wahnwitzigen Stilübungen seines Liebesromanes auf's Schmählichste entwürdigt, die ehrwürdigsten Erinnerungen darin mißhandelt.

„Sie sind wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte und gesund werde", so schreibt er ihr; aber bald darauf seufzt er: „Mir möchten fast die Knie zusammenbrechen so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt." — „Eine Liebe und Vertrauen ohne Gränzen ist mir zur Gewohnheit worden", versichert er sie in künstlichem Pathos, und drei Sätze später gesteht er: „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast." „Daß Linchen (ihrer Tochter) neulich meine Trauben

süß schmeckten," so sagt er tändelnd, „ist kein Wunder, sie sind durch dreier Verliebten Hände gegangen eh sie zu ihrem Munde kamen"; ein paar Tage drauf vergleicht er sich mit dem leidenden Erlöser am Kreuze: „Ich weiß nicht warum, aber mir scheint, Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht. Mitleiden gewiß. So gehts aber dem, der still vor sich leidet, und durch Klagen weder die Seinigen ängstigen noch sich erweichen mag, wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani (!) ruft, spricht das Volk, Du hast andern geholfen, hilf dir selber und die Besten übersetzens falsch und rufen dem Elias." [1]

Dann kommen wieder Pasteten und Braten, und Feldhuhn und Rehbraten, ein Strauß mit himmelfarbenem Band, und Frankfurter Marzipan und Schweinsköpfchen, und Schweinsrückchen und Spiegelkarpfen, und Brodtribut und ein Nachtweſtchen und anderes, was die Liebe warm erhält. Erst nach sechs Jahren ließ sich Frau von Stein endlich permanent auf das vertrauliche „Du" ein.

„Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen," versichert er sie jetzt [2], „ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtbar und gesetzlich zu eigen machte, wie werth sollte es mir sein. Und mein Novitiat [3] war doch lange genug — um sich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte. . . . Noch etwas von meiner Reiseandacht. — Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte, und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's, nicht nur wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe!"

Ob diese „Gebete" je erhört worden sind, muß wohl selbst den glühendsten Verehrern Göthe's zweifelhaft erscheinen, da er dieselbe Frau, welche er jetzt um alle Cardinaltugenden anrief, nur wenige Jahre später als „Kaffeeschwester" von sich stieß.

Das steht indeß unanfechtbar fest, daß er von 1781 an mit der Frau

---

[1] Schöll, Briefe I. 308. 321. 363. 365.

[2] Ebd. II. 45.

[3] Düntzer (Ch. von Stein und C. Schröter S. 212) bezieht diesen Ausdruck auf ein „Gelübde" der Jungfräulichkeit!!! auf ein „Sacrament der Heiligung seiner Liebe!!!" Das paßt ganz zu seiner „Mystik" und zu der Agape mit „Schwartemagen und Bratwurst".

von Stein so vertraulich wie mit einer Gattin verkehrte, in all ihre Herzens- und Familienverhältnisse eingeweiht war, und sie fast ausnahmslos an seinem ganzen innern und äußern Leben Antheil nehmen ließ. Sie hütete zu großem Theil seine Künstler- und Dichtermappe, kannte alle seine Gedichte, Zeichnungen, Pläne, Entwürfe, Arbeiten aller Art; bei ihr sprach er sich so vertraulich wie bei einer Gattin über die herzogliche Familie und den ganzen Hof, über die geheimsten ihm anvertrauten Geschäfte und Sendungen aus, ihr gab er Rechenschaft über Appetit und Schlaf, über die kleinsten Eigenheiten, über die tägliche Stimmung, über die innersten Leiden und Freuden, an sie richtete er seine offensten Herzensergüsse: an allen seinen Studien und Arbeiten mußte sie Antheil nehmen. Mit ihr zeichnete und dichtete, modellirte und schnitzte er; mit ihr trieb er Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Meteorologie. Mit ihr machte er mikroskopische Untersuchungen und physikalische Experimente. Ihr theilte er alle seine gelegentliche Lectüre mit. Spinoza und St. Martin, Lavater und Rousseau, Reisebeschreibungen und Tagesbrochüren — Alles was er las, mußte auch sie lesen. Über Theater, Literatur, Politik und Leben hatten sie ihr gemeinsames Forum: ganz Weimar mußte da Revue passiren. Die Beiden zusammen wußten mehr als Herzog und Herzogin, Herder und Karoline, Wieland und seine Frau — sie waren das „interessanteste" Paar in ganz Weimar. Eine förmliche Ehe hätte keine größere Intimität herbeiführen können.

Um das Verhältniß noch familiärer zu gestalten, nahm Göthe den einen Sohn Charlotte's, Fritz, zu sich, unterrichtete und erzog ihn nach Rousseau's Grundsätzen, ward sogar sein Schreiblehrer, tummelte sich mit ihm und seinen Gespielen herum, führte ihn auf Reisen mit sich — früher hatte er ihn sogar als Modell benützen lassen[1]. Aus den verschiedensten Zügen dieser wunderlichen Liebschaft mit der Frau eines Andern und eines fast weiblichen Interesses für Kinder sieht man genugsam, wie ihn sein Naturell fast unwiderstehlich zur Gründung eines eigenen Familienlebens hindrängte und wie elend er sich fühlen mußte, nur das unberechtigte Anhängsel einer fremden Familie zu sein. Ist auch der Ton seiner Correspondenz von 1781 an etwas ruhiger als früher, so ist doch immer noch von „Unarten", „bösen Geistern" u. dgl. die Rede.

Die jugendliche Kraftfülle früherer Jahre erlosch fast gänzlich

[1] Keil, Tagebuch. S. 178.

unter dem Pantoffel der schwachherzigen Sirene, an deren Theekessel „Glauben", Unglauben und Aberglauben sich zum empfindsamen Bunde vereinigten. Denn am Sonntage ging sie wohl in die Predigt und am Montag ließ sie sich Spinoza erklären. Sie und Göthe fabelten ewig von sittlicher Reinigung, und hatten nicht so viel sittliche Kraft, die einfachsten Gebote des natürlichen Sittengesetzes zu beobachten.

Durch ihren Einfluß schwächte sich Göthe's Titanentrotz zu jener seichten Allerweltsreligiösität ab, die mit religiösen Gefühlchen wie mit Frauenempfindungen tändelt, jedes verbindliche Dogma in unverbindliche Stimmungen verduften läßt, alle großen Fragen der Menschheit theilnahmslos umgeht, über einem Kuß die ganze Welt vergißt und die unwürdigsten Liebeleien mit den Namen von Religion, Pflicht, Liebe, Dankbarkeit, Menschenliebe bemäntelt.

Göthe ward vollständig der Sklave eines Weibes, und darum auch kleinlich, launisch, weichlich, empfindlich — wie dieses Weib. Es ist eine Schmach für das deutsche Volk, und ein unsäglicher Schaden für die deutsche Jugend, daß dieses traurige Verhältniß zu einem der Glanzmomente in der Mythologie des Göthe-Cultus emporgedichtet worden ist. Welche Begriffe von geistiger Bildung muß eine Jugend bekommen, der ein Grimm emphatisch versichert:

„In dieser Atmosphäre sehen wir unter Frau von Steins Theilnahme die Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser zehn Jahre dastehen und die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt!" [1] Welche Begriffe von Liebe und Ehe muß eine Jugend erhalten, der ein Düntzer diese unglückliche Frau mit dem Wunsche vorstellen darf: „Möge sie in dem Andenken der Nachwelt unter den edeln Seelen glänzen, deren Leben reine Liebe war und die, unter manchen Leiden sich selbst treu, Andern zum Segen wurden!" [2]

Wie diese „freiern" Anschauungen von Ehe und Liebe in Weimar selbst wirkten, sieht man an dem Beispiel des Prinzen Konstantin [3]. Um diesen armen Prinzen von seiner unglücklichen Liebe zu Fräulein von Ilten zu curiren, schickten ihn Göthe und der Herzog 1781 mit dem Hofrath Albrecht, einem Stiefsohn Jerusalems, Mathematiker von Fach, auf Reisen. Allein wie Göthe fand der 23jährige Prinz die Mathematik

[1] Göthe. Vorlesungen. 1877. I. 314.

[2] Charlotte von Stein. I. 5.

[3] Ziemlich ausführlich erzählt Düntzer diese „mystische" Geschichte: Karl August. I. 168. 173 ff. In seinem andern Werk Charlotte von Stein I. 200 nennt er sie eine „dumme" Geschichte. Ja, dumm!

weniger interessant, als die Weiber, vertauschte in Paris seinen lehrreichen Mentor mit einer französischen Concubine, Madame Darsaincourt, und ging mit dieser nach London durch. Als er ihrer hier nach Jahresfrist überdrüssig wurde, schickte er sie nach Weimar. Hier erklärte sie, daß sie vom Prinzen schwanger sei, und wurde nun, unter Göthe's väterlicher Direction, zum Förster nach Tannroda gebracht, um ihre Niederkunft abzuwarten. Ein paar Monate später, im Mai, kam dann der Prinz mit einer neuen Geliebten, einer Engländerin, auf den Continent zurück und wollte sie ganz unverfroren mit nach Weimar bringen. Aber nun hatte der ernstsittliche Göthe und sein Hof Bedenken; die Engländerin mußte an der Grenze bleiben, der Prinz wurde in Wilhelmsthal internirt, wohin dann Göthe selbst ging, um „die Knoten in seinem Wesen" nach und nach zu lösen. Die Darsaincourt ließ er durch seinen eigenen Kammerdiener, der sich auf so zarte Angelegenheit auch verstanden zu haben scheint, nach Frankreich schaffen. Der Prinz wurde in ein kursächsisches Regiment gesteckt.

„Man kann sich nichts armseligeres denken"[1], meinte Göthe selbst, als er die traurige Geschichte gehört — und so ist es wirklich mit diesen unsauberen Verhältnissen, die Düntzer „reine Liebe" nennt.

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 321.

14. Der Fürſtenbund. Trennung von Herzog und Miniſter.

1783—1785.

„Mir iſt in allen Geſchäften und Lebensverwicklungen das Abſolute meines Charakters ſehr zu ſtatten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang ſchweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer feſthalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, ſo drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts und links, was da wollte."

Göthe. Unterr. m. Kanzler v. Müller. S. 52.

„Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu ſehen, wie er (Göthe) bei dem Allem Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läßt."

Wieland. 8. Jan. 1784.

Während man in Weimar Theater ſpielte und Duodezpolitik trieb, hatte der große Oheim in Berlin wacker an der Weltgeſchichte weiter gearbeitet. Sämmtliche Großmächte mußten mit dem kleinen Militärſtaat Preußen rechnen, den er durch ſeine Annexionen von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern bereits auf 6 Millionen gebracht hatte. Als Joſeph II. es verſuchte, ſich durch Ankauf eines Theils von Bayern für das verlorene Schleſien zu entſchädigen, veranlaßte Friedrich den Prätendenten Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken zu entſchiedenem Proteſt, trat als Anwalt der bedrohten Reichsverfaſſung an ſeine Seite und rückte mit 80 000 Mann in Böhmen ein. Maria Thereſia hatte wenig Luſt am Kriege. Freudig nahm ſie die Vermittelung der Kaiſerin Katharina von Rußland an, durch welche 1779 der Teſchener Friede zu Stande kam. Öſterreich bekam die 50 □Meilen des ſogenannten Innviertels und entſagte dafür all den Anſprüchen auf Bayern, welche die Juriſten ſoeben noch haarſcharf in's Lange und Breite bewieſen hatten. Im November des folgenden Jahres ſtarb die Kaiſerin und ihr Sohn Joſeph ſah endlich ſeinen heißeſten Wunſch erfüllt, in die innere Politik ſeiner Erblande eingreifen und Öſterreich zu einem bureaukratiſchen Idealſtaate umbilden zu können. Statt Preußen weiter zu bekämpfen, machte er Front gegen den Papſt und bildete ſich nichts Geringeres ein, als die katholiſche

Kirche in Öſterreich gänzlich vom apoſtoliſchen Stuhle loszureißen und als untergeordnetes Cultusinſtitut ſeinem Miniſterium zu unterwerfen. Die religiöſen Orden ſollten beſeitigt, die Biſchöfe und der Säcularklerus in ein gefügiges Beamtenheer verwandelt werden. Eine unbegreifliche Verblendung hatte ſich des ſonſt gutmüthigen, wohlmeinenden Kaiſers bemächtigt. Haſtig erließ er ein Decret um's andere, erſt um das Ordensleben von allen Seiten einzuſchnüren, dann es zu zerſtören. Ebenſo große Eile hatte er, den Säcularklerus im Sinn ſeines Polizeiſtaates zu „reformiren", und eine anſehnliche theologiſche Dienerſchaft, Cardinal Herzan an der Spitze, bot Hand zum Werke.

Umſonſt reiste Papſt Pius VI. ſelbſt nach Wien, um den jungen Monarchen in ſeinem verhängnißvollen Streben aufzuhalten und das katholiſche Öſterreich zu retten. Kaunitz und Herzan trugen über den wehrloſen Greis, den von allen irdiſchen Mächten verlaſſenen Hohenprieſter, einen wohlfeilen Sieg davon. Jetzt erſt ging die „Reform" im Sturmſchritt weiter. Joſeph verlangte eine neue Diöceſaneintheilung, nahm eigenmächtige Biſchofsernennungen vor, hob Klöſter auf, riß Kirchengut an ſich, griff in die Ehegeſetzgebung der Kirche ein, warf Gregor VII. und den hl. Benno aus dem Brevier, die Nachtmahlbulle und die Bulle Unigenitus aus den kirchenrechtlichen Sammlungen, verbot den Beſuch des deutſchen Collegs in Rom, normirte den Gottesdienſt, maßregelte Pfarrer und Küſter und eröffnete durch ſein Toleranzedict dem Proteſtantismus Thür und Thor [1]. So rückſichtslos miſchte er ſich in die innern Angelegenheiten der Kirche und in die Sachen des Gewiſſens, ſo revolutionär vergriff er ſich an der beſtehenden Ordnung der Dinge, daß ſeine Maßregeln ſelbſt dem jungen Herzog Karl Auguſt bedenklich erſchienen.

„Die Handlungen des Kaiſers," ſchrieb dieſer an Merck [2], „können aus vielerlei Augenpunkten angeſehen werden. Sie haben ſehr viel Ähnliches von Meiſterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menſchen, aber doch der innern Staatsumſtände, und ſind das Gegentheil von Furchtſamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe ausſieht und, quod probe notandum, ablaufen wird, das laſſ' ich

[1] J. von Huth, Verſuch einer Kirchengeſchichte des 18. Jahrh. Augsburg 1809. II. 122 ff. 517 ff. — Seb. Brunner, Die theol. Dienerſchaft am Hofe Joſephs II. Wien 1868. — Brück, Rationaliſtiſche Beſtrebungen. Mainz 1865. S. 11 ff. 116 ff. — Seb. Brunner, Myſterien der Aufklärung. Mainz 1869, u. Joſeph II. Freiburg 1874.

[2] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 189. 190.

dahingestellt sein. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Freicorpsdictum: ‚Der Teufel hol die Pfaffen', oder wie ein philosophischer Begriff, daß niemand Unnützes im Staate leben solle (Beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonder Ding. Man glaubt zwar von herrschaftswegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effektive die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanz-Übersicht vielen Respect; aber mich dünkt doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und Nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus langer Weile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen angesehen werden, welche eines Besitzthums und Existenz unfähig wären. Es möchte wohl alsdann etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedienungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte. Denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche für meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müsse."

Friedrich II. sah den Todtengräberarbeiten lächelnd zu, durch welche der aufgeklärte Kaiser die Beerdigung des alten Reiches vorbereitete. So frivol ungläubig er war, so herzlich verachtete er die übrigen Monarchen Europa's, unter deren Scepter die seichte Aufklärung der Zeit emporgeblüht war, die sämmtlich unter dem Pantoffel ihrer Minister standen, von denen keiner selbst zu regieren wußte.

„Großer Gott!" ruft er in einem Briefe aus, „von was für Wesen hängt das Loos der unglücklichen Sterblichen ab! Ein König von Frankreich, der keine Idee von den Interessen seines Reiches hat, ein König von Spanien verrückt, eine Königin von Portugal ihrem Beichtvater unterworfen, ein König von England, den Bute am Gängelband führt, ein König von Neapel, würdig des Narrenhauses, eine Czarin, ebenso hochmüthig gegen Europa, als gemein und niedrig gegen ihre Buhlen." [1]

Der Papst war in den Augen des kriegerischen Realpolitikers nur ein ohnmächtiger Priester; der Kampf des Kaisers gegen Rom kam ihm wie eine drollige Don-Quijoterie vor.

„Der Papst ist in Rom," sagt er in einem Schreiben an seinen Neffen

[1] L. von Ranke, Sämmtliche Werke XXXI. XXXII. 460.

in Braunschweig, „der Kaiser und der Fürst Kaunitz sind darüber außerordentlich in Verlegenheit; der heilige Vater will diesen widerspänstigen Sohn beugen und wenn es nicht gelingt, ihn durch den Arm eines ökumenischen Concils nöthigen. Diese Mittel sind sehr schwach gegen einen Potentaten, der 200 Tausend Menschen in Bewegung setzen kann; ich, in meiner Eigenschaft als Excommunicirter, lasse Jedermann als Schismatiker erklären, den der heilige Vater würdig befindet, diesen Namen zu tragen, sicher an meinem Herde vor den Blitzen des Vatican, vor dem Despotismus Kaunitzens und vor Josephs Ungestüm.“ [1]

Nicht lange sah indeß der „philosophische“ König der gewaltigen kirchenpolitischen Bewegung sarkastisch lächelnd zu. Der Kampf gegen Rom war im Sinne Josephs nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um den absoluten Staat herzustellen und durch dessen finanzielle, militärische und polizeiliche Centralisation die Hegemonie Österreichs wieder zu erringen. Österreich sollte ein zweites Preußen werden, um Preußen zurückzudrängen. Mit der durchaus verfehlten und verhängnißvollen Kirchenpolitik des Kaisers aber mischte sich der an sich nicht unberechtigte Plan, dem kaiserlichen Ansehen in Deutschland wieder Geltung zu verschaffen und dadurch die alte Reichsverfassung vor dem Untergang zu bewahren. Doch die Maßregeln, die er ergriff, um das kaiserliche Ansehen wieder zur Geltung zu bringen, führten, bei seinem rücksichtslosen Ungestüm und bei der ängstlichen Eifersucht der Reichsstände auf ihre besondern Rechte, gerade das Gegentheil herbei. Es wurden allüberall Klagen laut, daß er die Rechte der Stände, die Reichsverfassung und mit ihr den alten Stand der Dinge überhaupt bedrohe. Eifersüchtig bekämpfte man sein Streben, die reichsten und einflußreichsten deutschen Bisthümer, Köln, Münster, Paderborn, Hildesheim, Lüttich, an seinen geistlichen Bruder Maximilian zu bringen. Bittere Klagen wurden laut, als er österreichischen Invaliden sog. Panisbriefe ausstellte und sie damit zur Verpflegung an deutsche Fürsten überwies, welche ehemalige Stifte beerbt und säcularisirt hatten. Die Markgrafschaft Burgau beklagte sich, daß ihr die „österreichische uneingeschränkte Landeshoheit aufgenöthigt worden sei“; der schwäbische Kreis, daß man ihn mit unausgesetzten Eingriffen in seine Rechte quäle und ihm z. B. alles hilfsbedürftige, liederliche, heimathlose Gesindel, dessen die Wiener Polizei los sein wollte, zugeschickt habe. Ernsten Widerspruch rief es hervor, daß Joseph „gegen alles Vertragsrecht“ gewaltsam und tumultuarisch

[1] Ebd. S. 464.

den öſterreichiſchen Bisthumsantheil des Sprengels Paſſau von dem dortigen Hochſtift losriß. Ebenſo erbitterten ähnliche Verſuche an den Bisthümern Chur, Konſtanz, Regensburg, Salzburg und Lüttich. Am meiſten aber fühlte ſich Preußen und mit ihm viele der kleinern Reichsſtände herausgefordert, als Kaiſer Joſeph den Plan wieder aufnahm, einen Theil von Bayern an Öſterreich zu bringen. Das Project wurde dießmal in die Form eines Tauſches gebracht. Der Kurfürſt Karl Theodor ſollte für ſein Bayern die öſterreichiſchen Niederlande und dazu anderthalb Millionen Gulden erhalten; ſeinem präſumtiven Erben, dem Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der wegen Maitreſſenwirthſchaft in ſteter Geldverlegenheit war, wurde eine Million, ſeinem ebenſo liederlichen Bruder Prinzen Maximilian eine halbe Million Gulden in Ausſicht geſtellt; in den Zeitungen war ſchon von einem Königreich Belgien die Rede [1].

Durch dieſe Maßregeln des Kaiſers und die Mißſtimmung der Fürſten und Stände ſah ſich Friedrich II. in die günſtige Lage verſetzt, ſich als Vertheidiger „der deutſchen Verfaſſung“ gegen den Kaiſer aufſpielen zu können.

„O ihr Götter!“ rief er aus, „mit was für einem infamen Kram haben wir zu ſchaffen! Wie werden wir, bloß von feigen und käuflichen Canaillen umgeben, allein die deutſche Verfaſſung aufrecht erhalten und uns der ſchamloſen Räuberei dieſes verfluchten Wiener Tyrannen entgegenſetzen können? All das bringt mich aus den Angeln. Denn in einer ſo allgemeinen Verwirrung wie dieſe hat man nicht einmal genug Anhaltspunkte, um Conjecturen zu bilden.“ [2]

Seinem Ruf um Hilfe war unterdeſſen eine Anzahl von Fürſten bereits zuvorgekommen: ob auf Anregung von Berlin aus, das kann hier unerörtert gelaſſen werden. Genug, an mehreren der kleinen Höfe waren all die eben erwähnten Klagen gegen Joſeph bereits emſig beſprochen worden und damit zugleich der Gedanke aufgetaucht, „zur Wahrung und geſetzlichen Reform der Reichsverfaſſung“ eine reichsſtändiſche Union in's Leben zu rufen. Der Gedanke fand lebhaften Anklang und wurde erſt von den Fürſten und ihren Räthen, dann von den Fürſten unter ſich, unter ſtrengem Geheimniß in vertraulichen Zuſammenkünften debattirt. Der Markgraf von Baden und ſein Miniſter Edelsheim entwarfen die erſte Skizze einer ſolchen Vereinbarung. Edelsheim trat mit den Höfen

[1] L. Häuſſer, Deutſche Geſchichte. Berlin 1869. I. 157 ff. K. A. Menzel, Neuere Geſchichte der Deutſchen. Breslau 1855. VI. 145 ff.

[2] Ranke a. a. O. S 466.

von Deſſau, Braunſchweig, Gotha, Weimar und Zweibrücken in Verbindung und ſuchte auch die geiſtlichen Reichsfürſten für den Plan zu gewinnen. Das literariſche und theatraliſche Plaiſirleben an den kleinen Höfen ermöglichte es, die diplomatiſchen Unterhandlungen anfänglich völlig zu maskiren. Im Herbſt 1783 erſchienen erſt der Markgraf und der Erbprinz von Baden in Weimar, dann der Fürſt von Deſſau, welcher die badiſche Denkſchrift weiter nach Braunſchweig und im Januar 1784 an den Hof von Berlin beförderte[1].

Durch dieſe Negociationen war der Herzog von Sachſen-Weimar und Göthe, ſein Miniſter, zum erſten Mal in die günſtige Gelegenheit verſetzt, eine Rolle in der hohen Politik zu ſpielen und über die wichtigſten Intereſſen Deutſchlands ihr Wort mitzuſprechen. Karl Auguſt war erſt 26 Jahre alt, aber voll fürſtlichen Bewußtſeins. Das bloße Theaterleben, Göthe's Wieſenbewäſſerungen und das Ilmenauer Bergwerk erſchöpften ſeinen Trieb nach Regierungsthätigkeit nicht. Die Dilettanterie mit Gemälden, Stichen, Steinen, Pflanzen und Knochen intereſſirte ihn zeitweilig; doch zu einem Mann der Wiſſenſchaft war er nicht geboren. Er griff mit beiden Händen zu, als ſich die bedeutendere politiſche Thätigkeit nach Außen darbot, ſtudirte das ganze Unionsproject, berieth es mit ſeinen Nachbarn zu Deſſau und Gotha und übernahm im Jahre 1784 perſönlich die wichtigſten Verhandlungen mit Braunſchweig, Preußen, Mainz und Zweibrücken.

Kein Punkt in Göthe's Leben iſt von den Forſchern bis jetzt ſo vernachläſſigt worden, als dieſe, man kann ſagen, bedeutendſte Epoche, wo er ſein Genie als Staatsmann auf's Glänzendſte hätte leuchten laſſen können, wenn er wirklich eine hohe ſtaatsmänniſche Begabung und das damit verbundene Intereſſe für die wichtigſten politiſchen Fragen beſeſſen hätte. Roſig war die Lage allerdings keineswegs, und man darf ſich ſchon die Frage ſtellen, ob Karl Auguſt klug und richtig gehandelt, ſich mit ſo jugendlicher Begeiſterung für „die deutſche Verfaſſung" und deren Reform der preußiſchen Politik in die Arme zu werfen. Immerhin ſtanden die höchſten politiſchen und religiöſen Intereſſen auf dem Spiel, Intereſſen von weittragendſter Bedeutung für das Herzogthum, für ganz Deutſch-

[1] Vgl. Ranke, Die deutſchen Mächte und der Fürſtnbund. Werke XXXI. und XXXII. 65 ff. 147 ff. und die intereſſanten Aktenſtücke 468 ff. — Adolph Schmidt, Geſchichte der preußiſch-deutſchen Unionsbeſtrebungen. Leipzig 1851; von Demſ. Preußens deutſche Politik. Ebd. 1850. — J. Müller, Darſtellung des Fürſtenbundes. Leipzig 1787. — Dohm, Über den deutſchen Fürſtenbund. Berlin 1785.

land, eventuell für die geſammte europäiſche Politik. Dem Staatsmann wie dem Patrioten war Gelegenheit zum Wirken gegeben. Zum wenigſten konnte man von einem Mann, der ſich auf Koſten ſeiner ſchriftſtelleriſchen Anlagen in die politiſche Laufbahn eines Reformminiſters gedrängt, erwarten, daß er jetzt wenigſtens einmal den Jahrmarktströdel von Plundersweilen, Weiber und Theater liegen laſſen und ſich ernſt und entſchieden mit den wichtigſten Fragen ſeines Vaterlandes beſchäftigen würde. Doch Göthe war weder Staatsmann noch Patriot.

Mehr Dichter als Diplomat, mehr ein Freund der Frauen als der Männer, war er bis jetzt nur darauf bedacht geweſen, ſeinen Herzog zu einem friedlichen Landesfürſten und Dichtergönner heranzubilden. Seinen Hang zu Jagd und Militarismus hatte er nach Möglichkeit zu dämpfen geſucht. Es intereſſirte ihn zwar, Berlin Anfangs 1778 gerade in dem Augenblicke zu ſehen, als der König ſich eben zum Kriege rüſtete; aber das war für ihn ein Schauſpiel wie ein anderes. Die hohe Politik intereſſirte ihn nicht, und der preußiſche Militärſtaat am wenigſten. „Dem alten Fritz," ſchrieb er an Merck, „bin ich recht nah worden, da hab ich ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerriſſene Vorhänge, und hab über den großen Menſchen ſeine eigenen Lumpenhunde räſonniren hören." [1] In dem bunten Treiben der kriegeriſchen Königsſtadt fand er ſchließlich nur ein ſehr mechaniſches Uhrwerk. „Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, beſonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tauſend Stiften, ſchließen, die dieſe Melodien eine nach der andern hervorbringt." [2] Daran knüpft ſich das Geſtändniß an Frau von Stein:

„So viel kann ich ſagen, je größer die Welt, deſto garſtiger die Farce und ich ſchwöre, keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden iſt ſo ekelhaft als das Weſen der Großen Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß ſie mir meinen Muth und Gradſein erhalten wollen bis ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den letzten Theil des Zieles laufig hinkriechen laſſen. Aber den Werth, den wieder dieſes Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen. Ich bete die Götter an und fühle mir doch Muth genug, ihnen ewigen Haß zu ſchwören, wenn ſie ſich gegen uns betragen wollen, wie ihr Bild, die Menſchen."

Mochte ſich auch die brauſende Welt- und Preußenverachtung des

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 138.
[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 168. 169.

Frankfurter Advocaten ſeither durch manche fürſtliche Beſuche, Bureauqualen und Miniſterſorgen ein wenig gedämpft haben, ſo waren die Umſtände jedoch wenig dazu angethan, ihn für die Sache des Fürſtenbundes zu begeiſtern. Seinen eigentlichen Halt konnte der Bund nur in Preußen finden. Der „abgelebte Löwe“ in Berlin aber war und blieb ihm widerwärtig, nachdem derſelbe einmal ſeinen Götz von Berlichingen als eine „verabſcheuungswürdige Nachahmung“ engliſcher Dramatik zu Schanden kritiſirt hatte. Einer der einflußreichſten Diplomaten des alten Königs, ſein Geſandter in St. Petersburg, war derſelbe Graf Görtz, der in Weimar vor Göthe's Einfluß die Segel hatte ſtreichen müſſen, der das „Genieleben“ auf's Strengſte verurtheilt und nicht ohne Grund in weiteſten Kreiſen discreditirt hatte. Aus der anſehnlichen Correſpondenz Göthe's aber iſt nirgends erſichtlich, daß er großen Antheil an den deutſchen Reichs-, Rechts- und Verfaſſungsfragen genommen hätte.

Indeſſen ließ er es ſich gefallen, dem Herzog als Geheimſchreiber in den Verhandlungen zu dienen, welche dieſer ganz geheim mit Frankreich pflog, um den geplanten deutſchen Bund eventuell auf deſſen Hilfe zu ſtützen. Im Auguſt 1784 begleitete er dann, obgleich ziemlich widerwillig [1], ſeinen Herzog nach Braunſchweig und half ihm hier ſowohl ſeine geheimen Unterhandlungen führen, als auch die nöthigen Acten ſchreiben und Beides mit literariſchem und anderem Gerede bei Hofe ſorgfältig verſchleiern. Die Correſpondenz mit Frau von Stein wird vom 18. Auguſt an plötzlich franzöſiſch — das war die Sprache der Diplomatie. Mitten in der diplomatiſchen Komödie der Unionsverhandlungen [2] ſchrieb denn der größte deutſche Dichter an ſeine einundvierzigjährige Geliebte:

„Je ne seus mou existence qne par toi, tu m'as appris à aimer moi-meme, tu m'as donné nne patrie, nne langue, un stile, et je finirois par t'ecrire des phrases. Mou amie cela ne se peut pas. Cependant je poursuivrai car si jamais je ponrrai apprendre cette langue que tont le monde croit scavoir, ce sera par toi et je serai bien aise de te devoir anssi ce talent comme je te dois tant de choses qui valent beaucoup mieux.“ [3]

---

[1] „Ich werde wohl mit müſſen,“ ſchreibt er an Charlotte. Schöll III. 77.

[2] Ranke, Sämmtliche Werke. Berlin 1875. XXXI. 74. „Die dieſe Verhandlungen betreffenden Correſpondenzen und Briefe haben die Ehre gehabt, daß ſie von Göthe's Hand — denn eines zuverläſſigen vertrauten Geheimſchreibers bedurfte es — für den Herzog Karl Auguſt abgeſchrieben worden ſind.“

[3] Schöll III. 85.

Um ſich im Franzöſiſchen zu üben, fuhr er etliche Zeit fort, ihr ſeine Liebe franzöſiſch zu erklären und ihr ſeine kleinen Tagebuch-Neuigkeiten franzöſiſch zu geben. Über die Verhandlungen ſelbſt durfte er es nicht wagen, ſich ſchriftlich zu äußern. Er ſchrieb ihr nur im Allgemeinen, daß Alles gut ginge:

„D'ailleur tout va bien ici, ce qui etait le but serieux de notre voyage a parfaitement bien reussi. C'est un secret que je te confie, car tout le monde croit surement que nous ne sommes venus que pour nous amuser.“ [1]

Hocherfreut über den glücklichen Gang der Geſchäfte, beſchloß der Herzog, ſelbſt nach Zweibrücken zu gehen, von welchem Hofe am meiſten für die projectirte Union abhing. Es galt, den Pfalzgrafen von Öſterreich abzuziehen und dadurch die Pläne des Fürſten Kaunitz auf Bayern zu vereiteln. Mehr als in Braunſchweig wäre hier die Perſönlichkeit Göthe's vortheilhaft geweſen, den herzoglichen Beſuch als eine Sache ſchöngeiſtiger Unterhaltung erſcheinen zu laſſen. Der Herzog lud ihn auch ein; doch Göthe nahm nicht an; er wollte, wie er der Frau von Stein ſchrieb, ſeinen eigenen Geſchäften nachgehen und im Übrigen ganz für ſie leben [2]. Der Herzog reiste alſo Mitte September (1784) ohne ihn ab, woraus ſchon genugſam erhellt, daß er in der ganzen Angelegenheit ſehr ſelbſtändig handelte und durchaus nicht an Göthe's Hilfeleiſtung gebunden war. In Weimar verbreitete ſich bald darauf das Gerücht, es ſei zwiſchen Beiden ein Zerwürfniß eingetreten. Ganz unwahrſcheinlich iſt das nicht. Göthe mußte mit einigem Verdruſſe wahrnehmen, daß der Herzog die hohe Politik benützte, um ſeiner bisherigen Leitung zu entſchlüpfen. Doch war er ſchon zu feiner Hofmann, um ſich einer ſittlichen Entrüſtung zu überlaſſen. Nur beantwortete er die Nachrichten des Fürſten über den Verlauf der Unterhandlungen mit kühler Reſerve und gab ihm einen väterlichen Wink, aus der haute politique wieder in's Miniſterium des Innern, der Landwirthſchaft, des Cultus und Theaters zurückzukehren.

„Zuerſt muß ich ſagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefes nicht befremdet hat. Denn obgleich das Schachſpiel dieſer Erde nicht genug zu kalkuliren iſt, und ein fehlerhafter Zug manchmal Vortheil bringt, ſo ſchien

[1] Ebd. III. 98.

[2] Je ferai mes affaires et le reste du temps je n'existerai que pour toi. Ebd. III. 106.

es mir doch unmöglich, daß die Schritte des F. v. D.[1] zu etwas Gutem und Zweckmäßigem führen sollten. Besonders war seine letzte Reise ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgang, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweren hatte .... Es ist mir denn aber doch jetzt sehr lieb, daß Sie die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehen und in der Folge sich entweder zurückziehen oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handeln."[2]

Göthe glaubte also seinen Einfluß nicht durch des Herzogs eigene selbständige Entscheidung, sondern durch fremden Einfluß durchkreuzt. Der übrige Inhalt des Briefes zeichnet die bürgerliche Kleinthätigkeit, welcher Göthe selbst sich widmete und in welche er den Herzog sanft zurückzuführen wünschte. Umreißen eines Angers in Daasdorf und Verhandlungen wegen Entschädigungsgesuchen; Umbau eines alten Hauses in Weimar, des sog. Grimmenstein, in ein kleines Armenhaus; chemische Untersuchung des Gesundbrunnens in Ilmenau, kleine Wassercorrectionen in Jena und die Kammerrechnungen von Sachsen-Weimar-Eisenach — — das waren dem Minister viel wichtigere Sachen, als der Fürstenbund und all die großen politischen Probleme, die damit verknüpft waren.

„Das fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten, wie es aufgenommen wird. — Einen Brief an Sömmering über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehstens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Waitz wird fast täglich besser, er hat den Casseler Elephantenschädel ganz trefflich gezeichnet."

In Darmstadt sollte Karl August bei dem dortigen Herzog 20 Louisd'or eintreiben, welche dieser dem Bergwerk in Ilmenau schuldete, in Zürich Lavater, in Emmendingen Schlosser grüßen. Von dem kleinen Fritz Stein, den er im Radiren unterrichtete, legte er ein Probeblatt bei; von dessen Mutter klagte er, daß sie nach Kochberg gezogen und dort mit Hausorgen geplagt sei. Dann mahnte er den Herzog, fast wie einen Knaben:

„Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen Sie sich, wenn es nicht anders ist heraus, ohne Sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und compromittirt haben. Die Reise des B. fiel mir gleich auf. — Noch hat mir Bode einen Auftrag gegeben, auf den er sich balde Antwort er-

[1] Fürsten von Dessau.

[2] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 34 ff.

bittet. Sie haben ihm gewiß vor einiger Zeit geſagt, daß man Ihnen ein großes Kapital angeboten, das wahrſcheinlich Jeſuiten-Geld ſeye. Er habe für einen guten Freund die Summe von 40/m Thalern nöthig, ob Sie ihm nicht näher den Canal angeben könnten und wollten, durch den zu dieſem Anlehn zu gelangen ſeye. — Einer Pariſer Loge fällt es ein, einen neuen Congreß zuſammen zu berufen, der das Schickſal des vorigen haben wird. Vielleicht hören Sie etwas in Straßburg davon. Bode iſt auch eingeladen, es fehlt nur am feurigen Wagen zu dieſer Prophetenreiſe."

Karl Auguſt ließ ſich durch die Mahnungen ſeines bisherigen Mentors nicht beirren, ſondern ſuchte ſich ſeiner diplomatiſchen Miſſion mit ebenſo viel Eifer als Vorſicht zu entledigen [1]. Er unterhandelte nämlich nicht in eigenem Namen, ſondern im Namen und Auftrag des Prinzen von Preußen. Das war der Einfluß, der ſich zwiſchen die beiden Freunde gedrängt und von dem Göthe fürchtete, daß er leicht den Herzog compromittiren könnte. Der Herr B., von welchem in dem Briefe die Rede iſt, war der preußiſche Major Biſchofswerder, des Prinzen vertrauteſter Adjutant, der dem Herzog von Zweibrücken im Auftrag des Prinzen von Preußen 100 000 Ducaten anbieten und ihn ſo aus der Geldklemme reißen ſollte, in welcher er ſich in Folge liederlicher Hofhaltung befand. Die Noth war groß. An Frankreich ſchuldete der Herzog von Zweibrücken 2 000 000 Livres, an den Canton Bern 770 000 Livres, nach Antwerpen 200 000 fl., in die Pfalz 150 000 fl., an Juden im Elſaß 30 000 fl., an noch rückſtändigen Intereſſen und Penſionen eine weitere Million. Das preußiſche Angebot ſollte den Herzog aus dieſen Nöthen erlöſen, und ſo verhindern, daß er ſich auf die Anerbietungen Öſterreichs einließe. Aber es reichte bei weitem nicht hin und wurde deßhalb abgewieſen. Frankreich, dem daran gelegen war, weder Preußen noch Öſterreich zu begünſtigen, ſtreckte dem halb bankerotten Fürſten 4, nach Andern 6 Millionen Livres vor, um ſeine Schulden zu bezahlen. Herzog Karl Auguſt, der nun weiter mit Zweibrücken hätte verhandeln ſollen, war in Verlegenheit; er bat den Prinzen von Preußen, ihn von ſeiner Sendung nach Zweibrücken zu dispenſiren. Im Einverſtändniß mit Edelsheim ging er unterdeſſen nach Mainz, um den dortigen Kurfürſten und ſeinen Bruder, den Biſchof von Bamberg (-Würzburg), in die Union hineinzuziehen. Das Memoire, worin er dem Prinzen von Preußen Bericht darüber erſtattete, iſt ein merkwürdiges Gegenſtück zu Göthe's ebenerwähntem Briefe. Preußen, Öſterreich, Frankreich, Holland,

[1] S. die Correſpondenz darüber bei Ranke l. c. 468 ff.

Rußland, England, Dänemark, ganz Europa marſchirt darin auf, um den augenblicklichen Stand der complicirten Zweibrücker Angelegenheit zu beleuchten. Über den Finanzſtand des bedrängten Herzogs, über die Geſchichte des franzöſiſchen Anlehens, über die diplomatiſchen Schachzüge der einzelnen Mächte, über Stimmung und Haltung der einzelnen kleinen Fürſten werden die eingehendſten, genaueſten Angaben gemacht. Der Prinz wird ausführlich über die Berathſchlagungen unterrichtet, welche Edelsheim mit den Mainzer Räthen zuvor gepflogen. Auch die künftige Königswahl und die großen kirchenpolitiſchen Fragen waren dabei zur Sprache gekommen. Die Mainzer erklärten ſich bereit, den Prinzen von Preußen zum künftigen Haupte Deutſchlands zu kieſen, „wenn Seine Königl. Hoheit ſich entſchließen könnte, die katholiſche Religion anzunehmen". Die Schwierigkeit der Verhandlung lag hauptſächlich darin, daß die geiſtlichen Kurfürſten, obwohl in kirchlichen Dingen ſchwach und nachgiebig an den Zeitgeiſt, doch in der vorgeſchlagenen Union nur einen preußiſchen Kniff erblickten und den Preußen nicht trauten. Um dieß Mißtrauen zu beſeitigen, bemühte ſich Karl Auguſt zuerſt, den Biſchof von Bamberg zu gewinnen, was völlig gelang. Dann berieth er ſich mit Edelsheim, wie er den Kurfürſten ſelbſt einfädeln wollte, und kam mit dieſem über folgenden Plan überein.

Er, Karl Auguſt, wolle dem Kurfürſten beibringen, daß noch gar keine förmliche Union beſtehe, daß man aber ſehr geſpannt ſei, wie die geiſtlichen Fürſten ihre verletzten und bedrohten Rechte vertheidigen wollten. Alle patriotiſchen Fürſten, Katholiken wie Proteſtanten, ſtimmten darin überein, daß die Verfaſſung der Römiſchen Kirche im hl. Reich ein weſentlicher Punkt ſei, der aufrecht gehalten werden müßte. Was man in der letzten Zeit von einem Fürſtenbund geſprochen, ſei durchaus nicht von preußiſchen Intriguen ausgegangen, wie die geiſtlichen Fürſten befürchteten. Falls der Kurfürſt ſich ihm über dieſe Punkte eröffnete, wollte Karl Auguſt ihm dann vorſchlagen, im Kriegsfall (!) eine Obſervationsarmee ins Feld zu ſtellen, doch ohne Zuzug von andern Fürſten, wohl aber im Einvernehmen mit Frankreich und Preußen; der Kurfürſt ſollte mit Frankreich, der Herzog mit Preußen darüber unterhandeln.

„Falls er 6. über die Wahl eines Römiſchen Königs ſpräche, würde ich ihm die Schwierigkeiten auseinanderſetzen, die es hätte, daß Ew. Königl. Hoheit die Religion veränderte und ihn durch die triftigſten Gründe zu überzeugen ſuchen, daß die Katholiken nichts risquirten, indem ſie ſich einen Proteſtantiſchen Kaiſer gäben, der von ſo edeln Geſinnungen beſeelt wäre, wie ſie Ew. K. H. auszeichneten und den Kurfürſten zu beſtimmen, den übrigen Wahlfürſten dieß vorzuſchlagen. Der 7. Punkt, auf den ich am meiſten dringen wollte, war, daß die Geiſtlichen Fürſten den Weltlichen Fürſten

den Vorschlag eines Bundes machen sollten, falls die Dauer des Krieges Deutschland dazu nöthigte; in Anbetracht, daß sie am meisten dem Kaiserl. Hofe mißtrauen müßten, daß es somit ihnen zukäme mit uns zu unterhandeln, ein solides Project zu machen und uns durch annehmbare Vorschläge zu einem Bunde einzuladen, um ihre Rechte zu vertheidigen. Ich würde ihn dann versichern, daß, falls er diesen ersten Schritt thun wollte, genug patriotische Fürsten vorhanden wären, die es auf sich nähmen, ihre Mitstände zu versammeln, um sich an unsern gemeinsamen Interessen zu betheiligen." [1]

Das „kleine Karlchen", das Göthe noch pädagogisch schulmeisterte, arbeitete also, unter preußischer Direction, an nichts Geringerem, als an dem größten Problem der preußischen Politik, die geistlichen Kurfürsten und das katholische Deutschland von dem bisher katholischen Kaiserhause Österreich loszureißen und ein protestantisches Kaiserthum mit preußischer Spitze zu gründen. So weit hatte es Josephs II. erbärmliche Kirchenpolitik gebracht, daß ein kleiner protestantischer Fürst dem Kurfürsten-Primas von Mainz den Vorschlag machen durfte, das hl. Reich deutscher Nation in Preußens Hände zu liefern.

Eine eingehendere Beurtheilung dieser Verhältnisse gehört nicht hierher [2]. Was Göthe gegen die politische Thätigkeit des Herzogs einnahm, waren durchaus keine politischen, religiösen, grundsätzlichen Motive. An Österreich war ihm ebenso wenig gelegen, als an Preußen; an einem katholischen Kaiserthum ebenso wenig als an einem protestantischen: das Wichtigste auf der Welt war ihm das Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach und das Wichtigste in diesem Herzogthum war ihm die Frau Charlotte von Stein und die eigene Stellung. Seine Pyramide als weimarisches Factotum war nun allerdings gebrochen. Der Herzog war nicht mehr sein ergebener Zögling im Conseil und auf dem Theater, sondern selbständiger Herrscher und preußischer Diplomat aus eigenem Antrieb. Aber er saß doch immerhin in einem warmen Nest, dominirte noch das kleine Ländchen im Innern, hatte seinen „Schatz", seine Bibliothek, sein Theater, Kleinigkeiten genug, um sich alle größeren Ideen vom Leibe zu halten, und auch seine — Bequemlichkeit.

Als ihn der Herzog Anfangs December (1784) einlud, nach Frankfurt zu kommen und ihn auf der Rückreise zu begleiten, hatte er fast ein wenig Lust; aber er erinnerte sich an die Reise von 1779, wo er mit dem Herzog so viel gefroren, gehungert und sich gelangweilt hatte, da die

[1] Memoire Karl Augusts an den Prinzen von Preußen bei Ranke, l. c. 475.
[2] S. Preußens Politik. Hist.-pol. Blätter. XXVI. 651 ff.

Prinzeſſinnen nur zum Anſehen waren. „Ich bin wirklich in Verlegenheit," ſchrieb er ſeiner „Herrin", „was ſagſt Du dazu, liebe Lotte. Das Wetter, die Jahreszeit, mein Befinden und die böſen Erinnerungen von 79, Homburg, Darmſtadt, Hanau, Zwingenberg machen mir Reißen in den Gliedern. Lebe wohl, Du Beſte, die mich doch allein hält!"[1] Er blieb bei Charlotte.

„Ungern," ſo entſchuldigte er ſich beim Herzog[2], „ſchreibe ich dieſen Brief, anſtatt ſelbſt zu kommen, da ich ſehe, daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde, mich in Frankfurt zu finden. So viele äußere und innere Urſachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehen, und dieſe Reiſe, der es nun bald an ſauern Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann, Ihnen von recht großem Nutzen werden. Mich heißt das Herz das Jahr in Sammlung zubringen; ich vollende mancherlei im Thun und Lernen, und bereite mir die Folge einer ſtillen Thätigkeit auf's nächſte Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreiſe meiner Beſtimmung liegen. Ich habe deren ſo genug und zuviel, der Haushalt iſt eng und die Seele unerſättlich. Ich habe ſo oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hauſe kommt, die Seele, ſtatt ſich nach dem Zuſtande, den man findet, einzuengen, lieber den Zuſtand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, ſo ſucht man doch ſo viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne zu bemerken, ob ſie auch hereingehen und paſſen oder nicht. Selbſt in den letzten Zeiten, da ich doch ſelbſt in der Fremde nur zu Hauſe bin, hab' ich mich vor dieſem Uebel, oder wenn Sie wollen vor dieſer natürlichen Folge nicht ganz ſichern können. Es koſtet mich mehr, mich zuſammenzuhalten, als es ſcheint, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der paſſiven Diät bringen können, an der ich jetzt ſo feſt hange. Leben Sie recht wohl und kommen glücklich wieder zu uns."

Karl Auguſt nahm die Entſchuldigung freundlich auf. Er war durchaus kein excluſiver Geiſt. Er überließ Göthe ſeinen adminiſtrativen und wiſſenſchaftlichen Neigungen, ja in einem Brief an Knebel verbreitete er ſich noch von der Reiſe aus ſehr weitläufig über den Nutzen der Naturwiſſenſchaften, welche augenblicklich Göthe am lebhafteſten beſchäftigten. Göthe ſeinerſeits war nicht weniger geſchmeidig. Ob auch ſeufzend „am Rade Irions" (ſo iſt ein Brief an Herder datirt[3]), diente er doch neben allen ſeinen ſonſtigen Bureaugeſchäften her dem Herzog noch als vertraulicher Copiſt für die weiteren Verhandlungen, die nun

[1] Schöll III. 123.
[2] Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.
[3] Aus Herders Nachlaß I. 83.

viel bedeutſamer wurden, da Friedrich II. aus der bisherigen Zurückhaltung heraustrat und ſich ſelbſt an die Spitze des geplanten Bundes ſtellte. Sigmund von Seckendorf, noch vor wenigen Jahren Göthe's Rivale als Verſifex am Liebhabertheater und bei den andern Hofbeluſtigungen, hielt am 23. Februar 1785 feierlich ſeine Auffahrt als „preußiſcher Geſandter" am Weimarer Hofe, während der Dichter ſeiner Geliebten ſchrieb:

„Je suis dans la necessité de copier un long discours français qui ne m'interesse pas beaucoup. Cela me met en train d'écrire et ma plume ne court jamais plus à son aise que quand il s'agit de te dire ce que tu aimes à entendre. Je te redis donc encore une fois ce soir que je t'aime exclusivement et que ta tendresse fait mon plus grand bonheur."[1]

Über die Conferenz, welche am 2. März zwiſchen den Herzogen von Weimar und Gotha, dem Geſandten Seckendorf und ihm in Sachen des Fürſtenbundes ſtattfand, meldete er ihr des folgenden Tages:

„Ich habe es oft geſagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt und Menſchenhändel iſt die dramatiſche Dichtkunſt. Denn das Zeug iſt ſonſt abſolut zu nichts zu gebrauchen. Die Conferenz von geſtern Abend iſt mir wieder eine der beſten Scenen werth."[2]

Zehn Tage ſpäter, während er noch immer mit dem preußiſchen Geſandten Seckendorf zu verhandeln hatte, geſtand er ihr:

„Ich habe nur zwei Götter, Dich und den Schlaf. Ihr heilet alles an mir, was zu heilen iſt und ſeid die wechſelweiſen Mittel gegen die böſen Geiſter. Ich gehe gern in die Komödie und finde Dich drinne."[3]

Was die dramatiſche Dichtkunſt betrifft, ſo war er übrigens mit gar nichts Bedeutendem beſchäftigt, er ciſelirte noch immer an dem kleinen Singſpiel: „Scherz, Liſt und Rache" herum, das ihm ſelbſt ſpäter als ein verfehltes Geſchöpf erſchien. Auch von einer Sammlung und Concentration ſeiner Thätigkeit, wie er ſo ſalbungsreich an den Herzog geſchrieben hatte, iſt in ſeinen Billets nichts zu ſpüren. Er trieb außer Mineralogie, Geologie und Oſteologie jetzt auch Botanik, nahm mikroſkopiſche Unterſuchungen vor, dichtete an ſeinen „Geheimniſſen", blätterte in Hamanns Metakritik und Hemſterhuys' Alexis herum, unterſuchte

[1] Schöll III. 144. Man ſollte faſt glauben, daß die Briefe an Frau von Stein bloß den Zweck von Stilübungen gehabt hätten.

[2] Ebd. 145. [3] Ebd. 149.

Waſſerbauten in Jena, las ſeine Operettchen bei Hofe vor, naſchte im Spinoza, correſpondirte mit Merck über „Zerſchlagung der Güter“, mit Sömmering über „Backenknochen“, machte einen Bericht über das Bergwerk in Ilmenau, das letztes Jahr wieder kein Silber geliefert, aber faſt 3000 Thaler gekoſtet hatte, errichtete in Ilmenau ein Getreidemagazin, ſtudirte Wolfs Theoria generationis, fungirte, wie Herder ſagt, als „Pontifex maximus“, zu Deutſch oberſter Wegaufſeher und Straßenkehrer, tröſtete die Herzogin Luiſe über ihr todtgeborenes Kind, den Herzog von Gotha über den Tod ſeiner Maitreſſe Madame Schneider, wühlte in dem Naturaliencabinet von Jena herum, half Herder bei den Cenſurſchwierigkeiten ſeiner Ideen, zerſchnitt mit dem Gärtner Reichardt in Belvedere Cocosnüſſe, um dem Geheimniß des Pflanzenlebens auf die Spur zu kommen, unterrichtete den Fritz von Stein und ſchickte ſeiner Mama das Räthſel:

„Ich bleibe immer ſchön und bleibe immer blind,
Und mein Gefährte iſt die Traurigkeit und Schmerz;
Ich bin ein junger Greis, ich bin ein altes Kind,
Nun rathe Leſer mich, ich wohne in dem Herz.“

Immer deutlicher ſchieden ſich jetzt die Wege. Der Herzog vertiefte ſich in die diplomatiſchen Angelegenheiten der hohen Politik; Göthe ſah unterdeſſen nach Pflanzenſamen, Blumen, Knochen und Steinen.

15. Natur und Chriſtenthum.

„Et quasi nihil nos de sempiternitate Creatoris, nihil de ordine creaturae lex sancta et divinitus inspirata prophetia docuisset, in contumeliam Dei et in omnium bene conditarum iniuriam naturarum, compugnantia mendaciorum monstra contexuit.“ S. Leo (Sermo de Pentecoste II).

„Kein organiſches Weſen iſt ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entſprechend; hinter jedem ſteckt die höhere Idee; das iſt mein Gott, das iſt der Gott, den wir alle ewig ſuchen und zu erſchauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht ſchauen.“
Göthe. Unterhaltungen m. d. Kanzler v. Müller. S. 141.

Eine große Luſt, zu ſammeln, zu ordnen und zu regiſtriren, hatte Göthe von ſeinem Vater ererbt und ſchon in früher Jugend bethätigt. Als Student entwickelte er ſie zwar nicht wiſſenſchaftlich, doch dilettantiſch an ſeinen Gedichten, Zeichnungen, Radirungen. Eine raſche Beobachtungsgabe, ein feiner Sinn für das Schöne in Natur und Kunſt erhöhte den Genuß, dem er wie ein Schmetterling nachjagte, und erſetzte in Manchem die eigentliche Geiſtesbildung, die ihm abging. Luſt am Zeichnen verfeinerte dieſe Beobachtungsgabe, wenn er es auch in keinem Genre des Zeichnens und der Malerei über bloße Dilettanterie hinausbrachte. Lavater lenkte dieſe Neigungen der Phyſiognomik zu: Sammelluſt, Beobachtungsgabe und Zeichentalent fanden dabei reiche Nahrung. Noch in Weimar ſchenkte er der wunderlichen Modekunſt, welche ihn mit Frau von Stein bekannt gemacht, viel Zeit und Aufmerkſamkeit, ſie intereſſirte noch lange Damen und Herren[1]. Gleichzeitig ward weitergezeichnet an Portraits, Köpfen, Figuren, Landſchaften; auch dieſer Kunſtzweig hing mit romantiſchen Neigungen zuſammen. Mehrere Damen bei Hofe zeichneten, andere rechneten es ſich zur Ehre, abgezeichnet zu werden. Über Kunſt reden mußte Jedermann, wie über Muſik, Theater und Literatur. Der Ankauf und das Sammeln von Kunſtgegenſtänden war durch den Brand des alten Schloſſes nöthig geworden: der Herzog ſo gut wie

[1] Göthe correſpondirte darüber noch mit Lavater bis in den Herbſt 1782. S. Hirzel. S. 66—156.

Göthe war lebhaft darauf aus, für billigen Preis möglichſt ſchöne Gemälde, Stiche, Statuen zu erwerben[1]. Seit der Wiederaufnahme des Bergwerks in Ilmenau geſellte ſich dieſem theils künſtleriſchen, theils geſchäftlichen Sammelfleiß auch das Sammeln und Unterſuchen von Steinen.

Dieſe mineralogiſche Dilettanterie war wohl weniger bloße Spielerei, als das fortgeſetzte Zeichnen an der Hermannſtädter Höhle. Göthe hoffte wirklich, das Bergwerk wieder in Gang zu bringen, und ſtudirte deßhalb nicht bloß die Bergordnungen, ſondern ſah ſich auch Werke über Geologie, Mineralogie und Chemie an[2]. Er wollte der Sache auf den Grund gehen, aber nicht ſo ſchneckenmäßig, wie die Fachleute, ſondern raſch, genial. Praktiſche Reſultate konnte ein ſolches Studium nicht haben, doch der Sammelfleiß blieb. Er befriedigte Göthe's Beobachtungstrieb und gewährte Zerſtreuung auf den vielen, ſchließlich monotonen Ausflügen und Jagden. Wo den Andern der Stoff zum Reden ausging, da eröffnete ſich ihm in Geſtein- und Gebirgsbetrachtungen eine neue Welt[3]. Was er in der erſten Zeit hauptſächlich daran betrachtete, iſt ſchwer zu ſagen. An allen Bergen und ſogar darüber ſchwebte das Bild der Frau von „Stein", eine Viſion, welche die Mineralogie nicht weſentlich fördern konnte. Für die Poeſie aber konnte hinwieder die Kenntniß der einzelnen Mineralien und Steine nur von ſehr untergeordnetem Nutzen ſein. Es mußte ein anderes, bedeutenderes Element hinzutreten, um die Dilettanterie zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten, ja zu einer Art Studium werden zu laſſen. Dieſes Element war die vage, halb poetiſche, halb philoſophiſche Geiſtesrichtung, welche für Göthe gleichzeitig Philoſophie und Religion vertrat. „Göthe den Pantheiſten," ſagt Heinrich Heine[4] ſehr richtig, „mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen."

---

[1] Darauf bezieht ſich ein großer Theil der Correſpondenz Karl Auguſts und Göthe's mit Merck, während Wieland meiſtens von ſeinem „Merkur" zu reden hat.

[2] Keil, Tagebuch von 1776.

[3] Sein Vorbild war in dieſer Naturbummelei, wie in vielem Andern, der Franzoſe Jean Jacques Rouſſeau, der unter beſtändigem Jammer über Gott, Cultur und Welt, in „unendlicher Sehnſucht nach reiner Natur" ſich im Val de Travers von ſchönen Damen logiren, füttern und unterhalten ließ und — das war ſicher Natur! — in armeniſchem Coſtüm im Jura herumlungerte, um die Natur zu genießen, dumme Briefe zu ſchreiben und, von aller Welt vergöttert, doch noch über alle Welt zu lamentiren. — S. Fritz Berthoud, J. J. Rousseau au Val de Travers. 1762—1765. Paris, Fischbacher, 1881.

[4] Die romantiſche Schule. Hamburg 1836. S. 83.

Das poſitive Chriſtenthum hatte Göthe ſchon abgethan[1], bevor er in Weimar eintraf. Die Kirche beſuchte er nicht, an Epiphanie wußte er nicht einmal, daß Feſttag war. Die Bibel las er noch als poetiſch bedeutende und anregende Schrift; doch ſie war ihm kein göttlich beglaubigtes Buch, keine poſitive Offenbarung. „Was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkſt!“ ruft er wohl ein paar Mal in ſeinen Aufzeichnungen aus; aber mehrentheils bedient er ſich der Worte der Bibel nur ganz profan und oft in frivoler Weiſe. Die orthodoxen Geiſtlichen von Sachſen-Weimar waren ihm nicht bloß „Kerle“, ſondern „Eſel“. Herder wollte er nur zum Superintendenten haben, weil man nun einmal einen ſolchen haben mußte und weil er aufgeklärter war, als die Andern. Zu dem Zeugniß eines orthodoxen Theologen für ihn nahm er erſt dann ſeine Zuflucht, als die Anſtellung ſelbſt bedroht ſchien. Als Herder im Anzug war, ſchrieb er ihm: „Es zerrt die Pfaffen verflucht, daß das, was ſo lange unter ſie vertheilt war, einer allein haben ſoll ..... Die Geiſtlichen ſind alle verſchrobene Kerls. Sind aber die jungen Dir nicht ganz gram.“[2] Um für Herders Ankunft die Stadtkirche repariren zu laſſen, beſuchte er zum erſten Mal nach halbjähriger Anweſenheit dieſes Gebäude; es war nicht viel darin zu ſehen: die Gräber einiger ſächſiſcher Fürſten, „in der Sakriſtei Luther in drei Perioden von Cranach, *immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer*“[3]. Als Herder auf die Geburtsfeier des Erbprinzen Karl Friedrich im März 1783 zwei Predigten halten ſollte und dieſelben vorher Göthe vorlegte, ſagte dieſer u. A. in ſeiner Kritik:

„Daß du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motivs, die uns die chriſtliche Religion anbietet, gemacht haſt, hat mich gewundert, wenn ichs auch nur nehme als die Melodie eines bekannten Chorals, der unter anderer Muſik den beſten Effekt thut, und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf einen Punkt führt.“[4]

War bei der Zerfahrenheit ſeines unruhigen Treibens, namentlich in

---

[1] *Julian Schmidt* (Göthe's Stellung zum Chriſtenthum. Göthe-Jahrbuch 1882. S. 49 ff.) gibt ſich erſtaunliche Mühe, ihn zu einem „Chriſten“ zu machen; es läuft aber ſchließlich Alles darauf hinaus, daß Göthe glaubte, was er wollte, d. h. im Grunde *nichts*, im Sinne eines verbindlichen Offenbarungsglaubens. — Vgl. dazu den noch faſt erleuchteteren *J. Bayer*, Göthe's Verhältniß zu religiöſen Fragen. Prag 1869, und *van Oosterzee*, Göthe's Stellung zum Chriſtenthum. Bielefeld 1858.

[2] Aus Herders Nachlaß. I. 60.

[3] Ebd. I. 64. [4] Ebd. I 73.

den ersten Weimarer Jahren, an ein ernstes, gesammeltes Studium nach keiner Richtung hin zu denken, so war für Philosophie und Theologie am wenigsten Raum. In der gelegentlichen, flüchtigen Lectüre, die in seinen Briefen erwähnt wird, kommt kein bedeutendes Werk christlicher Wissenschaft vor. Gleich tausend andern oberflächlichen Geistern studirte er nie die Werke der Kirchenväter, der großen katholischen Theologen, der älteren katholischen Philosophen: das Hauptmittel eines „selbständigen" Urtheils war, dergleichen Dinge nie selbst kennen zu lernen, sondern die glänzendsten Genies der christlichen Vorzeit auf Luthers pöbelhafte Zoten hin auf ewig zu verachten. Zu diesem Grundzug „vorurtheilsloser Wissenschaft" gesellte sich der andere, die ganze Welt neu construiren zu wollen und zu diesem Zweck chaotisch in allen Zweigen menschlichen Wissens gleichzeitig herumzuwühlen. „Lehrbuch und Geschichte" waren ihm, „dem Handelnden, gleich lächerlich". Dafür kramte er in den Rêveries des Marschalls von Sachsen, in des Synesius Buch über die Träume, in dem geistigen Vagabundenleben Cardans, im Apollonius herum, amüsirte sich an den Basia des Jan Nicolai Everard und an Voltaire's schmutziger Pucelle, las im Bette die „Mönchsbriefe" von La Roche, schnoberte gelegentlich dieß und das über den aufgeklärten Isenbiehl zusammen, der damals die Tagespresse beschäftigte, entzückte sich über Diderots Jacques le fataliste, blätterte im Spinoza und im Journal de Paris, in den Wolfenbüttler Fragmenten und in Crébillon, in den „Briefen über das Studium der Theologie" und im Reineke Fuchs. Er ließ sich neben antiken Sagen, gnostischen Träumereien und französischer „Philosophie" auch allenfalls eine katholische Legende wie die des hl. Alexius gefallen, machte aber ein rührendes Märchen daraus für die Damen.

Nach der Schweizerreise correspondirte Göthe ein Jahr lang ziemlich lebhaft mit Lavater über Physiognomik, Gemälde, Stiche, Literarisches, Kunstdilettanterie. In begeisterte Freundschaftsversicherungen mischte sich auch dann und wann eine philosophisch sein sollende Andeutung, wie: „Habe ich Dir das Wort Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite, schon geschrieben?" In dem confusen Buche St. Martins Des erreurs et de la vérité, worin das Dogma der Menschwerdung mit gnostischer Schwärmerei verbraut war, fand er „die tiefsten Geheimnisse der wahrsten Menschheit mit Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit zusammengehängt"[1]. Lavaters gedruckte Briefe befriedigten

[1] Hirzel. S. 122.

ihn, soweit sich die Menschlichkeit der besten Menschen darin offenbarte. Als aber Lavater in seinem Pontius Pilatus — allerdings in sehr schwärmerischer, überschwenglicher und ungenießbarer Form — Alles auf Erden, Kunst, Geschichte, Natur und Menschheit auf den historischen Christus bezog, da riß Göthe die Geduld und er rückte einmal klarer mit seinem Glaubensbekenntniß heraus:

„Da ich zwar kein Widerkrist, kein Unkrist, aber doch ein decidirter Nichtkrist bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus habe ich sogar zu parodiren angefangen, ich habe dich aber zu lieb um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. — Darum laß mich deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." [1]

In einem spätern Brief bekennt er sich dann zum seichtesten Indifferentismus:

„Daß Du mir in deinem Briefe noch einmahl den innern Zusammenhang deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen, wir werden ia nun wohl balde einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines ieden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bey dir nicht an, deines nicht bey mir, in unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. So hab ich auf deinen Brief nicht zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen hab ich vieles. Wir sollten einmahl unsere Glaubensbekenntnisse in zwey Columnen neben einander sezen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." [2]

Der Toleranzbund wurde nicht errichtet. Glaube und Unglaube, Christ und Heide waren dießmal zu schroff auf einander gestoßen. Göthe war wüthend auf Lavater, daß er mit Aufgebot aller seiner Kräfte Christus, den historischen Christus, als Sohn Gottes wieder in Wissenschaft und Literatur einführen wollte. Wiederholt und heftig spricht er seinen Grimm in dem Briefe an Frau von Stein aus:

„Hier ist ein Bogen von Lavaters Pilatus," schreibt er (6. April 1782). Ich kann nichts drüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte." [3]

[1] Hirzel. S. 144. [2] Ebd. S. 152. [3] Schöll II. 182.

„Noch ein Wort von Pilatus!“ fährt er am 6. fort[1]. „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, gibt es aber am Ende für nichts als was es ist, so gehts hin, und das Publikum nimmt insofern Anteil dran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Mährchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Caspar diese Methode des Dramatisirens (wie sie's nennen) allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit dran, da wirds abgeschmackt, dünkt mich und unerträglich.

„Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wunderts nicht, freilich ist's Tausenden so gegangen. Aber auch wie? Wann? Wo? Wem?

„Verzeih meine Invectiven, so oft er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so müssen wir uns wenigstens protestando verwahren.“

Am 10. April hielt er sich schon wieder eine Philippika gegen den Pilatus. Daß er dabei nicht bloß die geschmacklose Überschwenglichkeit des Stils und der Phantasie meinte, welcher Lavater sich hingab, sondern seinen Glauben an die Gottheit Christi und an das Übernatürliche überhaupt[2], erhellt aus dem Vorausgehenden genügend[3], wird aber noch durch spätere Bemerkungen über den dritten Theil des Werkes bestärkt, die sehr charakteristisch mit Andeutungen über Rousseau und Voltaire zusammenstehen.

„Einige stille Augenblicke habe ich angewandt im Rousseau zu lesen, der mir durch einen Zufall in die Hände kam. Wie wunderbar ist es und angenehm die Seele eines Abgeschiedenen und seine innersten Herzlichkeiten offen auf diesem oder jenem Tische liegen zu finden. — Im dritten Theil des Pontius Pilatus stehen ganz treffliche Sachen. Es ist weit weniger Capu-

[1] Schöll II. 183.

[2] Wie alle richtigen „Naturfrommen“, konnte auch er das Läuten nicht leiden. „Ich wohne gegen der Kirche über,“ schreibt er Charlotten von Meiningen aus, „das ist eine schreckliche Situation für einen, der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet (d. h. auf gar keinem), noch vorgeschriebene Stunden hat, Gott zu ehren. Sie läuten schon seit früh um Viere und orgeln, daß ich aufhören muß, denn ich kann keinen Gedanken zusammenbringen.“ Schöll II. 203

[3] Vgl. Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 84 ff., wo Göthe ausdrücklich sagt, daß Lavater „Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben“, daß er deßhalb an die Möglichkeit von Wundern und Gebetserhörungen geglaubt und seine „Aussichten in die Ewigkeit“ ernstlich genommen habe. Das war Göthe zuwider.

zinade als im erſten, man ſieht wie Lavater die Menſchheit nach und nach immer offenbarer wird. Daß er von den albernſten Mährchen mit Anbetung ſpricht, daß er ſich mit veralteten barbariſchen Terminologien herumſchlägt und ſie in und mit dem Menſchenverſtande verkörpern will, gehört ſo nothwendig zu ſeinem eigenen als zu des Buches Daſein.“ [1]

Noch viel klarer drückt er ſich einige Jahre ſpäter in einem Briefe an Herder aus:

„Es bleibt wahr; das Mährchen von Chriſtus iſt Urſache, daß die Welt noch 10/M Jahre ſtehen kann und niemand recht zu Verſtand kommt, weil es eben ſo viel Kraft des Wiſſens, des Verſtandes, des Begriffes braucht, um es zu vertheidigen, als es zu beſtreiten. Nun gehen die Generationen durcheinander, das Individuum iſt ein armes Ding, es erkläre ſich, für welche Partei es wolle, das Ganze iſt nie ein Ganzes, und ſo ſchwankt das Menſchengeſchlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu ſagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menſchen ſo weſentlich ſind, ſo großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut ſeyn laſſen. Sieh Du Dich nur in der Römiſchen Kirche recht um, und ergötze Dich an dem, was in ihr ergötzlich iſt.“ [2]

Gleich Pontius Pilatus begnügte er ſich mit der Frage: „Was iſt Wahrheit?“ Das angebliche „Mährchen“, d. h. die unumſtößlich beglaubigten Thatſachen des Lebens Jeſu Chriſti, ſeines Erlöſungstodes, ſeiner Auferſtehung, ſeiner Gottheit einmal ernſt, wiſſenſchaftlich zu prüfen, iſt ihm ſein ganzes Leben lang nie eingefallen. Das Alles war „Mährchen“ a priori; in unbedingtem Köhlerglauben folgte er da ſeinen würdigen Vorläufern Rouſſeau, Voltaire, Diderot und Spinoza, von denen die erſtern ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit weit mehr beeinflußten, als der jüdiſche Pantheiſt. Die drei Franzoſen erſcheinen noch während der Weimarer Jahre als ſeine vorzüglichſten Lieblingsſchriftſteller. Diderot's Jacques le fataliste wurde gierig wie ein Leckerbiſſen, in einem Zuge verſchlungen. Über die gemeinen „Bekenntniſſe“, in denen Rouſſeau ſeine eigene Schamloſigkeit dem Publikum zu Markte trug, ſchreibt er an Frau von Stein: „Mama hat mir die neue Genfer Edition von Rouſſeau geſchenkt, die Confessions ſind dabei. Nur ein paar Blätter, die ich drinnen geſehen habe, ſind wie leuchtende Sterne, denke Dir ſo einige Bände! Welch ein Himmel voll! Welch ein Geſchenk für die Menſchheit iſt ein edler Menſch!“ [3]

[1] Schöll III. 74. [2] Aus Herders Nachlaß. I. 94.

[3] Schöll II. 199. Der edle Menſch, der offen als Concubinarius lebte und die Kinder ſeiner Thereſe in's Findelhaus ſchickte!

Das Neueſte aus Paris gelangte vielfach ſchon als Manuſcript nach Weimar, vielleicht durch den Deutſch-Franzoſen Baron Grimm [1], den zeitweiligen Mitarbeiter Diderot's. So erhielt Göthe von der Oberhofmeiſterin das ſchimpfliche poſthume Libell Voltaire's auf den König von Preußen [2], bevor es gedruckt wurde und während Karl Auguſt ſchon als Unterhändler des Prinzen von Preußen zu arbeiten begonnen hatte. Das Pasquill gefiel ihm über die Maßen.

„Es iſt ſo vornehm und mit einem ſo köſtlichen Humor geſchrieben, als irgend etwas von ihm, er ſchreibt vom König in Preußen wie Sueton die Scandala der Weltbeherrſcher, und wenn der Welt über Könige und Fürſten die Augen aufgehen könnten und ſollten ſo wären dieſe Blätter wieder eine köſtliche Salbe. Allein man wird ſie leſen, wie eine Satire auf die Weiber, ſie bei Seite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen." [3]

Man muß hierbei im Auge behalten, daß Göthe den franzöſiſchen Encyklopädiſten noch ganz nahe ſtand. Ihr großes Werk kam erſt 1772 zum Abſchluß — es war in den achtziger Jahren noch durch kein ähnliches überholt, es war der große Hauptbrunnen der „allgemeinen Bildung". Während Göthe im Februar 1778 die „geflickte Braut" einübte, feierte Voltaire ſeinen Triumphzug in Paris. Erſt im Mai dieſes Jahres ſtarb er. d'Alembert lebte noch bis 1783, Diderot bis Juli 1784. Mittlerweile hatten die Wolfenbüttler Fragmente und Leſſings Komödie mit den Theologen auch in Deutſchland an dem poſitiven Glauben gerüttelt, Nicolai und Bieſter den ſeichteſten Rationalismus verbreitet.

---

[1] Friedr. Meichior Grimm, aus Regensburg gebürtig, war ein Vertrauter Diderot's, correſpondirte mit den Höfen von Gotha, Petersburg, Stockholm u. ſ. w. Seine Correspondance littéraire etc. (17 Bände 8°; Supplemente dazu erſchienen Paris 1814) iſt ein bedeutendes kritiſches Werk, aber im Sinn und Geiſt der Encyklopädiſten. Er wurde durch dieſelbe zum bedeutendſten Colporteur der „franzöſiſchen Bildung" des 18. Jahrhunderts an den Höfen des Auslandes. Göthe traf wiederholt mit ihm zuſammen auf der Wartburg, dann in Gotha und Weimar. In Paris ganz franzöſiſirt, fand Grimm wenig Gefallen am „Werther" und hatte dieſe Geringſchätzung auch geäußert. Vielleicht daß Göthe deßhalb anfänglich dem Mann nichts zu ſagen wußte, „der von Paris nach Petersburg" ging. Als ſie wieder zuſammentrafen, war die Wertherperiode ſchon zum Theil überſtanden. Die beiden Männer ſchloſſen ſich freundlicher an einander an, und Göthe mag durch ihn in ſeinem Intereſſe für Diderot und überhaupt für franzöſiſche Publicationen beſtärkt worden ſein. Eine neue Ausgabe der Correspondance veröffentlicht ſeit einigen Jahren M. Tourneaux. Paris. Garnier Frères.

[2] Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui-même.

[3] Schöll III. 44.

Aufgeklärte Theologen hatten die ganze Bibel ihres göttlichen Charakters entkleidet, auch auf katholiſcher Seite waren die Waſſer der Aufklärung in vollem Fluß.

Was Göthe von den Encyklopädiſten hauptſächlich an ſich zog, das war ihre leichtfüßige Behandlung alles Seins und Wiſſens, ihre Verachtung für Philoſophie und Theologie, ihre Rebellion gegen die ganze hiſtoriſche Entwicklung der Wiſſenſchaft, ihre ſchöngeiſtige Frivolität in Denken und Sitte, ihre Losſagung von allem Übernatürlichen. Mit ihnen bewahrte er nur den Glauben an die fünf Sinne und ſuchte in den Naturwiſſenſchaften einen Erſatz für die geſtürzte Philoſophie. Dagegen war er zu ſentimental, zartherzig, um ihren furibunden Haß gegen die Infame zu theilen[1]. Als Miniſter und Bourgeois durfte er ſich auch der Wuth gegen die Tyrannen nicht überlaſſen. Um ſo

[1] Es würde zu weit führen, die innige Beziehung Göthe's zu Diderot, Rouſſeau und Voltaire mehr in's Detail nachzuweiſen. Mit der ſchmutzigen Pucelle waren er und der Herzog wohl bekannt (vgl. über dieſe Dichtung P. W. Kreiten, Voltaire. Freiburg 1878. S. 89—92). Was diejenige zu Voltaire betrifft, habe ich früher gezeigt, daß Göthe's Prometheus ſich nicht an die Alten, ſondern an Voltaire's „Pandora" anſchließt (Göthe's Jugend. Freib. 1879. S. 136). Auch die berühmten „Harfner"-Verſe aus dem „Meiſter", die durch ganz Deutſchland als deutſche Originalpoeſie geſungen und bewundert werden, obwohl faſt Niemand an deren eigentlichen Sinn denkt, ſtehen in innigſter Verwandtſchaft zu einer Voltaire'ſchen Blasphemie (Le pour et le contre. Oeuvres de Voltaire. Paris. Lefèvre. 1817. Poésies II. 393).

„Je veux aimer ce Dieu, je cherche en lui mon père;
On me montre un tyran que nous devons haïr.
Il créa des humains à lui-même semblables,
Afin de les mieux avilir;
Il nous donna des coeurs coupables,
Pour avoir droit de nous punir;
Il nous fit aimer le plaisir,
Pour nous mieux tourmenter par des maux effroyables,
Qu'un miracle éternel empêche de finir.

Es iſt doch wohl nicht ganz zufällig, wenn Göthe ſingt:

.... „Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden."

S. Werke (Hempel) I. 223.

Deutſche Gemüthlichkeit hat zwar die Frechheit der galliſchen Läſterung etwas gedämpft und die läſtigen Höllenſtrafen eliminirt, doch der Grundgedanke iſt Läſterung geblieben.

mehr hatte er sich in Rousseau's Empfindsamkeit hineingearbeitet, seine Landschaftsschwärmerei, seine Damenbotanik, seinen Anschluß an die Natur als ein unbeschreibliches weibliches Urwesen, die Mutter des Genie's, das Prototypon aller schönen Weiber, die Trösterin der Einsamen, an deren Busen der gequälte Sterbliche von all dem Jammer seiner Leidenschaften und dem Conflict mit der Menschheit ausruht. Während er in seinem Literatenthum mehr Diderot und Voltaire nachahmte, nahm er für sein Gefühlsleben jene Frau Mutter Natur aus Rousseau herüber[1]. Wie Voltaire und Rousseau setzte er den von der Welt getrennten, einen, einigen und unendlichen Gott der christlichen Weltanschauung nicht ab, proclamirte keinen ausschließlichen herben Pantheismus, aber warf die Distinction Spinoza's von natura naturans und natura naturata in einen vagen Naturbegriff zusammen und übertrug der Mutter Natur nach und nach ungefähr Alles, was nach christlicher Philosophie theils von Gott, theils von der unvernünftigen Creatur, theils von dem freien Willen des Menschen, theils von dem verstockten bösen Willen der Dämonen ausging. Mama Natur war zugleich Gott, Welt und Teufel. Die Individuen gingen aus ihr hervor und sanken in sie zurück. Je nach Laune konnte der Dichter gegen ihre dunkle Schicksalsmacht die Faust ballen oder sie als gütige Allgebärerin besingen, vor ihrem dämonischen Wirken zittern oder wie ein Kindlein sie liebkosen, sich als ihrem erwählten Günstling schmeicheln oder trotzig wie ein grollender Fatalist seines Weges gehen. Da er alle stricte Logik gründlich verachtete, abstracte Begriffe und Definitionen wie einen Greuel von sich stieß, so konnte er die große Urgöttin zu poetischem Gebrauch in den polytheistischen Gestalten des antiken Olymps personificiren oder auch in einer frommen Anwandlung christliche Jugenderinnerungen auffrischen und von ihr wie vom „lieben Gott" reden.

Frau Natur war Alles, was er wollte[2]. Das ist das Geheimniß seines „Christenthums", das zwar logisch analysirt auf reinen Pantheismus hinausläuft, aber in seiner unbestimmten Gefühlsauffassung sich je nach Laune und Stimmung, Zweck und Umgebung christlich und heidnisch, polytheistisch, monotheistisch und pantheistisch drehen ließ, ein Universal-

[1] S. W. Danzel, Göthe's Spinozismus. Hamburg. 1843. S. 13 ff. — Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Göthe. Jena, Fromann. 1875.

[2] „Die Natur ist eine Gans," sagte er später, „man muß sie erst zu etwas machen." Burkhardt, Unterhalt. mit dem Kanzler v. Müller. Stuttgart 1870. S. 30.

Gummi-Elastikum, das allen schroffen Definitionen und Meinungen nachgab, aber unvermerkt sie alle wieder von sich schnellte, anscheinend unbesieglich und über alle Philosophie und Religionen erhaben, aber thatsächlich ein reiner Spielball von Weiberliebe und Weiberlaune, eigener Eitelkeit und Sinnlichkeit. Für die Erklärung des Faust ist diese seine wirkliche Naturphilosophie viel zu sehr vernachlässigt und mysteriös verdunkelt worden. Der ganze Faust beruht auf diesem Gummi-Elastikum, seine scheinbare Tiefe wie seine thatsächliche Seichtheit und Verworrenheit. Das klarste Bekenntniß dieser „Naturreligion" oder dieses „Naturchristenthums" (wenn hier überhaupt von Klarheit die Rede sein kann) enthält ein aphoristischer Aufsatz, den er um 1780 im Tiefurter Journal zu Weimar circuliren ließ. Hundert verschiedene Äußerungen in Briefen, Gedichten, Aufsätzen sind hier einigermaßen beisammen [1].

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff und doch macht Alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie an's

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXXIV. 71—74. Dieses „Credo" bildet so ziemlich den Kontrabaß zu der Musik, von der C. G. Carus, Göthe. Leipzig 1843. S. 49 sagt: „Das neunzehnte Jahrhundert hat eine eigene Tonart auf dem großen Saitenspiele des Menschheitlebens angeschlagen."

Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit Vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur; auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen.

Sie freut sich der Illusion. Wer diese in sich und Andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen, die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so Wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt *mit* ihr, auch wenn man *gegen* sie wirken will.

Sie macht Alles, was ſie gibt, zur Wohlthat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumet, daß man ſie verlange; ſie eilet, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und Alles will ſich verſchlingen. Sie hat Alles iſolirt, um Alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt Alles[1]. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's, ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hineingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, Alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt!"

Die Kraft der Sprache, den Spruchbüchern des Alten Teſtamentes nachgebildet, hat einen berückenden Zauber. Alle Gegenſätze der Schöpfung

---

[1] Dieſe Grundidee des ganzen Aufſatzes und damit das ganze Glaubensbekenntniß Göthe's iſt durch das Vaticaniſche Concil (Sess. III. can. 3 u. 4) längſt feierlich verurtheilt: „Can. 3. Wenn Jemand ſagt, die Subſtanz oder Weſenheit Gottes und aller Dinge ſei eine und dieſelbe: ſo ſei er im Banne. Can. 4. Wenn Jemand ſagt, die endlichen Dinge, die körperlichen ſowohl als die geiſtigen, oder wenigſtens die geiſtigen, ſeien ein Ausfluß der göttlichen Subſtanz; oder die göttliche Weſenheit werde durch Offenbarung oder Entwicklung ihrer ſelbſt zu Allem; oder endlich, Gott ſei das allgemeine oder unbeſtimmte Sein, welches dadurch, daß es ſich ſelbſt beſtimme, die Geſammtheit aller Dinge mit ihren verſchiedenen Gattungen, Arten und Einzelweſen bilde: ſo ſei er im Banne." Katholiſchen Göthe-Freunden wäre auch zu empfehlen, die Schlußbemerkungen der Concils-Sitzung aufmerkſam zu erwägen: es ſei „nicht genug, die Verkehrtheit der Häreſie zu vermeiden, wenn man nicht zugleich die Irrthümer ſorgfältig flieht, welche mit jener in näherem oder entfernterem Zuſammenhang ſtehen", alſo auch eine von häretiſchen Ideen durchſäuerte Poeſie, wie z. B. den Fauſt.

sind scheinbar ausgeglichen. Das väterliche Walten der göttlichen Vorsehung ist in manchen Zügen scheinbar fromm, zart, andächtig aufgefaßt. Gerechtigkeit und Heiligkeit verschwimmen vor dem Sonnenblick der Liebe und Seligkeit. Die Natur zerfließt in dem ewigen, unendlichen Gott, der alles übrige Sein umfängt und darüber hinausreicht, in unsterblicher Ruhe alle Bewegungen verursacht und beherrscht, in unbesieglicher Energie alle Thätigkeiten des Universums zum Ziele führt, in stiller Weisheit alle Gegensätze des Creatürlichen vermittelt, in grenzenloser Liebe alles Sein und Handeln zu Wohlthaten gestaltet, um alle Geschöpfe in wunderbarer Harmonie einem Ziel entgegenzulenken und, so weit sie dessen fähig sind, zu beseligen. Die schönsten Züge der christlichen Gottesidee und Weltanschauung hat Göthe zum Bilde seiner Natur herangezogen, aber sie auch alle — alle pantheistisch entwerthet und vergiftet.

Gott und Natur, Natur und Mensch, Wesen und Erscheinung, die Natur und ihre Werke, das Ewige und das Vergängliche, das Unendliche und das Endliche, Geist und Materie, Leib und Seele, die erhabenste Weisheit und die menschliche Thorheit, das göttliche Genie und die plumpste Philisterei: Alles ist Eins — ein ewiger Tanz in steter Gegenwart, ein Schauspiel für vernünftige Marionetten aufgeführt; doch ob der Herr dieses großen Weltballets und dieser Weltkomödie selbst Vernunfterkenntniß besitzt — wissen wir nicht! Der freie Wille wird nicht ausdrücklich geläugnet, aber äquivalent zum nothwendigen Triebe erklärt. Wahrheit und Falschheit stehen sich gleich: Beides sind Worte derselben ewigen, unwandelbaren Natur. Die ewige Seligkeit wird weder ausdrücklich geläugnet, noch ausdrücklich anerkannt, aber „ein paar Züge aus dem Becher der Liebe" entschädigen „für ein Leben voll Mühe"; die Ehe ist ein frommer Wahn, da es gleichgiltig ist, wer jenen Becher der Liebe reicht. Die Heiligkeit und die Gerechtigkeit Gottes versinken im Abgrunde eines ewigen Fatums, eine eiserne Nothwendigkeit zwingt den Menschen, so zu sein, wie er ist; die ewige Wahrheit freut sich an der Illusion, das Unnatürlichste ist Natur; auch der Dieb, der Ehebrecher, der Mörder, der Straßenräuber kann wie der Dichter getrost sich selbst absolviren, denn Alles thut die Natur: „Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst!" Gott ist die Welt, und die Welt ist ein Weib und dieses Weib hat als Künstlerin Alles mit „etwas Weichem" überzogen. Auf diesem latitudinarischen Kissen mag Jeder getrost ruhen, und wenn er schlecht liegt, sich das Leben nehmen.

Der innere Widerſpruch, die grenzenloſe Seichtheit, Unwürdigkeit und moraliſche Nichtswürdigkeit einer ſolchen Weltanſchauung ſpringt in die Augen. Den Peſſimismus, zu dem ſie nothwendig führt, nahm Göthe ganz ruhig mit in den Kauf. Als der Herzog von Gotha ſehr troſtlos über die Kränklichkeit ſeiner „Freundin“ Madame Schneider war, ſchrieb Göthe an ſeine eigene „Freundin“: „Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich im Stande wäre, in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und es mit ihr zu nehmen.“ [1]

Der „Becher der Liebe“ aber reichte nur ſo knapp zum Schutze vor Selbſtmord hin, daß Göthe am Ende ſeines Lebens kläglich anſſeufzte: „Im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von außen als innen, waren zu viele.“ [2]

Armer Tantalus, der den Ruf des Erlöſers von ſich ſtieß: „Kommt Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid. Ich will Euch erquicken!“

[1] Schöll II. 43.
[2] Geſpräche mit Eckermann. I. 76.

16. Geologiſche Phantaſien und oſteologiſche Fatalitäten.

„O gewiß, es war eine ſüße Art der Naturforſchung, wo Charlotte von Stein den Becher der Liebe kredenzte!“
Rudolf Virchow. Göthe als Naturforſcher. S. 12.

„Es hat keiner wie er (Göthe), indem er mit den ſcharfvernommenen Conſonanten der Natur die kräftigſten Vokale der Menſchenbruſt vereinigte, den Ruf des achtzehnten Jahrhunderts in ſo vollem Klang austönen laſſen: Retournons à la nature!“
Bratranek. Göthe's naturw. Bedeutung. LXXXIX.

Da Göthe für alle wiſſenſchaftliche Theologie und Philoſophie die entſchiedenſte Abneigung empfand, in hiſtoriſchen und Rechtsſtudien kein Glück hatte, die große Politik nicht leiden mochte, ſo eröffnete ſich neben ſeinen literariſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen kein bedeutendes Feld geiſtiger Weiterbildung, als das der Naturwiſſenſchaften. Dieſes betrat er denn auch gleich in der erſten Weimarer Zeit gleich Rouſſeau, Voltaire und Diderot, und er beſchäftigte ſich damit bis an's Ende ſeines langen Lebens von 1776 an bis 1832. Wenn man Alles zuſammenfaßt, was er in dieſen 56 Jahren über Naturwiſſenſchaft in Briefen und Aufſätzen geſchrieben hat, ſo ſollte man faſt glauben, einen Naturforſcher von Fach vor ſich zu haben. Ja manche ſeiner Verehrer haben ihn ſogar zu einem bahnbrechenden Entdecker gemacht, die Darwiniſten ſich darüber gezankt, ob er als einer der Vorläufer ihres großen Meiſters zu betrachten ſei, die Naturbelletriſten ihn zu ihrem leuchtenden Vorbild, die Naturphiloſophen zu einem ſtrahlenden Geſtirne des wahren Naturerkennens erhoben. Das iſt indeß ein kleiner Unfug, da zwiſchen 1776 und 1832 die Naturwiſſenſchaften ganz unabhängig von Göthe in England, Frankreich, Deutſchland und dem übrigen Europa die glänzendſte Entwicklung genommen haben. Für uns kommt hier nur zunächſt in Betracht, was er von 1776 bis zur italieniſchen Reiſe auf dieſem Gebiete geleiſtet.

Bis 1780 war das ſo ziemlich Spielerei, Dilettanterie, Erholung. Er ſuchte ſich bei Fachleuten über das Bergwerk in Ilmenau zu orientiren, die Metalle, Erdarten, Mineralien, Schichten u. ſ. w. kennen zu

lernen, pflanzte in ſeinem Gärtchen Spargel, Roſen, pfropfte Bäume und pflegte Bienen, ließ Frau von Stein die verſchiedenen Sorten von Mooſen ſammeln und intereſſirte ſich um der Phyſiognomik willen auch um Menſchen- und Thierſchädel und deren Beſtandtheile. Das Knochenſyſtem hatte Lavater ſelbſt ſchon vor ihm als Grundlage ſeiner beliebten Modewiſſenſchaft erkannt [1].

Bedeutendere naturwiſſenſchaftliche Werke werden anfänglich in ſeinen Aufzeichnungen nicht erwähnt. Es war auch kaum Zeit zum Leſen. Nachdem er faſt fünf Jahre in den Bergen von Thüringen herumgeſtrichen, meldete er der Frau von Stein:

„Wir ſind auf die hohen Gipfel geſtiegen und in die Tiefe der Erde eingekrochen und möchten gar zu gerne der großen formenden Hand nächſte Spuren entdecken. Es kommt noch gewiß ein Menſch, der darüber klar ſieht. Wir haben recht ſchöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und ſie in der Wahrheit ausweiten.“ [2]

Was er aber entdeckte, iſt nicht zu ermitteln. Man darf die Entdeckung wohlgemuth als eine poetiſche oder naturphiloſophiſche Grille betrachten. Er hatte indeß mit Hilfe der Freunde und Freundinnen (auch dieſe mußten Steine ſammeln) eine erkleckliche Anzahl Steine und Stufen zuſammengebracht, und glücklich fand ſich endlich auch ein junger Menſch, der auf der Akademie zu Freiberg das Bergfach ſtudirt hatte, die Namen wußte und die angelegte Sammlung in Ordnung bringen konnte. Er hieß Johann Karl Wilhelm Voigt [3]. Da er nicht, wie Göthe, ſeine Jugend verbummelt hatte, ſo beſaß er „eine außerordentlich reine Nomenclatur“ und „eine ausgebreitete Kenntniß des Details“, die Göthe von größtem Nutzen war. Nun konnte man ſofort zur Bewunderung der Welt als naturwiſſenſchaftlicher Schriftſteller auftreten. Voigt wußte das Detail, Göthe das „Ganze“; jener hatte das Wiſſen, er den Stil.

„Ich habe mich dieſen Wiſſenſchaften,“ ſo ſchrieb er an Merck (11. October 1780), „da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenſchaft ergeben und habe, da Du das Anzügliche davon ſelbſt kennſt, eine ſehr große Freude daran ... Habe die meiſten Stein- und Gebirgarten von allen

[1] Virchow, Göthe als Naturforſcher. Berlin 1861. S. 89 ff.

[2] Schöll I. 334.

[3] Nicht zu verwechſeln mit Chriſtian Gottlob von Voigt, der 1777 als Regierungsrath nach Weimar berufen wurde und von da an zu Göthe's Generalſtab zählte. S. O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 18 ff.

dieſen Gegenden beiſammen und finde in meiner Art zu ſehen das Bißchen Metalliſche, das den mühſeligen Menſchen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringſte. Durch dieſes Alles zuſammen und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande einen kleinen Aufſatz zu liefern, der gewiß intereſſant ſein ſoll. Ich habe jetzt die allgemeinſten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles aufeinander ſteht und liegt, ohne Prätenſion, auszuführen, wie es auf einander gekommen iſt. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, ſo fang ich jetzt erſt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unſerer Gegenden umgeſchlagen habe, auch die Erfahrung Anderer zu ſtudiren und zu nutzen.“ [1]

Hätte er etwas aus Büchern lernen können, ſo würde er bald gewahr geworden ſein, daß redliche, mühſame Forſchung ſchon längſt mit ernſter Gewiſſenhaftigkeit auf dem Gebiete arbeitete, in das er ſich kometenhaft hineinwarf, um neben Singſpielchen und Kriegscommiſſionsacten auch ein geognoſtiſches Aufſätzchen zu liefern. Schon 1756 hatte der preußiſche Bergrath Lehmann als Ergebniß langjähriger praktiſcher Unterſuchungen ſeinen „Verſuch einer Geſchichte von Flötzgebirgen“ in Berlin herausgegeben [2]. Der Verſuch, „der großen formenden Hand nächſte Spuren zu entdecken“, war alſo ſchon vor zwanzig Jahren in der Nachbarſchaft gemacht, allerdings nicht träumeriſch genial und arrogant, ſondern praktiſch beſcheiden von einem geduldigen Fachmann. Auch die Gebirge von Thüringen hatten längſt ihren Geognoſten gefunden, bevor Göthe den Namen der Frau von Stein an der Höhle von Hermannſtädt eingrub. In Manebach, Ilmenau und dem ganzen Revier war bereits der Hofmedicus J. Chr. Füchſel zu Rudolſtadt herumgeſtreift, hatte nach langen, umfangreichen und beſchwerlichen Unterſuchungen ein geognoſtiſches Syſtem zu geben verſucht und dasſelbe in den Acten der Erfurter Akademie veröffentlicht [3]. Quenſtedt findet in ſeinem ſyſtematiſchen Entwurf, in ſeinen Bemerkungen über Geſteinsbildung und in ſeinen praktiſchen, technologiſchen Seitenblicken auf Berg- und Ackerbau die „geſunden Anfänge einer neuen Wiſſenſchaft“. 1778 gab Wilh. von Charpentier eine mineralogiſche Geographie der kurſächſiſchen Lande nebſt einer geognoſtiſchen Karte heraus, welche es dem Dilettanten ermöglichte, ſich auf ſeinen Spazierritten zu orientiren [4]. Faſt gleichzeitig waren in Frankreich

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 267.

[2] Lehmann, Verſuch einer Geſchichte von Flötzgebirgen. Berlin 1756.

[3] Actorum Acad. Elector. Mogunt. scient. util. quae Erfordiae est. Erfurt. 1761. Tom. II. p. 45—254.

[4] Charpentier, Mineralogiſche Geographie der Kurſächſiſchen Lande. Leipzig 1778.

Buffon's Epoques de la Nature[1] erſchienen, ein grandioſes Syſtem der geſammten kosmiſchen Entwicklung, das, auf die umfaſſendſten naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe geſtützt, der Geſchichte unſeres Planeten das Walten eines Centralfeuers zu Grunde legte. Im Gegenſatz zu ihm betrachtete Abraham Gottlob Werner, faſt in gleichem Alter mit Göthe und ſeit 1775 Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg, den Ocean als den Quell der geſammten Erdbildung. Er war indeß mehr Mineraloge als Geologe, leiſtete Vorzügliches in der Beſchreibung und Unterſcheidungslehre der Mineralien, trennte zuerſt in ſeinen Vorträgen die Oryktognoſie oder Mineralogie von der Geognoſie und docirte letztere als geſonderten Wiſſenszweig[2]. Bei dieſem Werner, dem „Vater der Geognoſie", hatte der junge Voigt Nomenclatur und Detail gelernt; daher war es jetzt möglich, auch „ohne Bücher" Mineralogie und Geognoſie zu treiben.

Große Anerkennung verdient gewiß die allſeitige Wißbegier Göthe's, ſowie, daß er die weitere Ausbildung und Thätigkeit des jungen Voigt unterſtützte, durch ihn eine mineralogiſche Beſchreibung von Weimar, Eiſenach und Jena machen ließ, die Karte Charpentiers „vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Rieſengebirge bis an die Rhön" erweitern laſſen wollte, ja ſogar eine mineralogiſche Karte von ganz Europa in Ausſicht nahm. Doch faßte er die Sache wohl etwas jugendlich-dilettantiſch auf, wenn er an Merck ſchrieb:

„Laß Dir doch etwa nur eine Homanniſche Charte durchzeichnen und trage mit Charpentiers Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie du ſie erfährſt. Es iſt das ſicherſte Mittel, bald Begriffe von dem Ganzen zu kriegen. Ich habe große Luſt, bald eine mineralogiſche Charte von ganz Europa zu veranſtalten, was man mit weniger Arbeit (!) ſchon gegenwärtig im Allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdrucken und kann je mehr man erfährt und zuſammenträgt, auf der Platte nachſtechen laſſen."[3]

Wo er die zuverläſſigen Detailbeobachtungen, auf die doch Alles ankommt, mit ſo wenig Arbeit hernehmen wollte, ſagt er nicht. Er erwähnt zwar die Arbeiten des Abbé Soulavie[4], nach deſſen Angaben er

---

[1] Buffon, Les époques de la nature. 2 Vol. Paris 1780. — Histoire des minéraux in ſeiner Histoire naturelle. Paris 1749—1788.

[2] Werner, Abr. Gottl., Von den äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien. Leipzig 1774. — Kurze Klaſſification und Beſchreibung der Gebirgsarten. 4°. Dresden 1782. Überſetzung von Cronſtedts Mineralogie. 1. Thl. Freib. 1780.

[3] Wagner. 1835. S. 368. 369.

[4] Soulavie, Giraud (ſüdfranzöſiſcher Abbé und Jakobiner), Géographie de

vielleicht Südfrankreich in ſeine Karte einzuzeichnen beabſichtigte; aber da er ſofort an Soulavie und Buffon herumkritiſirt, rothen Porphyr aus Granit entſtehen läßt, ſo muß das Kartenproject als ein ziemlich kühnes erſcheinen, zumal Göthe noch beifügt:

„Ich habe zu wenig Zeit zu leſen, und weiß alſo nicht, was man über dieſe Sache ſchon gedruckt hat. Wenn ich aber hie und da in einem Journale ſehe, ſo ſcheint mir doch, als wenn man mit allgemeinen und treffenden Ideen noch ziemlich zurücke ſei." Eine ſehr wohlfeile Anſicht![1]

Dieſe europäiſche Karte wird übrigens nicht weiter erwähnt. Ein geognoſtiſches Tagebuch von der dritten Harzreiſe (8. Auguſt bis 10. September 1784) zeigt, daß Göthe in den acht Jahren ſeines mineralogiſchen Dilettantenthums etwas beobachten und ſeine Beobachtungen ſo gut aufzuzeichnen gelernt hatte, als ein Schüler an einer Bergakademie das auch etwa in einem Jahr lernen könnte. Der wiſſenſchaftliche Werth iſt ein höchſt geringer; Göthe überließ es ſpätgebornen Epigonen, die wenigen Aufzeichnungen drucken zu laſſen, die von fachmänniſcher Arbeit längſt überholt ſind. Daß er ſich aber dennoch immer noch einbildete, als Entdecker aufzutreten, zeigt einer ſeiner franzöſiſchen Briefe an Frau von Stein, worin er ſagt:

„Die Ideen, welche ich über die Bildung unſeres Erdballs erfaßt hatte, ſind trefflich beſtätigt und berichtigt worden, und ich kann ſagen, daß ich Sachen geſehen habe, die, mein Syſtem beſtätigend, mich durch ihre Neuheit und Größe überraſchten. Ich bin nicht vermegen genug zu glauben, daß ich das Princip gefunden habe, durch welches dieſe Erſcheinungen exiſtiren, aber ich werde eine Uebereinſtimmung der Wirkungen an den Tag bringen, welche eine gemeinſchaftliche Urſache vermuthen (!) laſſen, und es wird alsdann die Sache tüchtiger Köpfe ſein, dieſelbe näher erkennen zu laſſen."[2]

Sein Syſtem beſtand alſo in einer „geheimnißvollen Harmonie", die ſich wiſſenſchaftlich noch nicht beſtimmen ließ. Als er verſuchte, dasſelbe niederzuſchreiben, kam er über die Einleitung nicht hinaus. Dieſelbe iſt ein phantaſtiſcher Dithyrambus auf den Granit, der lebhaft an

---

la nature. 8°. Paris 1780. — Histoire naturelle de la France méridionale. Pt. I. Les minéraux. 7 vol. Ib. 1780. — Chronologie physique des éruptions des volcans éteints de la France méridionale. Ib. 1782. — Les classes naturelles des minéraux et les époques de la nature correspondantes à chaque classe. St. Pétersb. 1785.

[1] Wagner. 1835. S. 370.

[2] Schöll III. 93.

ſeine Genieprediglen auf das Straßburger Münſter erinnert, ein in Geognoſie verkommenes Gedicht, ein in poetiſchem Duſel mißrathener Aufſatz. Er ließ ihn beim gänzlichen Ausverkauf liegen. Erſt Hr. von Loeper hat ihn 1861 herausgegeben[1]. Es iſt ein deutlicher Nachklang der Genieperiode, in welcher Bibel, Shakeſpeare, Straßburger Münſter, Alles — Genie, nur Genie war. Im Granit glaubt der poetiſche Geognoſt dem Urgenie jetzt am nächſten gekommen zu ſein:

„So einſam, ſage ich zu mir ſelber, indem ich dieſen ganz nackten Felſen hinabſehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachſendes Moos erblicke, ſo einſam, ſage ich, wird es dem Menſchen zu Muthe, der nur den älteſten, erſten, tiefſten Gefühlen der Wahrheit ſeine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu ſich ſagen: Hier auf dem älteſten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut iſt, bring' ich dem Weſen aller Weſen ein Opfer. Ich fühle die erſten, feſteſten Anfänge unſeres Daſeins, ich überſchaue die Welt, ihre ſchrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über ſich ſelbſt und über Alles erhaben und ſehnt ſich nach dem näheren Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durſt und Hunger ſeine menſchlichen Bedürfniſſe zurück. Er ſieht ſich nach jenen Thälern um, über die ſich ſein Geiſt ſchon hinausſchwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellenreichen Ebenen die auf dem Schutte und Trümmern von Irrthümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeſchlagen haben, den Staub ihrer Vorfahren aufkratzen und das geringe Bedürfniß ihrer Tage in engem Kreiſe ruhig befriedigen."

Voll von ſolchem Naturduſel ſtreifte Göthe in den Bergen von Thüringen herum und ſchrieb für ſeine Hermannſtädter Höhle die Verſe:

„Felſen ſollten nicht Felſen und Wüſten Wüſten nicht bleiben,
Drum ſtieg Amor herab, ſieh und es lebte die Welt.
Auch belebte er mir die Höhle mit himmliſchem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt[2].

So viel ich von Mineralogie und Geologie verſtehe, iſt es für ſie gerade kein Vortheil, wenn ſie zu poetiſiren beginnt und wenn die Welt darin lebendig wird. Um indeß in Göthe's Beurtheilung in dieſem Punkt nicht irre zu gehen, habe ich alles in dieſen Gegenſtand einſchlägige Material meinem Freund und Ordensbruder P. L. Dreſſel, früherem Profeſſor der Chemie in Maria-Laach und Quito, dem Verfaſſer einer preisgekrönten Schrift über den „Baſalt"[3] und Geologen von Fach,

[1] Verzeichniß von Göthe's Handſchriften. Berlin 1861. S. 23.
[2] Schöll III. 67.
[3] L. Dreſſel, S. J., Die Baſaltbildung (Natuurkundige Verhandelingen.

vorgelegt und von ihm folgendes Urtheil über Göthe als „Geologen“ erhalten:

„Göthe's Wirkſamkeit als Geologe kann auf den Fachmann nur einen unerquicklichen Eindruck machen. Auf der einen Seite erkennt er in ihm eine vortreffliche Beobachtungsgabe und einen genialen Blick, der mit Leichtigkeit die Einzelheiten zu umfaſſen und zu ordnen, ſowie für weittragende Schlüſſe zu benützen verſtand; auf der anderen Seite dagegen eine ſeltene Flatterhaftigkeit und ein unſtetes Abſpringen von einem Gegenſtand auf den anderen, ohne ihn auch nur kräftig zu berühren, gepaart mit einer ebenſo großen Sucht, von Allem Etwas zu wiſſen, Alles zu ſammeln, Alles zu unterſuchen, als Scheu vor jedem ernſten und ſoliden Studium und vor jedem beharrlichen Eindringen in die Forſchung. So kam es denn, daß er bei den ausgezeichneten Gelegenheiten zu einer tiefen und ausgedehnten Orientirung im Fache, die ſeine Stellung ihm gewiſſermaßen aufdrängte, und bei der ihm eigenen Kunſt glänzender Darſtellung, die jeder ſeiner Arbeiten gewiß einen beſonderen Vorrang verſchafft hätte, doch Nichts von wirklichem, bleibendem Werthe zu Stande brachte. Seit 1776 damit beauftragt, den Betrieb des Ilmenauer Bergwerkes zu heben, 1777 mit der Leitung desſelben betraut und 1780 an die Spitze der Bergwerk-Commiſſion geſtellt, kam er in die vielfachſte Berührung mit tüchtigen, praktiſch und theoretiſch geſchulten, erfahrungsreichen Männern, ausgedehnte Stein-, Mineralien- und Petrefacten-Sammlungen und die ganze damalige Literatur ſtanden ihm offen, Reiſen in geologiſch merkwürdige Gegenden forderten ſeine Beobachtung heraus. Indeſſen aus Mangel an gediegenen Vorkenntniſſen, ohne Syſtem und überſichtliche Ordnung, ohne Schärfe und Klarheit in den freilich zahlreichen mineralogiſch-geognoſtiſch-geologiſchen Kenntniſſen, die er pêle-mêle im Verkehr mit Andern und beim Herumflattern in der Natur, in Büchern und Schriften ſpielend ſich angeeignet, ohne feſtes, beſtimmtes Ziel, das ſeine Ideen geeint und geleitet hätte, ſpricht und ſchreibt er über Alles und Nichts, iſt er voll gelungener Einfälle und kühner Erklärungsverſuche, die ebenſo ſchnell hingeworfen als wieder verlaſſen werden; trägt er ſich mit weittragenden Vorſchlägen, Plänen und Projecten zur Reformation der Wiſſenſchaft, ohne je einen ernſtlich in Angriff zu nehmen; kritiſirt er über Alles mit hoher Kennermiene, beſchränkt ſich aber wohlweislich auf kurze, allgemeine, oberflächliche Bemerkungen, ſich wohl hütend, nach Kennerart die Sache ſcharf und gründlich, allſeitig und im Detail zu faſſen. Kein Wunder, wenn bei alledem hie und da neben den unnützen Gedankenſplittern auch der eine oder andere gute Span abfiel, von dem es aber bei ſeinem Zuſammenarbeiten mit Anderen noch ſchwer zu ermitteln ſein wird, ob er ſein eigenes Product iſt.

„Unter den Dilettanten der Geologie mag gewiß auch

Deel. XXIV.). Haarlem 1866. — Seine Schrift: Geognoſtiſch-geologiſche Skizze der Laacher Vulkangegend. Münſter 1871, wird von bedeutenden Fachautoritäten ſehr geſchätzt.

Göthe einen bevorzugten Platz einnehmen, unter die Fachleute gehört er nicht und noch weniger zu den Männern, die irgendwie bahnbrechend auf dieſem Gebiete aufgetreten ſind. Deßhalb war es auch kein Mangel an Gerechtigkeit, ‚wenn die Wiſſenſchaft die Würdigung, die ſie den auf ihrem Boden erwachſenen Männern ſpendet, dem Dichter vorenthalten hat'.

„Im Obigen wurde nicht der Maßſtab, nach dem wir heute meſſen, angelegt, ſondern derjenige der Göthe'ſchen Zeit. Um das, was man ſchon damals für gute Methode, richtige Arbeit, erfolgreiches Wirken hielt, kennen zu lernen, ſehe man nur auf ſeine Zeitgenoſſen, den Freiberger A. G. Werner (1750—1817), den Schweizer H. de Sauſſure (1740—1799), den Franzoſen Dolomieu (1750—1801) oder auch nur auf die Vorgänger, einen J. G. Lehmann (geſt. 1767), der 1756 ſchon zuerſt mit Beſtimmtheit die Anſicht vertheidigte, daß die Formationen ſich überall in derſelben Reihenfolge überlagerten, und auf einen Füchſel, der 1762 mit großer Genauigkeit die Erdſchichten in Epochen und Formationen ſchied, Süßwaſſer- und Meeresformationen ſehr gut auseinanderhielt, der auch die erſte wirklich geologiſche Karte ſammt Gebirgsdurchſchnitten verfertigte und darauf die Grenzen der Formationen in dem Sinne angab, wie wir ſie heute noch auffaſſen." [1]

Faſt gleichzeitig wie auf Geognoſie warf ſich Göthe auch auf Oſteologie. Freund Merck trieb dieſe Liebhaberei; warum ſollte er ſie nicht auch treiben können? Die Phyſiognomik drängte dazu, die Luſt am Zeichnen auch. Die Geſichtszüge waren von den Muskeln, dieſe von den Knochen bedingt. Alſo ließ er ſich von Loder, dem Profeſſor der Anatomie in Jena, acht Tage lang (Ende October 1781) Knochen- und Muskellehre erklären. Nun wußte er ſchon genug, um ſelbſt Anatomie zu dociren. Obwohl er um dieſe Zeit neben ſeinen Liebesromanen Latein, Italieniſch, Mineralogie und Gemäldeſammeln betrieb, ſich mit Egmont plagte, in Erfurt, Eiſenach, Wilhelmsthal und Gotha herumflankirte, ein Zauberſpiel für's Liebhabertheater zurechtmachte, ein Käſtchen malte, ſich eine neue Wohnung miethete, die „dicke Haut mehrerer Perſonen durchbrach", über des Herzogs „koſtſpielige Ausſchweifungen" Sorge und Kummer hatte [2], eröffnete er Mitte November für die Lehrer und Schüler der Weimarer Zeichenſchule eine Reihe von Vorleſungen über den Knochenbau des menſchlichen Körpers, um ſeine Zuhörer, wie er ſagt, auf das Merkwürdige dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das Bedeutende in der Nachahmung ſinnlicher Dinge zu erkennen zu ſuchen.

[1] Vergl. Karl Vogt, Lehrbuch der Geologie. 2. Aufl. II. Bd. S. 735, woſelbſt Lehmann's Werk irrig 1736 datirt iſt.

[2] Keil, Tagebuch. S. 247.

„Zugleich," fährt er fort, „behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben ganz entsagen muß." [1]

Alsbald fing er nun auch an, Knochen und Skelette zu sammeln, zu studiren, zu präpariren, zu zeichnen oder zeichnen zu lassen, die Terminologie zu lernen und Vergleichungen anzustellen. Der Herzog interessirte sich gleich für die Sache und half Knochen sammeln. Die hauptsächlichste Hilfe aber gewährte Merck, der selbst bereits eine ansehnliche Sammlung besaß und mit hervorragenden Naturforschern wie Sömmering, Camper und Forster in brieflichem Verkehr stand. Anstatt junger Hofdamen wurden jetzt Elephantenschädel und Mammuthsknochen abgezeichnet. Im Herbst 1782 war Göthe so weit, daß er die Knochen und Knöchelchen des menschlichen Skeletts an den Fingern hersagen und analog dazu auch die Thierskelette zu erklären wußte; doch bat er Merck:

„Versäume ja nicht, mir von Deinen Untersuchungen und Entdeckungen zu schreiben; denn ich weiß immer nicht, wo mir der Kopf steht und kann nur Seitenblicke auf diese interessanten Gegenstände werfen." [2]

Der früher gegen Professoren so souverän hochmüthige Sprudelkopf hieß im April 1783 sehr freundlich den Naturforscher Blumenbach in Weimar willkommen, machte ihm eine Gegenvisite, wollte in Göttingen sogar alle Professoren der Reihe nach besuchen, suchte persönlich Forster und Sömmering in Kassel auf und wollte sogar Holländisch lernen, um mit dem Leydener Professor Camper in gelehrte Beziehung zu treten. Es war ihm entschieden darum zu thun, in das corpus doctum aufgenommen zu werden und sich durch eine „Entdeckung" und deren wissenschaftliche Begründung als Gelehrter zu habilitiren. Die Entdeckung war im März 1784 bereits gemacht, er kündigte sie unter strengem Geheimniß der Frau von Stein und seinem Freunde Herder an, Merck aber ließ er vorläufig noch nichts davon gewahren. Noch im April schrieb er ihm: „Ich habe die Zeit über Verschiedenes in Anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollte, gepfuscht, wovon ich vielleicht ehestens etwas werde produciren können." Er zog sich nach Jena zurück und

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 136. 137. Virchow a. a. O.

[2] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 376.

wollte mit Loders Hilfe raſch einen Aufſatz über die Entdeckung ſchreiben. Es ging aber nicht ſo ſchnell. Erſt Mitte December konnte der kleine Aufſatz in doppelter Abſchrift, deutſch und lateiniſch, an Merck abgeſandt werden, der ihn zur Begutachtung weiter an den Profeſſor Camper befördern ſollte[1]. Der Aufſatz iſt überſchrieben: „Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.“[2]

Längſt vor Göthe hatten die Oſteologen und Anatomen wahrgenommen, daß der Oberkieferknochen bei den Vierfüßern nicht aus einem Stück beſteht, ſondern daß jener Theil desſelben, in welchem die Schneidezähne ſtecken, von dem übrigen durch deutliche Nähte getrennt iſt. Dieſes Stück nannten ſie Zwiſchenkieferknochen (os intermaxillare, oder incisivum, oder labiale). Am Skelett des ausgewachſenen Menſchen dagegen erſcheint dieſer Knochen nicht iſolirt. Nur eine „außergewöhnliche Nahtſpur als Überbleibſel embryonaler Bildungszuſtände des Knochens“ findet ſich nicht ſelten am Oberkiefer hinter den Schneidezähnen[3]. Für die beſchreibende Anatomie des Menſchen iſt der Zwiſchenkieferknochen deßhalb noch heute nur von untergeordnetſter Bedeutung. Noch lange nach Göthe's „Entdeckung“ erklärte Cuvier[4] gerade heraus, daß er dem Menſchen fehle, und legte auch für die vergleichende Anatomie wenig Gewicht darauf. „Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen den Menſchen und den Säugethieren iſt,“ ſagt er, „im Grunde nicht beträchtlich; denn die Naht, welche dieſen Knochen vom Oberkieferbeine trennt, findet ſich beim menſchlichen Fötus und verſchwindet bei manchen Vierfüßern ziemlich früh.“ Selbſt die „Entwicklungsgeſchichte“ hat das ſelbſtändige Auftreten eines os intermaxillare noch nicht mit voller Sicherheit feſtgeſtellt. Die theilweiſe Trennung desſelben vom Oberkieſer bei Embryonen von 10 Wochen ſpricht indeß „entſchieden zu Gunſten der Annahme einer ſelbſtändigen Entſtehung des os intermaxillare“, ſo lautet das competente Reſultat der heutigen Fachgelehrten[5]. Im Übrigen kennt man heutzutage homologe

[1] S. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 421. 422. 426. 429. 430. 439. 444. 445. 448. — Schöll, Briefe an Frau v. Stein. II. 343. III. 31. — Aus Herders Nachlaß. I. 75.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. 221.

[3] J. Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menſchen. Wien 1867. S. 269.

[4] Cuvier, Vorleſungen über vergleichende Anatomie. Herausg. von Duméril, überſ. von J. F. Meckel. Leipzig 1809. I. 57.

[5] A. Kölliker, Entwicklungsgeſchichte des Menſchen und der höheren Thiere. Leipzig 1879. S. 475.

Bildungen dieſer Art ſo manche, daß der Fall mit dem Zwiſchenkiefer nur noch geſchichtliche Bedeutung hat; hier wird er aber um ſo wichtiger, weil er für Göthe zur Veranlaſſung wurde, den Menſchen in verwandtſchaftliche Beziehung zu den Thieren zu ſetzen. In dieſem Sinne iſt er denn von manchen Darwiniſten eifrig ausgebeutet worden, während die anatomiſche Wiſſenſchaft im Übrigen andauernd ziemlich kühl gegen ſeine „Entdeckung" blieb[1].

Weßhalb er ſelbſt der Entdeckung eine ſo ausnehmende Wichtigkeit beimaß, darüber deuten ſeine Briefe drei hauptſächliche Motive an. Als er Merck am 6. Auguſt um den Schädel ſeiner Myrmekophaga bat, fügte er erläuternd bei: „Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldisputation, durch welche ich mich bei Eurem docto corpore zu legitimiren geſonnen bin."[2] Ein zweites Motiv enthält der Brief, in welchem er Herder ſeinen Fund mittheilt: „Es ſoll Dich auch recht herzlich freuen; denn er iſt wie der Schlußſtein zum Menſchen, fehlt nicht, iſt auch da! Aber wie? Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie ſchön es da wird."[3] Näher erklärt er das in einem Briefe an Knebel, der zugleich ein drittes Motiv andeutet:

„Ich habe mich enthalten, das Reſultat, worauf ſchon Herder in ſeinen Ideen deutet, ſchon jetzo merken zu laſſen, daß man nämlich den Unterſchied des Menſchen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr iſt der Menſch aufs Nächſte mit den Thieren verwandt. Die Übereinſtimmung des Ganzen macht ein jedes Geſchöpf zu dem, was es iſt, und der Menſch iſt Menſch ſo gut durch die Geſtalt und Natur ſeiner obern Kinnlade als durch Geſtalt und Natur des letzten Gliedes ſeiner kleinen Zehe Menſch. Und ſo iſt wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen ſtudiren muß, ſonſt iſt jedes Einzelne ein todter Buchſtabe."[4] Der Freude über die Erweiterung ſeiner geſammten Naturanſchauung geſellt ſich hier der Widerſpruch gegen jene Fachmänner, welche, wie Blumenbach und Sömmering, das angebliche Fehlen des Zwiſchenkieferknochens beim Menſchen als einen höchſt wichtigen Unterſchied des Menſchen vom Affen betonten. Unter vielen Bück-

[1] Vgl. Häckel, Anthropogenie. Leipzig 1877. S. 610 ff. — H. Helmholtz, Populär-wiſſenſchaftl. Vorträge. Braunſchweig 1876. I. Heft. S. 35. — Bratranek, Göthe's Naturwiſſenſch. Correſpondenz. Leipzig 1874. Einleitung. — Otto Vogel, Häckel und die moniſtiſche Weltanſchauung. Leipzig 1877. S. 23. — Wigand, Der Darwinismus. Braunſchweig 1876. II. 432. 433. — Oskar Schmidt, War Göthe ein Darwinianer? Graz 1871. — Koßmann, War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie? Heidelberg 1877. Letztere Frage läßt ſich mit ausſchließlicher Rückſicht auf die erſte Weimarer Periode nicht erledigen

[2] Wagner, Briefe. 1835. S. 430.

[3] Aus Herders Nachlaß. I. 75.

[4] Guhrauer, Briefe an Knebel. I. 55.

lingen und Höflichkeitsformen machte Göthe hier entſchieden Revolution gegen die damalige Fachwiſſenſchaft auf dieſem Gebiete.

Was den letzten Punkt betrifft, ſo hat Göthe einen durchaus richtigen Griff gethan. Die Fachmänner, welche den erwähnten Knochen in Abrede ſtellten, hatten nicht genug oder nicht mit der nöthigen Genauigkeit beobachtet. Er war da, wenigſtens beim menſchlichen Fötus. Göthe hat ihn zuerſt nachgewieſen. Die Priorität iſt ihm nicht beſtritten worden. Anders iſt es mit dem zweiten Punkt. Auch hier gebührt ihm ein Verdienſt, daß er von einer bloß äußerlichen Naturbetrachtung auf das Planmäßige, Einheitliche in der Natur, auf eine Naturordnung und zwar eine natürliche Anordnung der Natur hinlenkte; allein hierin hat er durchaus nicht das Verdienſt der Priorität. Daß der Unterſchied des Menſchen vom Thiere ſich nicht auf einige Differenzen der organiſchen Entwicklung gründet, daß der Menſch dem Leibe nach auf's Nächſte mit den Thieren verwandt iſt, daß er inſofern ganz innerhalb der ſichtbaren Schöpfung ſteht und ihr eingegliedert iſt, das hat ſchon Ariſtoteles[1] gewußt. In die Harmonie, welche die verſchiedenen Reihen der lebendigen und lebloſen Weſen zum ſichtbaren Ganzen vereint, iſt der große Peripatetiker viel tiefer eingedrungen, als Göthe, ſoweit man aus den zerſtreut hingeworfenen und vagen Äußerungen des letztern ſich ein Urtheil bilden kann. Das große Geſetz der Continuität, das Göthe nur unbeſtimmt andeutet, hat Albert der Große und der hl. Thomas viele Jahrhunderte vor ihm mit philoſophiſcher Präciſion formulirt[2]. Die Abſicht des Schöpfers, die Materie in immer vollkommenerer Geſtalt bis zum Menſchen emporzuheben, haben dieſe vielgeſchmähten Scholaſtiker viel deutlicher und klarer erklärt. Was an den Grundzügen von Göthe's Naturanſchauung Richtiges iſt, kann man, ohne Beimiſchung ſeiner pantheiſtiſchen Irrthümer, Alles ſchon bei ihnen finden[3]. Mit Rückſicht auf eine philoſophiſche Natur-

[1] Vgl. Arist. Hist. anim. VIII. 1. 588 b. 4 sqq. De part. anim. IV. 5. 681 a. 12. ib. II. 10. 655. b. 37 sqq. Gen. anim. I. 23, 731. a. 24. Hist. anim. IX. 1. 608. b. 5. — De gen. anim. II. 4. 737. b. 26 ſagt er: ἔστι δὲ τὰ τέλεια ζῷα πρῶτα, τοιαῦτα δὲ τὰ ζῳοτοκοῦντα, καὶ τούτων ἄνθρωπος πρώτον.

[2] Alb. Magnus, De animalibus. Lib. II. Tr. 1. c. 1. Natura non facit distantia genera, nisi faciat aliquid medium inter ea: quia natura non transit ab extremo in extremum nisi per medium. S. Thom. c. g. l. 2. c. 68. Summ. Th. I. q. 71. a. 1. ad 4. In Bezug auf Albert d. Gr. anerkennt Virchow, daß er das Geſetz der Continuität ausgeſprochen. Göthe als Naturforſcher. Berlin 1861. S. 121. 122.

[3] „Die Natur liebt die Ordnung und bleibt ſich beſtändig. Sie ſteigt von

erklärung maß er deßhalb ſeinem Zwiſchenkieferknochen eine viel zu große Bedeutung bei.

Was Göthe mit ſeiner Entdeckung aber hauptſächlich erhoffte, von den Naturforſchern nämlich als gelehrter College und Fachmann bewillkommt zu werden, das erreichte er nicht[1]. Sömmering, dem Merck den Aufſatz zuerſt mittheilte, ſchickte ihn den 27. Januar mit der Bemerkung zurück: „Hier iſt Göthe's in manchem Betracht ſehr artiger Aufſatz. Die Hauptidee hatte ſchon Blumenbach.“ Die eigentliche Trennung der Knochen und ein daheriges Verwachſen der Grenzen läugnete er geradezu.

„Ich habe nun Kinnbacken von Embryonen von 3 Monaten bis zum Adulto vor mir, und an keinem iſt jemals eine Grenze vorwärts zu ſehen geweſen. Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären? Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete!“ Die lateiniſche Terminologie, in welcher Göthe mit Loders Hilfe das os intermaxillare zu beſchreiben ſich abgemüht und die offenbar einen gelehrten Eindruck machen ſollte, brachte den entgegengeſetzten Eindruck hervor. Sie erregte Sömmerings Heiterkeit. „Und die tabula terminorum — ſieht ſie nicht ein wenig ſchulfüchſig aus? Sie koſtete ihm Schwierigkeit. Freilich! Aber wozu nützt ſie? In Ihrem Coiter finden Sie ähnliche.“

Göthe ſelbſt meldete bald darauf an Merck: „Von Sömmering habe ich einen ſehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! —“[2]

---

dem Unvollkommeneren zu dem Vollkommeneren empor. — Das höchſte Glied einer niedern Weſensreihe berührt das niederſte der nächſtfolgenden höheren (die Natur macht keine Sprünge). Die Werke der Natur vollziehen ſich immer in derſelben Weiſe, wenn nichts Hemmendes dazwiſchen tritt. — Die Natur unterſcheidet das Ganze in Theile und ordnet dieſelben nach Raum und Zweck. — Sie thut nichts vergeblich. Sie liebt das Einfache, vollzieht nicht durch Mehrere, wozu Einer hinreicht. — Sie liebt die Einheit, führt viele Thätigkeiten auf eine Fähigkeit, viele Fähigkeiten auf eine Weſenheit zurück. — Die Natur handelt nicht zufällig, ſondern nach Abſicht. Sie läßt es nicht am Nothwendigen fehlen, im Überfluß hält ſie Maß. — Die Natur zieht das Nothwendige der Schönheit vor. Alles thut ſie aus Nothwendigkeit oder um höherer Vervollkommnung willen. Sie iſt reich und freigebig in ihren Mitteln, häuft die Dienſtleiſtungen ihres Haushalts nicht ſparſam auf Einen, ſondern ſtellt für jedes ihrer Ämter einen eigenen Diener an. Sie kennt viele Wege zum ſelben Zweck. Sie ſucht ihre Werke zu verewigen, ſoweit es möglich iſt, und erreicht es wenigſtens in der Erhaltung der Arten. Sie iſt unermüdlich für ihre Erhaltung und Vervielfältigung beſorgt. Sie freut ſich an der Mannigfaltigkeit und verleiht den Individuen die möglichſte Verſchiedenheit, um die Schönheit des Univerſums zu ſteigern.“ Vgl. dieſe Axiome zuſammengeſtellt bei T. Pesch, Instit. Philos. Naturalis. Friburgi 1880. p. 353. 354.

[1] Vgl. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 438.

[2] Ebd. S. 440.

Ein tiefer Seufzer. Noch ſchlimmer ging es bei Peter Camper, an den der Aufſatz noch im Januar 1785 weiter befördert werden ſollte. Doch gerieth er erſt in verſchiedene andere Hände und gelangte erſt im September an Camper, eine harte Prüfung für Göthe. Camper ließ die Entdeckung höchſt grauſam abduften.

Den Eifer, mit welchem er ſelbſt an die Prüfung der Schrift herantrat, verglich er zwar mit dem Eifer der obscönſten Neugier. Den beigelegten Zeichnungen aber, auf welche Göthe die höchſte Sorgfalt hatte verwenden laſſen und auf die er ſich nicht wenig zu Gute that, ſprach er gerade die Hauptvorzüge ab, auf die es ankam, richtige Perſpective und Schattirung, und bedankte ſich humoriſtiſch für die Ehre, daß Göthe dieſe Methode zu zeichnen, die Camper'ſche genannt hatte. Die Handſchrift des Manuſcripts lobte er als überaus ſchön und elegant; die lateiniſche Überſetzung dagegen tadelte er als ſtellenweis unverſtändlich. Schon der lateiniſche Titel Specimen war unrichtig und bedurfte der Correctur. Die Abhandlung ſelbſt fand er gut; aber was ſie beweiſen ſollte, ſtellte er in Abrede: „J'avoue qu'il a poursuivi ces os perfaitement bien; mais je ne puis pas l'avouer dans l'homme.“ Dann fragte er, was er damit anfangen ſollte: „Garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids etc.?“ Drei Tage ſpäter ſchrieb er wieder an Merck, dießmal etwas freundlicher; er hatte den Verfaſſer errathen, nannte das Buch jetzt ein „ſchönes Buch“ und anerkannte, daß Göthe den Zwiſchenkieferknochen am Walroß nachgewieſen habe; aber am Menſchen läugnete er ihn noch beharrlich. „Ich habe,“ ſagt er, „zuerſt eine Anzahl Kieferknochen am Fötus, dann von Neugebornen verſchiedenen Alters, beſonders von 3—4 Jahren unterſucht ... Ich finde ihn nicht und behaupte drum wie früher: wir haben ihn nicht.“ Dasſelbe wiederholte er am 21. März 1786, mit der Erklärung, daß er Göthe's Schrift nicht drucken laſſen könne. „Die Tafeln würden zu viel koſten, Niemand würde ſie übernehmen, und die Sache ſelbſt iſt für die Wiſſenſchaft nicht intereſſant genug.“ [1]

Hiermit war Göthe's Inauguraldiſſertation durchgefallen, die Gelehrten nahmen ihn nicht in ihre Zunft auf. Der Schlag war um ſo härter, als ihn ſeine Stellung augenblicklich nach keiner Seite hin mehr befriedigte und er gerade in der Naturwiſſenſchaft eine Art Panacee gegen ſeine übrigen Verdrießlichkeiten geſucht hatte. Wieland machte zu dieſen Freuden und Leiden des empiriſchen Naturbeobachters folgende humoriſtiſche Bemerkungen [2]:

„Was Eure Elephantenknochen und Meerwunder betrifft, dafür, ich geſtehe es, hat mir Madre Natura den Sinn verſagt, der dazu erfordert wird;

[1] Ebd. S. 466 ff. 469 ff. 481 ff.

[2] Ebd. S. 443.

indeſſen begreife ich doch ungefähr die Möglichkeit, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, posset qui rupem et puteum vitare patentem, ein ebenſo großes Belieben daran finden kann, 8 Tage lang in einen Walfiſchkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Naſenlöcher in der Naſe ſitzen, als unſer einer einen ganzen Tag und oft wohl noch einen halben dazu, mit Hintanſetzung ſeiner Familie, Freunde, Correſpondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausründung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten. Ich geſtehe ſogar die Wichtigkeit jener Entdeckung aus vollem Herzen zu, und bin gänzlich überzeugt, daß es ganz anders mit dem menſchlichen Weſen ſtehen würde, wenn es einmal dazu käme oder kommen könnte, daß die Leute, ſonderlich die gelehrten Herrn, die Naſenlöcher u. ſ. w. nirgends ſuchten, als wo ſie natürlicherweiſe ſitzen, und wo ſie jeder Bauer ſuchen würde."

17. Allgemeine Ernüchterung. Geſammelte Werke.

1785. 1786.

„Mit wem ſoll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einſt ganz richtig zu mir geſagt: Il vous faut de la séduction.“

Göthe.

„Das geſpannte, zum Theil gedrückte Leben hatte im Laufe der Zeit zu viele Falten in ſeine Seele geſchlagen.“

Düntzer.

Um Göthe's Lage in den Jahren 1785 und 1786 zu verſtehen, muß man an die Geniezeit zurückdenken, wo er in ein paar Wochen ſeinen „Götz“, in ein paar Monaten ſeinen „Werther“ ſchrieb, gleichzeitig einen Cäſar, einen Mahomet, einen Ewigen Juden, einen Prometheus plante und unter den bunteſten Zerſtreuungen, wenn auch keinen vollendeten Fauſt, ſo doch die „Gretchen-Tragödie“ gleichſam ſpielend auf's Papier warf. Das waren Zeiten! Er kam ſich ſelbſt und den Andern wie ein Götterliebling vor.

Nun war er ſchon zehn Jahre in Weimar, in viel luſtigeren Zerſtreuungen als ehemals, in viel verwickelteren Liebeshändeln als zuvor, in der bunteſten Mannigfaltigkeit weltlichen Treibens, mit Menſchen aller Stände in lebendigem Verkehr, in alle Geheimniſſe des Lebens eingeweiht, Dilettant in ſämmtlichen Künſten und Wiſſenſchaften, der erſte Mann im Gewühle des Hofes — und wenn er nur wollte, auch ein beſchaulicher Dichter in ſtiller Garteneinſamkeit, umgeben von allen Anregungen, die ein Dichter haben kann. Und doch kam, außer der Iphigenie, rein nichts Bedeutendes mehr zu Stande.

Der Fauſt ſchlummerte in der Mappe, ſo gut wie aufgegeben. Iphigenie war noch nicht gedruckt, wurde wahrſcheinlich noch nicht für druckreif gehalten. Seit acht Jahren plagte ſich der Dichter an einem großen Roman, dem Wilhelm Meiſter — und der Roman war noch nicht zur Hälfte fertig, ein Abſchluß nicht abzuſehen. Von einem „Egmont“ kamen in zehn Jahren ein paar Scenen zu Stande. „Taſſo“ blieb ein troſt- und hoffnungsloſer Embryo, „Elpenor“ ein aufgegebenes Fragment.

Dem Hof zu Liebe verlegte er sich nun auf kleine Gelegenheitsstückchen und Festspielchen. Doch Kraft und Frische versiegten sogar hier, indem er an frühern Kleinigkeiten, wie „Erwin und Elmire", den „Mitschuldigen", „Claudine von Villa-Bella", putzmacherisch und zuckerbäckerisch herumdüftelte. Das Monodrama „Proserpina" allein hat noch einen genialen Anflug[1]. Sonst stockt Erfindung, Kraft, Begeisterung, auch der geniale Humor. „Lila" und „Der Triumph der Empfindsamkeit" sind selbst als Gelegenheitsstücke schwache Productionen. „Die Geschwister" sind eine verdünnte Wehmuthsthräne aus „Werther". Zu den „Vögeln" mußte Aristophanes den Humor liefern. Die „Fischerin" dagegen, wenn man von den paar Einlagen absieht, ist eine plump langweilige Farce. „Jery und Bätely" ist eine ebenso langweilige Salonseifersüchtelei in schweizerischem Costüm. Das „Neueste von Plundersweilen" kann unbedenklich zu den literaturhistorischen Ungezogenheiten gerechnet werden. Danach flickte Göthe fünf bis sechs Jahre an dem verfehlten Singspiel „Scherz, List und Rache" herum. Wäre das Liebhabertheater zu Weimar auf seine Novitäten angewiesen gewesen, es hätte nach der ersten Saison an der Schwindsucht sterben müssen[2]. Und daran starb es endlich, nachdem man die unbedeutenden Stücklein bis zum Überdruß wiederholt hatte und Göthe selbst sich begnügte, Maskenzüge zu erfinden und einige Verse dafür zu schreiben, was nicht so viel Erfindungsgabe bedurfte. Ein Zug Lappländer — Aufzug des Winters — Die weiblichen Tugenden — Aufzug der vier Weltalter — das waren Lappalien für einen Geist wie Göthe. Endlich beschränkte man sich auf die bloße Maskerade zu Pferd und ließ sich wieder eine Schauspielerbande kommen. Der Theaterdichter und Theaterdirector hatte entschieden Fiasko gemacht, wenn er sich auch dasselbe nicht eingestand, sondern noch immer an „Scherz, List und Rache" und an den „Ungleichen Hausgenossen" nörgelte, um, wie er meinte, das Singspiel auf die rechte Höhe zu bringen, während die Componisten nach wie vor weder auf Sinn noch poetische Form viel achteten, sondern für Musik, Ballet und Decoration sorgten.

Vereinzelt gelang wohl dann und wann ein kleineres Gedicht, das

[1] Auch M. Bernays (Deutsche Biogr. IX. 448) findet, daß dasselbe „zu den herrlichsten Productionen Göthe's zählt" und in der Geflickten Braut „einen durchaus ungeziemenden Platz erhielt".

[2] Man vergleiche mit dieser traurigen Armuth die Fülle von Poesie, die Calderon nur als Hofdichter in seinen fiestas zu Buon Retiro entwickelte. — Schack, Dram. Literatur in Spanien. III. 187 ff. — Val. Schmidt, Calderons Schauspiele. 302—347.

an die alten Zeiten erinnerte, so die „Seefahrt", die „Harzreise im Winter", das „schwärmerische Lied an den Mond", der „Gesang der Geister über den Wassern", der „Fischer", „Meine Göttin", der „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau", „Zueignung". Doch diese Stücke vertheilen sich auf zehn Jahre. Jährlich ein oder zwei bedeutendere Gedichte — das war doch nur ein schwacher Nachklang der früheren Productivität. Dazu im Jahr noch ein halb Dutzend oder im besten Fall ein Dutzend Kleinigkeiten für Frau von Stein, Herder, den Herzog, die Herzogin und das Tiefurter Journal.

Mit dem Reichthum anderer Jahre bunt gemischt, mögen sie den Eindruck genialer Fülle verstärken[1]; aber wenn man genau zusieht, was Jahr für Jahr zu Stande kam, so steht man vor magern, sehr magern Jahren. Wie Egmont und Tasso blieben auch die „Geheimnisse" ein Fragment. Pegasus schmachtete in der Staatskarosse.

Aller Opfer ungeachtet, die Göthe seiner äußern Stellung gebracht, war er dabei kein bedeutender Staatsmann geworden. Spielend war er in diese Laufbahn hineingetanzt; aber als ihre naturgemäßen Anforderungen an ihn herantraten, da fühlte er keine Lust, vielleicht auch kein Geschick dafür und drehte ihnen den Rücken. Auch das that er nicht einmal mit staatsmännischer Entschlossenheit. So sehr ihm der Fürstenbund zuwider war, nahm er keine erklärte Stellung dazu, schmollte mit dem Herzog darüber, leistete ihm dann wieder einige bureaukratische Dienste, entzog sich ihm, wo seine Mithilfe am erwünschtesten gewesen wäre, politisirte dann wieder ein paar Tage mit Edelsheim und verschwand vom Schauplatz, als der Bund zu eigentlicher Wichtigkeit gelangte. Als Administrativbeamter verdrängte er zuerst eine Anzahl ihm mißliebiger Beamten, belud sich selbst mit einer Unzahl kleiner Verwaltungssorgen und jammerte dann unter der Bürde, die er sich aufgeladen. Das Bergwerk in Ilmenau verschlang viel Geld und Zeit und brachte nichts ein. Die kleinen Verwaltungsreformen, welche Göthe durchsetzte, hätten Leute gewöhnlichen Schlags zu Stande bringen können. Als maître des plaisirs gab er das Geld wieder aus, das er als Finanzminister mühselig ersparte; als Bergwerksdirector verdarb er sich den guten Humor, den er als Theaterdichter nöthig gehabt hätte; als ver-

[1] Das Beste dankte er dabei seiner Fertigkeit, fruchtbare Elemente des Volksliedes an sich zu reißen, wie beim Erlkönig, und sie poetisch zu verwerthen und neu zu gestalten. — S. Dr. Paul Wigand, Göthe's Lyrik und das Volkslied (Nathusius, Conserv. Monatsschrift. Sept. 1881. S. 211—233).

liebter Poet und Lebemensch gab er ein leichtfertiges Beispiel, dessen üble Folgen er als herzoglicher Familienrath dann wieder einschränken, tragen und vertuschen mußte. Überall stand er sich selbst im Weg, fühlte das auch wohl, hatte aber nicht die Energie, eine entschiedene Wahl zu treffen und sich wenigstens nach einer oder der andern Seite hin eine einheitliche und ersprießliche Thätigkeit zu verschaffen. Er klagte über die Verwüstungen, welche die Jagd in seinen neuangelegten Wiesen und Äckern anrichtete — und ging dann doch wieder mit auf die Jagd. Bei allen Vergnügen war er mit dabei — und klagte dann wieder, daß sie zu kostspielig gewesen.

Obwohl Göthe nach dem Götz und Werther nichts mehr von Bedeutung hatte drucken lassen, übte nach dem zu wenig beachteten Naturgesetz: Mundus vult decipi, der Name „Weimar" bereits einen merkwürdigen Zauber aus. Außer den fürstlichen Herrschaften der nächsten Nachbarschaft erschienen fast jedes Jahr freundschaftliche oder berühmte Besucher, welche den Ruhm des neuen Musensitzes vermehrt und verbessert in die Welt zurücktrugen. Da kamen in den Jahren 1781 und 1782 der „Philosoph" Garve, der Philologe Villoison, der Theologe Joseph Oberreit, der Abbé Raynal, dann die Marchese Branconi, die „schöne" Gräfin Tina Brühl (ursprünglich eine Feldwebelstochter), 1784 der Philosoph Jacobi, der sich seiner „Vernagelung" bereits getröstet hatte, die beiden Grafen Stolberg, der Wandsbecker Bote Claudius, 1785 der Weltumsegler Forster, der Minister von Edelsheim und die Fürstin Gallitzin[1] mit ihren Freunden Fürstenberg und Hemsterhuys, 1786 der Physiognom Lavater. Doch wo es am Innern fehlte, da konnten weder solche Besuche, noch der äußere Pomp und Ruhm des kleinen Hofes wahre Befriedigung gewähren.

Wenige Tage nachdem der Herzog dem Fürstenbunde beigetreten, schrieb er — am 1. September 1785 — an Knebel: „Hier geht's im Alten. *Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöhet und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat!*"[2]

Am 5. klagt er der Frau von Stein: „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an; es ist immer dasselbe,

[1] Auf diesen Besuch, wie auf den Gegenbesuch Göthe's in Münster, pflegen viele Katholiken großes Gewicht zu legen, aber mir scheint ohne Grund. Für Göthe mag diese Beziehung ein Ruf der Gnade gewesen sein; doch er gab nicht Acht darauf. Die Fürstin Gallitzin, sehr enthusiastisch von Natur und durch confuse Philosophie verwirrt, ging viel zu weit in ihrer Achtung für Göthe, und ihr Versuch, ihn durch platonische Betrachtungen über das „Schöne" und „Urschöne" aus seinem Concubinat herauszubringen, macht einen fast peinlichen Eindruck. Bekehren kann sich nur der, der *ernstlich* nach dem *Wahren* und *Guten* fragt — und das hat Göthe nie gethan. S. Göthe-Jahrbuch. 1882. III. 285 ff.

[2] *Guhrauer.* I. 67.

viel Lärms um einen Hasen todt zu jagen. Und ich brauche beinah so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten.“ Kurz zuvor war die bisherige herzogliche Hoftafel abgeschafft worden. Statt dessen speisten die Damen mit dem Herzog und der Herzogin in dem Zimmer des ersteren, und nur vereinzelt wurden Gäste zugezogen. Das war Göthe zuwider, obwohl er gleich der erste geladene Gast war. „Die neue Einrichtung,“ so jammert er, „geht fort und beim Mittagessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenbergs da waren, mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mitgerechnet. So gehts, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen.“ [1]

Während er mit seiner gewohnten Elasticität seinen übeln Humor in hundert verschiedenen Kleinthätigkeiten zu verstreuen wußte, litt der Herzog andauernd an Verstimmung.

„Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern,“ so schrieb er am 26. December 1785 an Knebel, „ist diesen Winter so insipid wie möglich. Da meist alles verheirathet und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art ist, daß sie leicht häusliche Unruhen verursachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen sehr an Männern fehlt, so ermangelt ein Hauptinteresse ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch persönliches Interesse viel zu gewinnen; deßhalb bekümmert sich niemand um den andern, und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne. Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste auf dem ganzen Erdboden. So lange kein Frost war, jagten einige, und die andern fürchteten sich vor den bösen Einflüssen Pöllnitzens; seit ersteres Vergnügen und des letztern Gegenwart aufgehört hat, ist auch dieser Nagel, an welchem eine Menge Menschen hingen, ausgerissen. Etwas schien ein neuer Komödienplan einige Zeit zu beschäftigen; da er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haselnüsse hart ab, und der moralische Magen blieb abermal leer.“ [2]

Man kann den moralischen Katzenjammer eines ganzen Hofes nicht deutlicher beschreiben, als der Fürst es hier selber thut. Nicht nur als Dichter und Staatsmann, auch als Hofmann und maître des plaisirs hatte Göthe abgehaust. Ohne die Schmiegsamkeit, welche er von Natur besaß und die unter der pädagogischen Leitung der Frau von Stein noch gewonnen hatte, hätte er abziehen müssen. Doch liberale Minister nehmen nicht so leicht ihren Abschied. Für Fürst und Minister wäre ein solcher höchst unangenehm gewesen. Beide zogen vor, Fünfe gerade sein zu lassen,

[1] Schöll III. 178. — Knebels Nachlaß. II. 250.

[2] Düntzer, Karl August. I. 230.

die Langweile in Geduld zu ertragen und jeder ſeinen Ideen nachzugehen: der Herzog ſeinen politiſchen und Jagdliebhabereien, Göthe ſeinen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Grillen und ſeinem ſtillen, hampelmänniſchen Philiſterthum. Auch da mottete, unter würdigem Bureaukratenernſt, empiriſtiſcher Geſchäftigkeit und den noch immer endloſen Betheuerungen alter Liebe, eine ſich ſteigernde Unbefriedigung.

Als er im März 1785 Charlotte klagte, daß er nur zwei Götter habe, ſie und den Schlaf, da war die „Göttin" ſchon längſt in den Spätſommer des Lebens eingetreten, 42 Jahre alt, eine Matrone; und obwohl er ihr noch jeden Morgen ſchriftlich ſeine Liebe auf's Neue erklärte, befriedigte ihn das an ſich unmoraliſche Verhältniß je länger deſto weniger. Am Abend des 2. April 1785 ſchrieb er ihr[1]:

„Nachdem ich mich ſchon ausgezogen und in die beſte Bequemlichkeit geſetzt habe, fühle ich erſt wieder recht, daß ich zur Einſamkeit verurtheilt bin und daß mir die Nähe des lieben Herzens fehlt, dem ich mich ſo gern und ſo allein mittheilen kann. Wie möcht ich mit Dir über meinen heutigen Tag ſprechen, der, ſo unbedeutend er iſt, doch Bedeutung und Lehre für mich genug hat."

Am nächſten Tag ſchickte er ihr wieder Blumen, am zweiten einen Blumenſtock, am dritten war ſie bei ihm auf Beſuch, am vierten ſuchte er ſie auf, am fünften vermißte er ſie, weil er Zahnweh hatte, am ſechsten beſuchte er ſie „eingewickelt", um mit der Elektriſirmaſchine bei ihr zu experimentiren, und ſo verſicherte er ſie weiter, Tag für Tag, daß er ſie liebe und ewig lieben werde und ewig lieben müſſe:

„Meine Geliebte, meine Freundin, einzige Sicherheit meines Lebens. Was iſt alles andere, was jedes andere menſchliche Geſchöpf. Je mehr ich ihrer kennen lerne, je mehr ſehe ich, daß mir in der Welt nichts mehr zu ſuchen übrig bleibt, daß ich in dir alles gefunden habe."[2]

Und doch war ſie noch immer Frau von Stein und hatte bereits einen Sohn, der Schulden machen konnte und Schulden machte, und Göthe mußte den Ungerathenen im Namen ſeines Vaters zur Tugend ermahnen, während der Vater noch lebte, die Wirthſchaftsſorgen zu Kochberg ſeiner Frau und einen andern Sohn, Fritz, der Erziehung Göthe's überließ! Neben dieſem und anderem Familienkummer war ſie noch oft von Kränklichkeit heimgeſucht. Auch Göthe's Geſundheit war nicht mehr wie früher; 1785 machte er eine Badekur in Karlsbad, 1786 wiederholte er dieſelbe.

[1] Schöll III. 153. [2] Ebd. III. 173.

Nachrichten von Zahnweh, geſchwollenen Backen und Fieber erſchienen als Arabesken in ſeinen Liebesbillets, neben Blumen und Spargel, Spinoza, Infuſionsthierchen, Luftballons, Pflanzenunterſuchungen, Geologie, Chemie und dem von Zeit zu Zeit heller oder matter durchklingenden Jammer, von Charlotte getrennt, nicht mit ihr unter einem Dache zu ſein: „Ich kann es kaum mehr ertragen, ſo von Dir getrennt zu ſein!“[1]

Ganz und voll wagte er ihr indeß die Unruhe nicht auszudrücken, in welcher er ſeufzte, die unerquickliche Spannung, Traurigkeit und Verdüſterung, in welcher er ſchmachtete[2]. Anſtatt über das troſtloſe Mißverhältniß einmal entſchieden die Augen zu öffnen, ſchloß er ſie alsbald wieder, ſuchte bei Charlotte Troſt und Hilfe, wiederholte die Betheuerungen ſeiner Liebe, kramte ihr wieder alle ſeine Kleinigkeiten aus, legte ſich ihr als Sklave auf's Neue zu Füßen, und ſchmeichelte ſich, in dieſer jämmerlichſten Sklaverei eine neue Weltanſchauung zu begründen. Daß dieſe Idee ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Studien oder Dilettanterien zu Grunde lag, darüber kann kein Zweifel ſein. Sie kehrt wiederholt in ſeinen Briefen wieder. Als Fr. H. Jakobi ihm 1786 ſeine eigene Sentimentalitäts-Philoſophie anhängen wollte, antwortete er ihm:

„Wenn Du ſagſt, man könne nur an Gott glauben, ſo ſage ich Dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva ſchreibt und ſagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorumdam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum, ſo geben mir dieſe wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im Mindeſten zu bekümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeſchnitten iſt.“[3]

Das tönt ſehr kühn, faſt wie Leſſings berühmtes Skeptiker-Gebet; aber es ſteckt nicht viel Philoſophie dahinter. Eklektiſch pickte er in hundert Töpfen herum, und pickte ſich ſo auch aus Spinoza dieſe „intuitive Erkenntniß“ heraus. Jeder, der Spinoza's Ethik nur einmal vernünftig durchgeleſen, weiß, welche Mühe ſich der jüdiſche Philoſoph am Ende des I. Buches gibt, die Annahme von „Endurſachen“ als die Quelle aller „Vorurtheile“ gegen ſein Syſtem zu beſeitigen[4] und

[1] Ebd. III. 232.

[2] Daß ihm elend zu Muth war, geſteht ſelbſt Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 264.

[3] A. Schöll, Briefe und Aufſätze von Göthe. S. 214.

[4] Auerbach, Spinoza's ſämmtl. Werke. Stuttgart 1871. II. 32 ff. Viel

wie hierin gerade ein Schwerpunkt seines ganzen Systems liegt. Sei es, daß Göthe diesen Zusammenhang nicht verstand oder vielleicht auch den wichtigen Abschnitt nicht einmal gelesen hatte, genug, er läugnete ganz fröhlich dasjenige, worauf Spinoza Alles ankam. „Die Endursachen sind dem Gemüthe zu denken so nöthig, daß du aus den Nicht-Endursachen erst eine rechte Endursache machst.“ [1] So schrieb er der Frau von Stein.

Die natura naturans und naturata warf er ebenso fröhlich durcheinander. Da aber Spinoza drei Arten der Erkenntniß statuirte, unvollkommene vage Vorstellungen, dann eine Verstandeserkenntniß, welche die Eigenschaften der Dinge erfaßt, endlich jene intuitive Erkenntniß, wodurch der Mensch unmittelbar die adäquate Idee des Wesens „einiger“ Attribute Gottes erhält [2], so machte sich Göthe mit den beiden andern wenig Mühe, sondern raffte ohne weiteres diese höchste und bequemste an sich, um von „dem Wesen einiger Attribute Gottes zur adäquaten Erkenntniß des Wesens der Dinge fortzuschreiten“. Die Confusion, die durch Spinoza's eigene Erklärung zwischen den beiden letzten Erkenntnißweisen entstand, beachtete er nicht, noch weniger den Widerspruch, den die Intuition „einiger“ Attribute bei einem Wesen in sich schließt, dessen Attribute sich völlig identifiziren. Der abgerissene unverstandene Brocken aus Spinoza gab ihm Muth (!), sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen ..... und — eins — zwei — drei — Abrakadabra — hatte er auch Spinoza's dritte Erkenntnißweise hinweggezaubert, und ihr die zwei ersten, d. h. im Grunde ein einfaches Experimentalwissen substituirt, das gar nicht von einer Intuition göttlicher Attribute ausging, sondern auf Gerathewohl launisch und fragmentarisch im ganzen weiten Gebiet des Anorganischen und Organischen herumtappte, um hinter das „Geheimniß der Natur“ zu kommen. Was ihm von Spinoza's Lehre dabei übrig blieb, war höchstens eine dunkle und verwaschene Vorstellung, in der Natur selbst unmittelbar das „Göttliche“ zu schauen, womit denn die Möglichkeit gegeben war, seine naturwissenschaftlichen Dilettanterien mit dem Schein einer gewissen poetischen Religiosität zu umkleiden, und

ernster hat Schiller Spinoza's Philosophie erfaßt. S. Briefwechsel mit Körner (Göbeke) I. 93. 94. — Ebenso Herder; doch muß es von der „christlichen“ Richtung dieses Mannes einen sonderbaren Begriff erwecken, daß sein Humanismus sich gerade mit den ethisch-religiösen Motiven des Spinozismus so gut vertrug. S. Haym, Herder. Berlin 1880. I. 674. „Spinoza,“ sagt Herder, „war ein durchdringender Geist, der Theologe des Cartesianismus (!) ... Er war in's Empyreum der Unendlichkeit so hoch hinaufgeschwindelt, daß alle Einzelheiten ihm tief unterm Auge erblichen; dieß ist sein Atheismus und wahrlich kein anderer.“

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 190.

[2] Ethices, Pars II. Prop. XL. Schol. I. II. Vid. Benedicti de Spinoza Opera. Lipsiae. Tauchn. 1843. I. 253—256. — Auerbach II. 71—74. — Danzel, Göthe's Spinozismus. S. 17.

Steine, Pflanzen, Thiere und sich selbst mit sammt der ganzen Natur und der Frau von Stein, die vorläufig noch die wichtigste Manifestation der Natur war, zu vergöttern[1].

Ebenso schal und oberflächlich, wie seine „Philosophie", wenn man an so unverantwortliche Confusion und Charlatanerie diesen ehrenvollen Namen verschwenden darf, war sein naturwissenschaftlicher Empirismus.

Nachdem er vier Jahre Steine und Stufen gesammelt, weitere sechs Jahre über den „Granit" und das Steinwesen nachgebrütet hatte, langte er endlich bei der Einsicht an, die er sich schon auf der Universität hätte verschaffen können: „In der Mineralogie kann ich ohne Chymie nicht einen Schritt weiter, das weiß ich lange und habe sie auch darum bei Seite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen und gerissen." [2]

In der Osteologie verschwendete er jahrelang Zeit und Mühe, um eine Entdeckung zu machen, bevor er diesen Wissenszweig eigentlich fachmännisch beherrschte; als die „Entdeckung" gemacht war, mußte er sich von den Fachgelehrten sagen lassen, daß dieselbe von gar keiner erheblichen Bedeutung sei und daß es sich nicht einmal verlohne, seine Inauguraldissertation drucken zu lassen.

Auch in der Botanik beabsichtigte er als Entdecker aufzutreten, sammelte und hatte „artige" Ideen, bevor er nur einmal ein Handbuch derselben durchstudirt hatte. Im November 1785 nahm er den Linné nach Ilmenau mit und las endlich einmal ernstlich darin, „denn," sagt er, „ich muß wohl, ich habe kein ander Buch. Es ist das die beste Art, ein Buch gewiß zu lesen, die ich öfters prakticiren muß, besonders da ich nicht leicht ein Buch auslese"[3]. Als die osteologische Entdeckung so wenig Beifall fand, wandte er sich lebhafter der Pflanzenwelt zu, beobachtete mit dem Mikroskop, consultirte den Hofgärtner in Belvedere und den Magister Batsch in Jena, und versuchte dem „Geheimniß

[1] Wie Göthe, gibt auch sein Lobredner Kalischer, Göthe's Verhältniß zur Naturwissenschaft. Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. p. XXXI, auf die Erkenntnißtheorie Spinoza's gar nicht Acht und verehrt herzhaft „die Quintessenz der Denk- und Forschungsart, welche er das ganze Leben hindurch übte". Die „Philosophie" Göthe's hat Caro, ohne es zu beabsichtigen, scharf verurtheilt, wenn er von Göthe's Spinozismus sagt: „C'est l'esprit du système, moins le système", d. h. das Faß ohne Boden und Deckel. Revue des Deux Mondes. 1865. 35e an. 2e Pér. T. 59. p. 873.

[2] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 282.

[3] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 201.

der Natur" von dieser Seite auf die Spur zu kommen. Doch rückte er einstweilen noch nicht mit Resultaten heraus.

Fast gleichzeitig warf er sich auch auf Meteorologie, Physik und Astronomie, experimentirte mit Luftballons und Elektrisirmaschinen und führte Frau von Stein auf die Sternwarte von Jena. Da er einsah, daß in der Sternkunde ohne Mathematik nichts anzufangen sei, so hatte er hier wenigstens nicht den Muth, von vorneherein ein neues System zu entdecken, sondern versuchte das nachzuholen, was er als Gymnasiast versäumt.

„Algebra ist angefangen worden," schrieb der Kriegsminister und Geheimerath seiner Geliebten am 21. Mai 1786 von Jena aus[1], „sie macht noch ein grimmig Gesicht, doch denke ich, es soll mir auch ein Geist aus diesen Chiffern sprechen, und wenn ich den nur einmal vernehme, so wollen wir uns schon durchhelfen." Zwei Tage später meldet er: „Ich muß noch einige Tage bleiben es ist mir so ruhig hier und still und ich möchte doch die 4 Species in der Algebra durchbringen. Es wird alles darauf ankommen, daß ich mir selbst einen Weg suche über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche."

Das Einschleichen gelang jedoch hier nicht, wie in der Geognosie mit Hilfe Voigts, in der Osteologie mit Hilfe Lobers. Der Mathematiker Wiedeburg hatte zwar „eine treffliche Methode"; aber es fehlte anderswo. Am 25. Mai waren Mathematik und Astronomie schon aufgegeben:

„Wir haben die 4 Species durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel ich merke, es wird historische Kenntniß bleiben und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können; da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt."[2]

Es gelang Göthe nicht mehr, jene mathematische Bildung zu erwerben, auf deren Nothwendigkeit zu einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ihn sein Führer Spinoza hinwies, die er aber zu Frankfurt, Leipzig und Straßburg über seinen Liebesgeschichten verabsäumt hatte. Die Mühe, welche er sich gab, wenigstens nachträglich in dieses Gebiet einzudringen, ist gewiß einiger Ehre werth. Allein er erreichte damit nicht einmal so viel, als heute von einem Quartaner gefordert wird. Dieser Mißerfolg zeigt genugsam, daß er nicht jenes Universalgenie war, das seine Verehrer in ihm erblicken. Er hatte unzweifelhaft viel Anlage für

[1] Ebd. III. 258. [2] Ebd. III. 261.

concrete und vor Allem für künstlerische Naturbeobachtung; aber er besaß weder die Leichtigkeit, noch die Tiefe, den Fleiß und die Beharrlichkeit, welche die mathematischen, die philosophischen und streng historischen Disciplinen erheischen. Daß er dennoch die Naturwissenschaften nicht aufgab, sondern fortfuhr, fragmentarisch in allen ihren Zweigen zugleich herumzuexperimentiren, beweist allerdings eine gewisse Ausdauer, aber nicht jene, von denen ein tiefes, systematisches Wissen bedingt ist; ja diese Ausdauer hat einen starken Beigeschmack von jenem autodidaktischen Streberthum, das unabhängig von aller wissenschaftlichen Tradition Alles sich selbst verdanken, in Allem neue Wege gehen, Alles besser wissen will, als die gesammte übrige Menschheit. Nur im Sinne der „Genieperiode" kann man es genial finden, wenn er, nach seinen traurigen Erfahrungen mit den vier Species, aller mathematischen Bildung bar, als Reformator der Optik gegen Newton aufzutreten wagte[1]. Eine solche spatzenhafte Verwegenheit hätte er sich nie herausnehmen können, wenn er das eigentliche Wesen der Optik, ihren Zusammenhang mit der Astronomie und den übrigen Zweigen der Physik mit wahrhaft genialem Blick durchschaut hätte[2]. Diesen genialen Blick hatte er aber weder als Hi-

[1] Seine „Farbenlehre" vergleicht H. W. Dove (Farbenlehre. Berlin 1853. S. 29) mit einer Akustik, „in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede ist", und ihren Standpunkt als den „Standpunkt äußerlicher Wahrnehmung, wo eben von Theorie noch gar nicht die Rede ist". Das ist fein und zart gesagt, aber für Göthe's kopfloses Unterfangen thatsächlich vernichtend. — Helmholtz (Göthe's Naturwissen. Pop.-wissensch. Vorträge. 1876. 1. Heft) versucht ihn damit zu retten, daß er sein „besonderes Talent für die Auffassung der thatsächlichen Wirklichkeit" hervorhebt und ihn als Dichter und Künstler entschuldigt.

[2] Der englische Physiker Tyndall (ebenfalls eine wichtigere Autorität, als der Herr Dr. Kalischer in Berlin) gesteht Göthe in seiner bekannten „Belfast"-Rede Schärfe der Beobachtung, bedeutende Anlagen für naturgeschichtliche Classification und Anordnung, überhaupt ein außergewöhnliches Talent für Naturgeschichte zu, spricht ihm aber alle Anlagen für mathematische, physische und überhaupt speculative Naturwissenschaft rundweg ab und bezeichnet ihn — mir scheint, mit vollem Rechte — geradezu für ein „Irrlicht" auf diesem Gebiete. „In sharpness of observation, in the detection of analogies however apparently remote, in the classification and organization of facts, according to analogies discerned, Goethe possessed extraordinary powers. These elements of scientific inquiry fall in with the discipline of the poet. But, on the other hand, a mind thus richly endowed in the direction of natural history may be almost shorn of endowment as regards the more strictly called physical and mechanical sciences. Goethe was in this condition. He could not formulate distinct mechanical conceptions; he could not see the force of mechanical reasoning; and in regions where such reasoning reigns supreme he became a mere ignis fatuus

storiker und Politiker, noch als Naturphilosoph, er hatte ihn nur als Dichter.

Das scheint ihm denn in den Jahren 1785 und 1786 endlich selbst gedämmert zu haben. Während er seine vollständige Ernüchterung nicht merken ließ, sondern neben seinen eklektischen Studien ruhig sein gewohntes Hof- und Geschäftsleben weitertrieb, reifte doch endlich der Gedanke, mit dem ganzen Wirrwarr zu brechen und sich auf's Neue der Poesie zu widmen. Dieser Rückzug begann mit der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke und mit dem Plan einer Reise nach Italien, die er wenigstens theilweise mit dem Honorar seiner Werke zu bestreiten rechnete.

Im Januar 1786 fing er an, ausgeliehene Manuscripte seiner dramatischen Schriften zu sammeln, im Juni ging dann die Revision los. „Der Triumph der Empfindsamkeit" wurde umgearbeitet und neu abgeschrieben, die kleinen „Gedichte" unter allgemeine Rubriken gebracht, die „Stella" umgemodelt, „Iphigenie" an Wieland gegeben, um darüber Gericht zu halten. Mit dem Buchhändler Göschen in Leipzig schloß er Anfangs Juli einen Vertrag, demzufolge er für seine acht Bände gesammelter Schriften 2000 Thlr. Honorar erhalten sollte. Die ersten vier Bände wollte Göthe noch im laufenden Jahre druckfertig machen, um für die projectirte Reise bis Ostern 1787 die Hälfte des Honorars als Reisegeld verwenden zu können. Frau von Stein mußte inzwischen Epigramme und andere kleine Gedichte in's Reine schreiben, Herder die Leiden Werthers censiren, Göthe selbst nahm andere Stücke durch, über den Götz von Berlichingen mußten Wieland und Herder ihre Stimmen abgeben. Ende Juli reiste er mit seinem Privatschreiber Vogel nach Karlsbad ab, wohin ihm Frau von Stein vorausgereist war. Bald fanden sich dort auch der Herzog und Herder mit Frau und Sohn ein. Der Schluß des Werther wurde etwas umgeändert, das Übrige der vier Bände fertig gestellt und in Gesellschaft fast täglich daraus vorgelesen. Niemand von seinen Freunden indeß, nicht einmal Frau von Stein wurde

to those who followed him." The Mail. Friday, August 21, 1874. Ganz dasselbe darf man von seinen philosophischen und theologischen Kenntnissen sagen. Er hatte eine große Gewandtheit, einem gerade dargebotenen Gedanken eine schöne Form in Prosa oder Vers zu geben; aber eigentlich subtil, großartig und tief sind seine Ideen nicht. Selbst den Faust beherrscht der oberflächlichste, verschwommenste Spießbürger-Naturalismus, der es nicht verdient, daß man ihn Philosophie nennt — ein „Irrlicht", das zu Gretchen und Helena führt, aber nicht in das Lichtreich des dreieinigen Gottes!

in das Geheimniß der projectirten Reise eingeweiht. Nur der Herzog, der sich nicht umgehen ließ, da Göthe's weitere Stellung von ihm abhing, wußte darum. Zum Abschied des Herzogs veranstaltete Göthe eine kleine Festfeier; am 3. September früh brach er ganz allein, ohne von Jemand Abschied genommen zu haben, nach Italien auf. Tags zuvor hatte er noch an Karl August geschrieben [1]:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt sprach; selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll. — Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Constellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann.

„Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung: Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses Alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt ich lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke."

Hauptreisezweck war also Erholung, bessere Stimmung und Vollendung der noch fehlenden vier Bände. Druckfertig waren von seinen bisherigen Dichtungen: Zueignung. Werther. Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen. Clavigo. Die Geschwister. Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel. — Die „bereits in Verse geschnittene Iphigenie" nahm er auf Herders Rath mit, um sie noch auszufeilen. — Für die andern vier Bände hatte er nebst den kleinern Gedichten Possen

[1] Briefwechsel Karl Augusts. I. 54—57.

und Singspiele, die Vollendung des Egmont, Tasso, Faust und Elpenor in Aussicht genommen. Ein großes Stück Arbeit, da ihn die Singspiele ihrer Form nach nicht befriedigten, von den größern Dramen aber nur Fragmente vorlagen. Jedes erheischte die Mühe völliger Neugestaltung. An die Vollendung des Wilhelm Meister wagte er deßhalb vorläufig noch nicht zu denken.

18. Die italieniſche Reiſe.

1786—1788.

„Die Hauptabſicht meiner Reiſe war, mich von den phyſiſch-moraliſchen Übeln zu heilen, die mich in Deutſchland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, ſodann den heißen Durſt nach wahrer Kunſt zu ſtillen. Das Erſte iſt mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt."

Göthe an Herzog Karl Auguſt. 15. März 1788.

„Jamais le mystère de Rome n'a été mieux posé: ‚Je vis ici dans une clarté et dans un repos dont je n'avais plus le sentiment. Je veux m'efforcer de saisir la grandeur et apprendre à me former.' Et pourtant Goethe est resté protestant et même il a marché dans les conséquences du protestantisme et il est devenu païen."

Louis Veuillot.

Ohne Begleiter, ohne Bedienten, nur mit geringem Gepäck, faſt wie ein Student, reiste Göthe von Karlsbad ab. Es kam ihm ganz neu und köſtlich vor, ſo allein und frei zu ſein. Nur auf ſein Naturſtudium wollte er nicht ganz verzichten, führte deßhalb neben den nothwendigen Reiſebüchern und Karten ſeinen Linné mit ſich. Doch ſollte das Studium der Natur nur angenehm belehrend und unterhaltend das Studium der italieniſchen Kunſtſchätze begleiten, an denen er ſeine eigene äſthetiſche Bildung zu vollenden und zugleich neue Eingebung zur Vollendung der begonnenen Werke zu ſchöpfen hoffte.

Am 4. September wohnte er im Jeſuitencolleg zu Regensburg einer Aufführung des dortigen Schultheaters bei, am 6. ſah er ſich die Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten von München an, am 8. fuhr er über den Brenner, am 14. traf er in dem ſo heiß erſehnten Italien ein. Nur wenige Tage verwandte er auf die Beſichtigung der Städte Verona, Vicenza und Padua; erſt in Venedig gönnte er ſich einen längeren Aufenthalt, vom 28. September bis 14. October. Die Aufmerkſamkeit war, wie immer, auf alles Erdenkliche zerſplittert: Landſchaft im Allgemeinen, meteorologiſche Erſcheinung, Beleuchtung, geologiſche Formation, Charakter der Flora und Fauna, einzelne Geſteine, Pflanzen, Thiere, dann auch das bunte Schauſpiel des Menſchenlebens, Phyſiognomien, Geſtalten, Sitten, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Zeiteintheilung, Be-

ſchäftigung, Spiele, Unterhaltung, Handel und Wandel, Andacht, bürgerliche Gebräuche, Sprache, Anſchauungsweiſe, Geſang, Theater, endlich die reichen Kunſtſchätze, die jenſeits der Alpen auch das kleinſte Städtchen bot, Trümmer von antiken Bauten, ältere und neuere Kirchen, Paläſte, Altäre, Grabmonumente, Denkmäler, Sculpturen, Gemälde. Am meiſten begünſtigte der nordiſche Wanderer dabei die Reſte des claſſiſchen Alterthums und die ſchönen Mädchen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kirchen ſchätzte er nur als Denkmale der Architektur, als zugängliche Sammlungen von Gemälden und Bildwerken. Von vornherein gab er allem dem Vorzug, was ſich an das claſſiſche Alterthum anſchloß; zwiſchen dieſem und der Natur fand er einen innigen ſeeliſchen Zuſammenhang. Die Kunſtwerke der Renaiſſance erfaßte er als eine Fortſetzung der Antike mit hoher Liebe und Begeiſterung, ohne viel darauf zu achten, ob und wie ſich darin mit antikiſirenden Formen der chriſtliche Gedanke verſchmolzen hatte; dagegen wandte er ſich feindſelig von jenen Kunſtgebilden und jenen Stätten der Erinnerung ab, in welchen die chriſtliche Idee des Kreuzes, d. h. des ſittlichen Kampfes, des religiöſen Opfers und gottgeheiligten Leidens, ohne den Glanz der Verklärung und ewigen Genuſſes, in ihrem praktiſchen Ernſte mahnend und belehrend hervortrat. Die Bilder der ſeligen, verklärten Glorie nahm er als anmuthige Geſtalten des Dieſſeits, die Bilder des Leidens und des Martyriums aber waren ihm traurige Barbarei.

Das lebhafte, heitere, ſinnliche und kindliche Naturell der Italiener muthete ihn fröhlich an; den tiefen Glauben, mit dem dieſes Volk an ſeiner Kirche hing, hielt er für kindiſche Beſchränktheit bei den weniger Einſichtigen, für Heuchelei und fromme Betrügerei bei den Gebildeteren. Für die Umwandlung des altrömiſchen Italiens in ein katholiſches Italien hatte er nicht das geringſte Intereſſe: über die hiſtoriſche Bedeutung der Renaiſſancezeit, die ihn einzig anzog, ging er ſehr flach hinweg; das dazwiſchen liegende Mittelalter ignorirte er nahezu vollſtändig. Flößen darum auch die bunte Menge und Mannigfaltigkeit ſeiner Beobachtungen, die Lebhaftigkeit des Erfaſſens, die Deutlichkeit und Anſchaulichkeit ſeiner Aufzeichnungen[1], ſeine Liebe zum Schönen und ſeine geiſtreichen Studien

[1] Doch ſind auch ihm bei ſeinen Beobachtungen oder bei ſeinen Aufzeichnungen kleine Menſchlichkeiten zugeſtoßen. „Man begreift wirklich nicht, wo Göthe ſeine Augen haben mußte, wenn er ſpäter an Tizians „Mariä Himmelfahrt“ (in München) den Gedanken lobenswerth findet, ‚daß die angehende Göttin (!!) nicht himmelwärts, ſondern herab nach ihren Freunden blickt‘. Wir ſehen heutzutage

darüber nothwendig Bewunderung[1] ein, ſo mindert ſich dieſelbe doch ebenſo nothwendig, wenn man ſieht, wie der anſcheinend vorurtheilsloſe, ganz an die Gegenſtände hingegebene Geiſt ſich dem Zauberbann vorgefaßter Anſchauungen nicht zu entringen weiß, Alles nach dieſen ſubjectiven, ihm unfehlbaren Dogmen kritiſirt, unermüdlich an tauſend Einzelheiten der weiteſten Peripherie umhereilt, aber die Einheit nicht beachtet, die Alles ſtützt und trägt.

Die Kunſtgeſchichte Italiens ſtudirte er bloß eklektiſch und nach Laune, um einzelne Kunſterzeugniſſe zu würdigen, ihren Zuſammenhang mit der politiſchen und religiöſen Geſchichte vernachläſſigte er ganz. An der Literatur Italiens nippte er auf Geradewohl, ihrer hiſtoriſchen Entwicklung blieb er fremd. Anſtatt Dante las er Ovid, anſtatt Taſſo Homer, anſtatt Petrarca Catull. Der Sänger des Sonnengeſangs war ihm ein unheimlicher Mönch, die Geſchichte des Papſtthums eine unglückliche Anomalie der Weltgeſchichte. Das Hellenen- und Römerthum der alten Welt hätte nach ſeiner Anſchauungsweiſe fortblühen ſollen, um die Menſchheit dem reinen Genuß des Schönen entgegenzuführen. Eine widrige chriſtliche Barbarei hatte es geſtürzt und ſeine herrlichen Überreſte mit ungenießbaren Zuthaten umkruſtet. In glänzenden Geiſtern war es zur Zeit der Renaiſſance wieder aufgelebt und hatte eine neue Fülle von Kunſtherrlichkeit hervorgebracht. Die Kunſtgebilde dieſer Zeit vereinigten ſich mit den Trümmern des alten Hellas und Rom, unter dem ſchönſten Himmel, in herrlicher Natur zu einem zauberhaften Schauſpiel, einem grandioſen Kunſtwerk, an deſſen Anblick der Dichter von den Folgen thüringiſchen Regenwetters und weimariſcher Kleinkrämerei zu geneſen hoffte. Das war die Einheit, welche Göthe der objectiven, geſchichtlichen Einheit Italiens ſubſtituirte. „Auch ich in Arkadien" — hat er durchaus bezeichnend ſeinen Reiſeberichten vorgeſetzt.

Er gab ſich aber nichts weniger als einem arkadiſchen Dolce far

das Gegentheil..... Dergleichen irrthümliche Anmerkungen, z. B. daß am Brenner die Etſch entſpringe — er verwechſelt ſie mit der Eiſack — finden ſich in der ‚Italieniſchen Reiſe' verſchiedentlich." S. Augsb. Allg Zeitung 1869. Beil. Nr. 239. „Göthe in München." — Ein anderer Schriftſteller hätte ſich durch ſolche Schnitzer vielleicht völlig discreditirt. Aber quod licet Jovi!

[1] Dieſe Bewunderung, die früher ſeitens Vieler mit unbedingter Unterwerfung unter ſeine Kunſt-Orakelſprüche verbunden war, ſcheint im Niedergang begriffen. „So enthalten denn," ſagt L. von Urlichs (Göthe-Jahrbuch 1882. III. 4), „ſeine Äußerungen über die bildenden Künſte einen Schatz für Theorie und Praxis, aber bedingt und getrübt durch den Geſchmack ſeiner Freunde," beſonders des Kunſt-Meyers, dem Schlegel ſchon zurief: „Laß die Schnuuze von der Kunſcht!"

niente hin. Mit unermüdlichem Eifer wurde jede Kleinigkeit regiſtrirt und protocollirt; man wird mitunter an den ſehr ehrenwerthen Pickwick erinnert, der ſich bei den Droſchkenkutſchern nach dem Ankaufspreis der Kutſchen und nach dem Lebensalter der Pferde erkundigt und Alles ſorgfältig aufſchreibt. Ein Schweineſchlachten in Rom intereſſirte ihn wenigſtens ebenſo ſehr, als alle Erinnerungen der Martyrer in den Katakomben. Mit dieſen Notizen war die ungeheure Schreibſeligkeit noch keineswegs erſchöpft, die ſich der Dichter in Weimar angewöhnt hatte. Alles mußte zu Papier. Es war ihm zum unbeſieglichen Bedürfniſſe geworden, ſein geiſtiges Leben im Spiegel zu ſehen und es darin wieder Andere ſehen zu laſſen. Er war noch kaum zehn Tage von Karlsbad fort, da begann ſchon eine Correſpondenz nach Weimar, die im Verlauf von anderthalb Jahren zu einem umfangreichen Buch anwuchs. Frau von Stein erhielt ein förmliches Tagebuch, Herder ausführliche Berichte, der Kammerdiener Seidel ſeine regelmäßigen Aufträge und Beſtellungen, der Herzog Karl Auguſt bald längere, bald kürzere Briefe. Dazu gingen Briefe an Fritz von Stein, Knebel, Wieland, Einſiedel, Jacobi, Merck, Voigt, Keſtner, Geheimrath Schmidt, Göſchen, Bertuch, an den Wegcommiſſär Brunnquell und an die Dichterin Bohl in Lobeda. Ganze Tage brachte er am Tintenfaß zu. Am 16. September, Abends, am 13. Tag der Reiſe, notirte er zu Verona in ſein Tagebuch: „Ich fühle mich müde und ausgeſchrieben; denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die ‚Iphigenie' ſelbſt abſchreiben." Das war das Land, wo die Citronen blühen. Wohl die Hälfte der Zeit blieb täglich dem literariſchen Frohndienſt, d. h. mühſamen Correcturarbeiten, Correſpondenzen, Notizen aller Art und Tagebuchführung gewidmet [1].

Die Reiſe eigentlich zu genießen, blieb wenig Zeit übrig; nur ſeiner guten Vorbereitung ſchrieb er es zu, verhältnißmäßig von den Sehenswürdigkeiten noch viel zu ſehen. Er tröſtete ſich damit, daß in der glück-

[1] Über die „Italiäniſche Reiſe" vgl. Göthe's Werke (Hempel) XXIV. 1—574, nebſt Düntzers Commentar. Ebd. 621—971. — Ch. Schuchardt, Göthe's Ital. Reiſe. 2 Bde. Stutlg. 1862. 1863. — Urlichs, Göthe und die Antike, a. a. O. — Gervinus, Nationalliteratur. 1844. V. 76—134. — H. Grimm, Göthe. Vorleſungen. II. 17—22, 39—102. — H. Grimm, Göthe in Italien. Berlin 1861. — L. Hirzel, Göthe's italieniſche Reiſe. Baſel 1871. — Richelot, Mémoires de Göthe. 1847. — Aus meinem Leben von W. Tiſchbein, herausg. von K. W. Schiller. 2 Bde. 1861. — Seb. Brunner, Die theol. Dienerſchaft ꝛc. Wien 1868. S. 156—158. — Il Goethe a Palermo. Civiltà Catt. ser. X. Vol. IV. 601.

lichen Freiheit, d. h. in der kümmerlichen Erholung, die ihm sein Schreiberleben wenigstens jetzt verstattete, das stockende Silbenmaß der „Iphigenie" sich in fortgehende Harmonie verwandle. Trotz der günstigsten Anregungen jedoch wurde diese erste Arbeit nicht, wie er gehofft, noch im October fertig, sie beschäftigte ihn die ganzen ersten vier Monate der Reise. Erst am 6. Januar 1787 war das „Schmerzenskind" mit Hilfe eines Schweizers vollends in's Reine geschrieben. Wie Schiller mußte auch er die Ehre der Classicität mit saurer Mühe verdienen, und es ist eine ganz falsche, wenn auch vielverbreitete Ansicht, wenn man meint, die Poesie sei ihm mühelos vom ewig blauen Himmel heruntergefallen. Sieben und ein halbes Jahr brauchte es, bis „Iphigenie" schließlich ihre endgiltige Form erhielt. Wenn Shakespeare und Calderon so gearbeitet hätten, müßten wir heute noch auf die letzten Bände ihrer gesammelten Werke warten.

Über vierzehn Tage verweilte Göthe in der merkwürdigen Dogenstadt Venedig, die in Shakespeare's Poesie eine so hervorragende Rolle spielt, Lord Byron zu mehr als einer Dichtung begeisterte, am Vorabend ihres politischen Untergangs ein tieftragisches Schauspiel bot. Doch getheilt zwischen seinem prosodischen Frohndienst, seinen Naturbeobachtungen und seinen ästhetischen Streifzügen, nahm der weimarische Minister keine einzige tiefergehende, großartige schöpferische Anregung mit von dannen. Die venetianischen Epigramme gehören späteren Jahren an und deuten höchstens indirect die Ursache an, weßhalb der Dichter dem Volks- und Staatsleben der seltsamen Republik nur verliebte Daktylen und philiströse Betrachtungen abgewann.

„Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merke Dir, Reisender, das und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich wie er auch will."[1]

Was ist die Weltgeschichte, was Religion und Politik, ja selbst Wissenschaft und Kunst, wenn es der Mensch nicht weiter bringen kann als die Thiere?

Am 15. October reiste Göthe weiter über Ferrara, Bologna, Foligno, Città Castellana nach Rom, wo er am 29. eintraf. Die Fahrt ging so rasch, daß er von den Merkwürdigkeiten der Hauptstationen nur eben das Bedeutendste abschöpfen und dieses nur sehr flüchtig betrachten konnte.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 139. Erst 1790 ließ er sich von Zucchi, dem Gemahl Angelica Kaufmanns, die venetianische Constitution erklären und „durchlief" die venetianische Geschichte. S. Aus Herders Nachlaß. I. 120. 121.

Göthe in Rom! Das ist nun natürlich ein Glanzmoment für jeden Göthe-Verehrer. Zwei Jahrtausende empfangen jetzt erst das rechte Licht. Es mußte einer von Weimar kommen, um der in Aberglauben und Finsterniß versunkenen Stadt wieder Würde und Weihe zu geben. Sie hört jetzt auf, durch ihre Herrschaft ein Hinderniß des Fortschritts zu sein, sie wird jetzt eines der großen Kunstmuseen, an denen der nordische Germane sich zum Künstler schult oder von den Unbilden seines Klimas sich erholt. Luther hat den geistigen Einfluß Roms nicht vollends brechen können; aber Göthe wird die brauchbaren Elemente römischer Bildung an sich reißen und dann den „katholischen Aberglauben" auf immer durch eine neue deutsche Bildung verdrängen. Für jeden antikatholischen Geist muß die Ankunft Göthe's in Rom deßhalb wirklich ein Ereigniß sein; daß aber auch Katholiken sich an der enthusiastischen Verherrlichung dieser Rom-Fahrt betheiligen konnten, das ist zum wenigsten — verwunderlich.

Was ist denn dieser Herr Geheimerath mit seinem Götz, Werther und seinen unvollendeten Fragmenten, mit seiner geologisch-osteologisch-botanisch-ästhetischen Confusion, mit seiner ministeriellen Überflüssigkeit und mit seinen Liebesseufzern an die ältliche Frau von Stein — gegen dieses Rom, den Sitz einer zweitausendjährigen Civilisation und Weltherrschaft, die merkwürdigste aller Weltstädte, die Metropole des Papstthums und des Kaiserthums — das ewige Rom?

Rom ist wirklich eine ganz einzige Stadt. Von all den glänzenden Metropolen der alten Welt ist sie allein bis auf den heutigen Tag ohne Unterbrechung Weltstadt geblieben. Rom hat dem stolzen Karthago die Herrschaft über das Mittelmeer abgenommen, das Scepter des macedonischen Weltreichs an sich gerafft, die Völker des Kaukasus in Dienstpflicht genommen, Rhein und Donau mit befestigten Lagern besetzt, das ferne Britannien von einem Strand zum andern mit seinen Wällen gegürtet, Athen, Jerusalem und Alexandrien zu seinen Provinzialstädten herabgesetzt, allen Götzendienst der alten Welt in seinem Pantheon versammelt und alle bisherige Cultur sich dienstbar gemacht. Die Pracht des Orients schmückte die Paläste der Cäsaren, hellenische Kunst die römischen Tempel und Gebäude. Der Grieche ward des Römers Sklave und Lehrer. Durch den Römer erst verbreitete sich griechische Bildung über die ganze europäische Welt. Der Höhepunkt dieser Macht, die glänzende Regierung des Augustus bezeichnet zugleich die von den Propheten verheißene Fülle der Zeiten. Die Namen Maria und Joseph wurden in die römischen Unterthanenlisten eingetragen. Der Weltapostel Paulus appellirte an den Cäsar

und der erſte Papſt ſchlug in dem Rom der Cäſaren ſeinen Sitz auf. Trotz aller Wechſelfälle der Jahrhunderte hat Rom noch Denkmäler jener Zeit bewahrt. Das Pantheon und das Coliſeum, die Trajansſäule und der Siegesbogen des Titus, Überreſte von Tempeln, Paläſten und Waſſerleitungen verkündigen noch heute die Größe jenes Weltreiches, des mächtigſten Staates, den bis jetzt die Erde geſchaut. Die Muſeen des Vatican und andere Sammlungen beherbergen noch die Überreſte alter Kunſt, welche die Völkerwanderung und zahlloſe andere Stürme überdauert haben. Trotz aller anderweitigen Ausgrabungen und Sammlungen iſt Rom noch heute der hiſtoriſch-merkwürdigſte Mittelpunkt für Alterthumskunde, antike Kunſt und Literatur.

Noch bevor aber Rom durch innern Verfall und durch die Heereszüge der Barbaren ſeine politiſche Weltbedeutung verloren hatte, war es ſchon durch die göttliche Vorſehung zu einer noch viel grandioſeren Weltſtellung berufen, zur Hauptſtadt eines geiſtigen Reiches, das den ganzen Erdball umfaſſen ſollte. In Rom litt der erſte Papſt den Martyrtod, am Vatican ward er begraben. Von hier aus breitete ſich die große, katholiſche Kirche erſt über die Continente der alten Welt, dann über Amerika, Auſtralien und die Inſeln der Südſee aus. Die ganze Weltgeſchichte iſt fürder mit dem Grabe des Apoſtelfürſten verkettet; alle Epochen derſelben haben in dem heutigen Rom noch ihre Spuren hinterlaſſen. Keine Stadt wie dieſe verkörpert noch ſo ſichtbar und gewaltig das tiefgehendſte Band, das die Geſchichte der Menſchheit zuſammenhält. Jeruſalem beſitzt das Grab Chriſti, in Rom lebt die heilige Machtfülle fort, die der Gottesſohn dem Fürſten ſeiner Apoſtel und dem Haupte ſeiner Kirche übergeben, dieſer Kirche, von der Macaulay glaubte, daß „ſie noch in unverminderter Kraft fortdauern mag, wenn einſt ein Wanderer von Neu-Seeland an einem zertrümmerten Bogen der Londoner Brücke ſeinen Standort ſucht, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen“ [1].

Unter den Kirchen und Paläſten Roms dehnt ſich ein zweites, unterirdiſches Rom, das Rom der Katakomben, jene merkwürdige Gräberſtadt, in welcher das Weltreich der Kirche während jahrhundertlanger Verfolgung gleichſam Wurzeln ſchlagen ſollte, in welcher Martyrer-Päpſte die heiligſten Geheimniſſe verborgen vor einem Volke von Bekennern und Martyrern feierten, in welcher die chriſtliche Kunſt ihren erſten Anfang nahm. Als Göthe in Rom erſchien, hatte Bottari längſt auf's Neue die

[1] Das hat Macaulay mit Rückſicht auf Ranke's Geſchichte der Päpſte geſagt. Critical and Historical Essays. Tauchn. Vol. 188. p. 99.

Entdeckungen zugänglicher gemacht, welche man Boſio verdankte. Arringhi's Roma sotterranea lag vor und der Franzoſe d'Agincourt ſammelte das Material zu einer umfaſſenden chriſtlichen Kunſtgeſchichte.

Über dem Boden verkündeten alte Baſiliken und Baptiſterien, Bauwerke des Mittelalters, mitten im Schutte von Jahrhunderten, das Emporſteigen der Kirche aus den Katakomben, den weiteren Verlauf ihrer Geſchichte und die Entwicklung ihrer Architektur. Die Kunſtſchätze der Sacriſteien, die Miniaturen der Bibliotheken, die Gemälde und Kunſtwerke öffentlicher und privater Sammlungen ergänzten, wenn auch ſehr lückenhaft, das Bild der byzantiniſchen und mittelalterlichen Zeiten. Trat auch das Gepräge des Mittelalters nur wenig mehr in der Geſammtphyſiognomie der Stadt hervor, da neuere Bauten meiſt verdrängten, was die ſchrecklichſten Kataſtrophen übrig gelaſſen hatten, ſo beſaß Rom doch noch viele Werke jener frommen religiöſen Malerei, die der tiefſinnige Kunſtſinn des Mittelalters hervorgezaubert, und die großen Bauten der Renaiſſance ſelbſt wieſen durch ihre Vorgeſchichte auf die glänzendſten Zeiten des Papſtthums zurück.

Ihre eigentliche Pracht dankte die Weltſtadt allerdings nicht der Epoche der Gothik, ſondern der ſog. Renaiſſance, jener merkwürdigen Zeit, in welcher kunſtliebende Päpſte die Großartigkeit ihrer religiöſen, fürſtlichen und völkerrechtlichen Stellung in den glänzendſten Bauwerken verkörpern wollten, während ungeſucht die fruchtbarſten Künſtlergenies, Maler, Bildner, Architekten ſich ihnen zur Verfügung ſtellten, anſtatt aber die chriſtliche Kunſt langſam, bedächtig auf der Bahn ihrer Vorfahren weiter zu bilden, begeiſtert und berauſcht von dem Zauber antiker Kunſt, mit genialem Ungeſtüm die Harmonie und Schönheit antiker Form mit den chriſtlichen Ideen zu verſchmelzen ſtrebten. Das Pantheon ward hoch in die Luft gehoben, um das Grab der Apoſtelfürſten und die ehrwürdigſte Baſilika der Welt zu krönen. Der Jupiter des Capitols ward unter der Hand Michelangelo's zum Moſes, das Weltgericht zu einem titaniſch-antiken Bild. Den Vatican ſchmückte Raphael mit den herrlichſten Darſtellungen chriſtlicher Geheimniſſe und Ideen, die Farneſiniſche Villa mit dem Triumph der Galathea und der Geſchichte der Pſyche. Neben einer glänzenden Blüthe chriſtlicher Kunſt feierte zugleich die Antike in der Metropole der Päpſte ihre Wiedergeburt.

So verſchieden man die Meiſter der Renaiſſance und dieſe ſelbſt beurtheilen mag, den größten Gegnern des Papſtthums hat dieß Kunſtpatronat der Päpſte Ehrfurcht und Bewunderung abgerungen. Es gibt kein zweites in der Geſchichte, das ſich ſo glänzend und fruchtbar erwieſen.

In bedenklicher Weiſe fällt es allerdings mit großer Verweltlichung des päpſtlichen Hofes und mit der unſeligen Kirchentrennung zuſammen, welche faſt ganz Nordeuropa von dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit losriß. Rom war ſeitdem nicht mehr ſo unbeſchränkt wie früher die Hauptſtadt der Chriſtenheit, aber es blieb die merkwürdigſte Hauptſtadt der Welt. Geläutert und ſiegreich ging das Papſtthum aus den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hervor, entfaltete in großartigſter Weiſe ſeinen Weltberuf in Aſien und Amerika, blieb in Europa die geheiligtſte Autorität, der freigebigſte Hort der Wiſſenſchaft und Kunſt, der ſegensreichſte Mittelpunkt geiſtiger Bildung. Immer neue Kirchen und Paläſte erſtanden neben den Werken Bramante's und Michelangelo's. Alle Zweige der Kunſt wurden liebevoll weiter gepflegt. Als der Jeſuitenorden dem Haß und den Intriguen ſeiner Feinde zum Opfer gefallen war, ſetzte das Inſtitut der Propaganda ſeine Miſſionsarbeiten, ſo gut es möglich war, auf allen Punkten der Welt fort. Keine Stadt der Welt hatte ſo viele Anſtalten der Barmherzigkeit und Nächſtenliebe, ſo viele Stätten der Andacht, frommer Werke und des Gebets.

Dem Cäſarismus Ludwigs XIV. war es gelungen, faſt das ganze gebildete Europa in das Schlepptau franzöſiſcher Literatur, Kunſt, Sitte und Mode zu bringen. Auch Italien litt unter dieſem Einfluß. Doch Rom hat zum guten Theil ſeine Selbſtändigkeit bewahrt. Viele ältere und bedeutendere Traditionen hatten ſich hier verkörpert und lebten noch fort. Das Rococo vermochte die Renaiſſance nicht vollſtändig aus einer Stadt zu vertreiben, in welcher die reichſten Überreſte alter Kunſt mit den Meiſterwerken der Mediceerepoche verſammelt waren, Künſtler aus allen Ländern ihre Studien machten, Cardinäle und Kirchenfürſten das Studium der alten Kunſt freigebig unterſtützten. Als deßhalb bei den Enkeln und Erben der „geiſtesfreien" Bilderſtürmer im deutſchen Norden die Sehnſucht nach der alten, vom Proteſtantismus verfehmten Kunſt wieder erwachte, wandten die Intelligenteſten ihren Blick nicht nach dem verzopften Paris, der Wiege des Staatsabſolutismus und der Revolution, ſondern nach dem altehrwürdigen Rom, dem Mittelpunkte aller chriſtlichen Bildung. Die Führer der Bewegung, Winckelmann und Leſſing, pilgerten ſelbſt nach Rom. Der Erſtere machte nähere Bekanntſchaft mit dem von Luther verfluchten Babylon; es gefiel ihm; er ward katholiſch[1]. Der Zweifler Leſſing ſtreifte die Weltſtadt nur auf einer längeren Reiſe,

[1] S. Räß, Convertiten. 1871. X. 154—214.

kam als „biederer" Protestant nach Haus und benützte seine letzten Lebensjahre, um womöglich allen positiven Glauben abzuschaffen[1]. Der dritte der berühmten deutschen Kunstpilger war Göthe.

Auf ihn machte die katholische Weltstadt einen überwältigenden Eindruck. Er hatte weder Paris noch London gesehen, Rom war die erste eigentliche Großstadt, die ihm unter die Augen kam. Wer heute von Weimar nach Frankfurt kommt, dem muß die alte Krönungsstadt wie eine Weltstadt erscheinen. Nun erst der Sprung von dem damaligen Weimar — — nach Rom! Sein genialer Dichtergeist, für das Große angelegt, war wie berauscht von dem reichen, grandiosen Gemälde, von dieser Stadt der Jahrtausende. Der Eindruck hielt monatelang an, ja die ganze Zeit seines Aufenthalts. Rom war nicht zu erschöpfen. Jeden Tag bot es neue Schätze, neue Reize dar. Sein vielseitiger Künstlerblick, der selbst das kleine Thüringen sich interessant zu machen gewußt, ja über die kleinste Gemme in Entzücken gerathen konnte, stand hier vor einem Ocean ohne Gestade. Das Herz ging ihm auf. Er schwelgte. Wie bei Winckelmann hätte dieser Künstlerjubel nicht ohne Einfluß auf seine religiösen Anschauungen bleiben können, wenn er nicht mit christlicher Religion und Sitte längst gebrochen und sich gegen jede Anwandlung frömmerer Art fest zugeknöpft hätte.

Durch sein Incognito sperrte er sich aber ein- für allemal von der großen katholischen Gesellschaft ab, welche das damalige Rom beherrschte. Er ließ sich nicht, wie Lessing, dazu herab, dem Papste seine Aufwartung zu machen. Den Cardinälen und der hohen Hierarchie ging er aus dem Weg, obwohl er unter derselben, neben den ausgezeichnetsten Kirchenfürsten, auch Gesinnungsverwandte seines Freundes Dalberg, z. B. einen Bernis und Herzan hätte finden können. Weder beim römischen Adel noch bei der höheren Bürgerschaft sah er sich nach Bekanntschaften um. Er brauchte Niemanden von diesen katholischen Ketzern, Betrügern und Narren; er hatte sich in dem katholischen Rom schon ein fein indifferentes, kunstfrommes Nest herrichten lassen. Der Maler Wilhelm Tischbein, den er von Weimar aus früher unterstützt hatte, hatte ihm ein Stübchen in seiner Wohnung bereitet, in einem Eckhaus (heute Nr. 20) am Corso und dem Vicolo della Fontanella. Die Aussicht ging nach dem Monte Pincio hin. Etliche Tage zuvor war der Berliner Moritz in Rom angekommen, Romanschreiber, Belletrist und Ästhetiker. Er schloß sich

[1] Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang. Freiburg 1877. S. 106 ff.

gleich an Göthe und Tischbein an, ebenso der Schweizer Maler Heinrich Meyer aus Zürich (später „Kunschtmeyer" genannt), als Künstler zwar nicht so bedeutend wie Tischbein, aber um so dienstwilliger und anhänglicher an den neuen Freund. Diesem Trio gesellte sich als höchst nützlicher Vierter der russische Hofrath Reiffenstein, eigentlich aus Preußisch-Litthauen gebürtig. Er war mit einem Grafen Lynar nach Rom gekommen, hatte da Winckelmanns Bekanntschaft gemacht und war seit dessen Tode der angesehenste Cicerone für hohe Fremde, zugleich Agent des Herzogs von Gotha für Anschaffung von Kunstgegenständen u. dgl. Er hatte außer seiner Wohnung auf Trinità de' Monti noch ein großes Haus in Frascati, kannte Rom und die ganze Umgebung durch und durch, ergänzte alle Reisehandbücher, ersetzte sie nöthigenfalls und war als Kunstkenner und Bekannter Winckelmanns eine höchst praktische Quelle kunstgeschichtlicher Information. Als fünftes, aber keineswegs unnützes Rad am Kunstwagen diente der angehende Archäologe und Literat Hirt, ein pedantischer, aber fleißiger Mensch, der, noch ohne fixe Lebensstellung, die Kunstschätze Roms studirte und daran sein Brod verdienen wollte. Zu dieser ersten römischen Göthe-Gemeinde gesellte sich in der Folge der Bildhauer Christen aus der Schweiz, der Maler Schütz aus Frankfurt, der Bildhauer Trippel, ebenfalls ein Schweizer, der Maler Kniep aus Hildesheim und der Musiker Kayser, Wielands Operncomponist, der von Göthe selbst auf Kunstreisen geschickt worden war.

Die Gesellschaft war sehr praktisch gewählt, um Rom rasch nach der künstlerischen Seite hin kennen zu lernen, und da sich bald herausstellte, daß es mit Göthe's Kunstkenntnissen noch nicht weit her war, an den Kunstwerken und im Umgang mit Künstlern die Theorie und Praxis der Künste eingehender zu studiren. Dazu war Göthe bei diesen Künstlern und Junggesellen von all jenen lästigen Schranken befreit, die ihm Weimar zuletzt so ungemüthlich gemacht hatten. Er konnte in studentischer Weise wieder leben und es treiben, wie er wollte, aufstehen, wann es ihm beliebte, lesen, dichten, bummeln nach Wohlgefallen. Statt langweiliger Conseilssitzungen hielt man Kunstgespräche. Statt des Wassers im Bergwerk von Ilmenau hatte der Kunstfreund ein unerschöpfliches Bergwerk von Kunstwerken vor sich. Ließ ihm auch der österreichische Diplomat Herzan des Fürstenbundes halber etwas auf die Finger sehen und ihm durch seinen Secretär sogar einen Brief der Frau Räthin aus dem Zimmer stehlen, so wurde sein Privatleben doch nicht wie in Weimar von einem ganzen Hofe beobachtet. Düntzer betrachtet es als selbst-

verständlich, daß er deßhalb auf seine frühere platonische „Mystik" verzichtet und sich einem „sinnlichen Liebesfrühling" hingegeben habe.

„Wohl erst in den Januar (1788)," so erzählt er[1], „fällt die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einer Schönen, die ihm vielleicht zum Modell diente. Der ziemlich allgemeinen Gewohnheit der römischen Künstler zollte er hiermit seinen Tribut. Als Herder in Rom war, sagte er scherzend zu dessen Gattin, es werde ihm dort nicht wohl werden, bis er liebe; hatte er selbst ja zur Zeit dieses Liebesgenusses sich des herrlichsten Lebens erfreut. Die ‚römischen Triumvirn der Liebe', Catull, Tibull und Properz, nebst Horaz und Ovid, die in Rom ein ganz anderes Leben gewannen, hatte er wohl schon längst zur Belebung (!) der ewigen Stadt gelesen. Als verklärter Hintergrund erscheint dieses Liebesleben in den ‚Römischen Elegien'. Von der Persönlichkeit der Geliebten wissen wir nichts; sie soll von keiner ausnehmenden Schönheit gewesen sein[2], muß aber die Gabe zu fesseln in hohem Grade besessen haben, da sie später die Gattin eines wohlhabenden, sich in Rom ansiedelnden Engländers wurde, den sie geschickt beherrschte." [3]

---

[1] Göthe's Leben. 1880. S. 411. 412.

[2] Das stützt sich wohl nur auf Wilhelm von Humboldts Versicherung, daß seine römische „Geliebte" schöner gewesen sei, als diejenige Göthe's.

[3] Weder von Göthe selbst, noch von Tischbein, Meyer, Kayser, Bury, noch von den übrigen Genossen seines römischen Aufenthalts liegt für Düntzers Annahme ein directes, ausdrückliches Zeugniß vor. In seinem Commentar zur ital. Reise (Göthe's Werke. Hempel. XXIV. 909. 910) behandelt er sie mehr als höchst wahrscheinliche Conjectur, denn als Thatsache. Als Anhaltspunkte dafür bezeichnet er eine Äußerung Göthe's an Eckermann (8. April 1829. II. 79 ff.), die Versicherung W. von Humboldts, das „Geschöpf" selbst gesehen zu haben, einen Brief Karl Augusts (Im neuen Reich. 1871. II. 341 und Werke, Hempel. XXIV. 929), endlich einige Briefe zwischen Herder und seiner Gattin, welche Düntzer selbst in Herders Biographie (Hempel. I. p. CIII u. CIV) und H. Marggraff (Blätter für lit. Unt. 1860. II. 693 ff.) verwerthet haben. Dazu mag man auch den Brief an Schmidt (Hempel. XXIV. 857), das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler", das. II. 186, die Faustscene in der Hexenküche, II. 75 und manche Andeutungen in der ital. Reise zählen. Mag schon Humboldts Zeugniß allein als ausreichend betrachtet werden, so verleiht Göthe's ganzes Leben und Treiben vollends der Annahme Düntzers den Charakter einer nahezu unbezweifelbaren Thatsache. Man wird es mir erlassen, diese häßliche Thatsache weiter zu erörtern, und aus den angeführten Stellen nachzuweisen: 1) daß Göthe in einem so schmählichen Verhältniß „den Inbegriff von allen Himmeln" fand, 2) daß er während Herders Romreise dessen vereinsamte Frau bei häufigen vertraulichen Besuchen von diesem Gegenstand unterhielt, 3) daß diese in Folge seiner unzüchtigen Andeutungen in die größte Angst über die eheliche Treue ihres Mannes gerieth, 4) daß der Generalsuperintendent oder „Arcivescovo di Turingia", wie Herder in Neapel vorgestellt wurde, sich genöthigt sah, seine Frau mit der Versicherung zu trösten: „Bloße Wollust ist gegen meine Natur ... Ich fühle es, Buhlereien schicken sich nicht mehr für meine Jahre und sie sind mir durch die Umstände meiner Reise ganz fremd ge-

Von dem Banne der Frau von Stein war Göthe erlöst. Als nützliche Archivarin zwar wurde ſie beibehalten; denn jedes Zettelchen von ihm hob ſie wie ein Heiligthum auf, brachte mit feinem Tact in Umlauf, was die Runde machen ſollte, verſchloß alle Privatexpectorationen in ihr zartes Herz und betete jede Stilübung Göthe's andächtig an. Sie war alſo die geeignetſte Perſönlichkeit, um den Hof fortwährend mit Nachrichten zu verſehen. Welche Stellvertretung ſie aber nach anderer Seite hin fand, konnte kaum nach Weimar bringen. Göthe war alſo frei und machte ſich ſeine Freiheit zu Nutze. Wie ſeinem „Schäfer" kam ihm jetzt wieder Schlaf, Appetit und Freude.

Am Fuße ſeines Bettes pflanzte er einen Jupiterkopf auf, um, wie er ſagt, vor ihm ſeine Morgenandacht zu halten. Nach dieſem ſchönen Morgengebet wurde dann gedichtet und gefeilt, zuerſt an der Iphigenie, dann an Egmont und den kleinen Singſpielen. Darauf ging's hinaus in die weite Stadt, ihre Tempeltrümmer, Kunſtſammlungen, Kirchen und Paläſte. War das Auge des Schauens müde, ſo plauderte man eins, las, ſtudirte, ſchrieb über die geſehenen Alterthümer oder Kunſtgegenſtände, über das Schöne im Allgemeinen, über die Künſte und Kunſtwerke im Einzelnen. Dann wurde wieder gedichtet, gezeichnet, geplaudert, modellirt und muſicirt. Der Abend war dem Theater, der Oper, geſelliger Unterhaltung und anderem Plaiſir gewidmet. So floſſen die Tage wie *ein* großer Kunſtgenuß dahin. Der gemäßigte Genuß hob die poetiſche Stimmung, die literariſche Arbeit den künſtleriſchen Genuß. Viel Bewegung hielt den Körper munter, künſtleriſche Spannung den Geiſt. In reizender Abwechslung vor Überſättigung bewahrt, fand das Auge ſtets neue Befriedigung, die Seele neue Freude.

Durch die Kunſt erhielt das Evangelium der fünf Sinne einen idealen Charakter, weſentlich denſelben, der uns in den alten Claſſikern entgegentritt. Erſt jetzt glaubte Göthe, dieſelben *ganz* zu verſtehen, da er *ganz* wie ſie lebte, wie ſie ſich ganz der Kunſt als höchſtem Selbſtzweck hingab, in künſtleriſchem Lebensgenuß den reichſten Quell neuer Productivität erſchloſſen fühlte.

---

worden." Geworden! Und dazu ruft *Düntzer* (Herders Leben a. a. O. S. CIV) aus: „Welch andern Eindruck hatte Italien auf Göthe geübt! *wie mächtig hatte es ſeine vollſte Sinnlichkeit geweckt*, ihn aber zugleich zu künſtleriſchem Schaffen getrieben u. ſ. w.!" Und dieſer ſelbe Göthe ſoll nach Düntzer in Weimar zehn Jahre lang an der äußerſten Grenze des Erlaubten herumgeſchlichen und dabei rein geblieben ſein, wie ein Engel. In Italien beginnt dann nach ihm der „Myſtik" zweiter Theil, und die italieniſche Dirne wird zur — *deutſchen Muſe*!

Bei ſolcher Stimmung war keine „Gefahr“ einer Bekehrung mehr. Menſchlich betrachtet bot die damalige „kirchliche“ Situation nicht den erfreulichſten Anblick dar. Unter den Cardinälen, Prälaten, Abbaten und Mönchen, welche geholfen hatten, den Jeſuitenorden zu zerſtören, waren Ritter der traurigſten Geſtalt, ohne Sinn für ihren erhabenen Beruf, elende Creaturen weltlicher Fürſten, durch ihre Verweltlichung vollkommen geeignet, jedem Nichtkatholiken die herzlichſte Verachtung einzuflößen. Der ehrwürdige, ſeiner Sendung heldenmüthig treue Papſt Pius VI. war von allen katholiſchen Mächten verlaſſen. Die geheimen Geſellſchaften hatten Italien auf's Traurigſte unterwühlt, und die moderne Aufklärung hatte auch unter dem Clerus ihre Adepten gefunden. Das Gute, ſtill und beſcheiden wie immer, drängte ſich nicht vor. Unkraut wuchs genug links und rechts, um jenes zu überſehen, wenn man wollte.

So ſchwärmte Göthe denn ganz ſorglos für ſein proteſtantiſches Bewußtſein in den Kirchen Roms herum und trat dem „pfäffiſchen Aberglauben“ wohlgemuth unter die Augen. Er hatte ſeine Gemeinde für ſich, welche das alte Rom, ſeine Künſtler und Dichter beſſer als die Italiener zu verſtehen glaubte. Der Gottesdienſt in der Peterskirche und in den übrigen zahlloſen Kirchen Roms erſchien ihm nur als eine ungeheure Komödie, von ſchlauen, herrſchſüchtigen Pfaffen ſeit Jahrhunderten aufgeführt, um ſich an der Dummheit des Volkes eine angenehme, ehrenvolle und bequeme Exiſtenz zu verdienen. Das katholiſche Volksleben Italiens galt ihm als ein rieſiger Humbug, das ganze Mittelalter als Barbarei, die Renaiſſance als ein halbwegs geglückter Verſuch, die natürliche Beſtimmung des Menſchen für das Schöne und für den Genuß des Schönen wieder zu Recht und Geltung zu bringen. Hier knüpfte er an. Sein ganzes Streben ging auf eine neue Renaiſſance, aber auf eine Renaiſſance, die nicht mehr im Dienſte der Päpſte ſtehen ſollte, eine Renaiſſance, die ſich vom Chriſtenthum völlig emancipirte, mit den Formen antiker Kunſt auch die Anſchauungen der Alten wieder in's Leben zurückführte.

„Von intereſſanten Männern,“ ſo ſchrieb er am 3. Februar 1787 an den Herzog, „hab' ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem ſchönen Geſchlecht kann man ſich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverluſt einlaſſen. Vom Theater und den kirchlichen Zeremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauſpieler geben ſich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klaſſe zu der ich nicht gehöre. Beide Künſte ſind in ein ſeelenloſes Gepränge ausgeartet. Auf alle

Fälle ist der Papst der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt. Die andern Menschen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meist ihr Spiel im Stillen. Vielleicht komm ich auch dazu, dieses näher zu sehen. Man kann sich leicht denken, daß es mitunter sehr einfach ist." [1]

Mit solchen Augen sah Göthe das Papstthum und seine Geschichte, die katholische Kirche und ihr Wirken an. Dieselbe Anschauung kehrt allüberall wieder, wo er darauf zu reden kommt. Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Peter und Paul, alle Privatandachten, alle großen kirchlichen Gottesdienste, Marienverehrung und Heiligencult, die kirchliche Wissenschaft und das katholische Missionswerk, die Verfassung der katholischen Kirche und ihre großartige Stellung in Vergangenheit und Gegenwart waren nur — eine riesige Komödie, deren lächerliche Helden die Päpste, deren Opfer die europäische Menschheit war. Die Propaganda schien ihm nur dazu gut, Sprachproben, Steine, Pflanzen und Skelette fremder Länder zu sammeln. Der hl. Philipp Neri, der einzige katholische Heilige, mit dem er sich näher beschäftigte, war ihm ein komischer Revolutionär, sein Wirken ein am Papstthum gescheiterter Versuch kirchlicher Umwälzung, seine humoristische Gestalt erträglich interessant genug, um ein Touristenaufsätzchen über ihn zu schreiben.

„Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts," so heißt es in diesem leichtfüßigen Essay, „hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben: zu freisinnigen, heitern Wirkungen war sie gelangt. Was sich aber in der edeln, menschlichen Natur auf Verstand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menschensinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tausende und aber Tausende, die ihr Seelenheil auf reinem, freiem Wege suchten, gingen an Leib und Gütern auf die elendeste Weise zu Grunde.

„Im Süden selbst suchten edlere, schönere Geister sich von der Gewalt der allbeherrschenden Kirche loszulösen, und wir glauben an Philipp Neri einen Versuch zu sehen, wie man wohl ein frommer Mann sein, auch ein Heiliger werden könne, ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Papstes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr los zu halten, wird ihm deßhalb unmöglich." [2]

---

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 67. — Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 725.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 344. Vgl. Acta Sanctorum (Bolland). VI. 460—656.

Schaler, seichter und oberflächlicher als Göthe hat kaum ein bedeutenderer Romreisender das katholische Rom und seine Geschichte abgethan, karrikirt und mißhandelt. So lächerlich beschränkt sind seine historischen Ideen, so abgeschmackt seine faden Witzeleien, daß man eher einen modernen Commis-Voyageur als ein „Genie" vor sich zu haben glaubt. Niebuhr, der vielseitig gebildete, protestantische Historiker des alten Rom, hat an Göthe's italienischer Reise denselben Eindruck empfunden:

„Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergetzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geistig und menschlich Große, Alles, was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letzten ergetzt: mir ist dies eigentlich gräßlich." [1]

Vier Monate dauerte Göthe's erster Aufenthalt in Rom. Den ansehnlichsten Theil seiner Zeit widmete er den Bauten und Kunstsammlungen. Mit der Besichtigung der Kunstwerke verband er deren theoretisches Studium. Reiffenstein wies ihn an Winckelmann und Mengs, auch auf den alten Sulzer, über den er als junger Recensent einst so spatzenhaft den Stab gebrochen. Zu einem ruhigen Studium gelangte er indeß nicht, da sich seinem Blick stets Neues aufdrängte, und er sich jetzt ebenso wenig als früher zu concentriren wußte. Dazu kamen Vergnügungspartien, Besuche, Zerstreuungen aller Art. Noch bevor die Iphigenie fertig war, wurde sie auch hier öfters vorgelesen. Der Dichter Monti las ihm dafür seinen Aristodem vor, und die Poetenzunft der „Arcadier" nahm ihn am 4. Januar 1787 als „Megalio" unter ihre

[1] Vergeblich bemüht sich Düntzer (Göthe's Werke. XXIV. Vorbemerkungen S. XXI ff.), die scharfen und gerechten Urtheile Niebuhrs über Göthe's engherzige und egoistische Auffassung, nach seiner Gewohnheit, in tiefgerührten Huldigungen zu ertränken. Was Niebuhrs Urtheil über Göthe's Kunstanschauungen betrifft, bestätigt Urlichs (Göthe-Jahrb. 1882. III. 4) dasselbe und weist nach, daß er gar manche Äußerungen über Kunstwerke entschieden zurücknehmen müßte, in Bezug auf das Mittelalter einen „auffallenden Widerwillen" an den Tag legte u. s. w. — Um Göthe in Bezug auf historisch-politische Kenntnisse höher stellen zu können als Niebuhr, muß man in weimarischen Liebes- und Stadtklatschzetteln geradezu jeden Sinn für Geschichte und Politik verloren haben. Was aber Niebuhrs „Grämlichkeit" anbelangt, so thäte Düntzer besser, zu schweigen. Denn etwas „Grämlicheres" als seine Bücher gibt es nicht. Selbst der keckste Humor Göthe's verledert in der unendlichen Langweiligkeit seiner buddhistischen Göthe-Adorationen.

Mitglieder auf. Mehr Werth legte Göthe ſelbſt auf die Bekanntſchaft mit der Malerin Angelica Kauffmann, mit der er fortan viel verkehrte und an die er ſich ſehr freundſchaftlich anſchloß. Kaum war die Iphigenie fertig, ſo erwachte wieder die Luſt am Zeichnen, und da er Landſchaften, Figuren und Alles auf einmal trieb, verlor er abermal viel Zeit damit, ohne irgend ein Genre gründlich zu erlernen. Als Karl Auguſt in Berlin mittlerweile einen ſchweren Fall gethan, bot er ſich an, wenn nöthig, ſchon nach Weimar zurückzukehren. Das war indeß nicht nöthig. Da er beſondere Freude an der alten Sculptur hatte, fing er an, Anatomie zu ſtudiren. Des Abends trieb er Perſpective. Dabei hatte er eine neue Oper im Sinne. Dann kam der Carneval. Ehe irgend eines ſeiner poetiſchen Projecte vollendet war, reiste er Ende Februar nach Neapel, trieb ſich einen Monat da herum, beſtieg dreimal den Veſuv, verliebte ſich wieder in Steine und Pflanzen, machte Bekanntſchaft mit dem liederlichen Ritter Hamilton und mit dem liberalen Nationalökonomen Filangieri[1], ſah ſich auch hier alle alten Tempelreſte und alle ſchönen Mädchen an und fuhr dann hinüber nach Sicilien. Während ſtürmiſcher Überfahrt entwarf der ſeekranke Dichter den Plan zu ſeinem Taſſo, ſchrieb aber in Palermo noch nicht daran. Nach Touriſtenart beſah er ſich raſch in 14 Tagen Stadt und Umgegend[2], reiste dann nach Girgenti und quer durch die Inſel nach Catania und Taormina, hatte wieder Offenbarungen über das Steinreich und das Pflanzenreich, las zur Abwechslung Homer, träumte von einem Drama „Nauſikaa" und langte nach einem glücklich überſtandenen Sturm von

[1] Der mit 27 Jahren ſchon die ganze Welt durch ſeine Scienza della legislazione reformiren zu können ſich vermaß. — S. Raumer, Hiſt. Taſchenb. 1871. V. Folge. I. 73. 74. Italien, Frankreich, Deutſchland, Alles war der Charlatanerie junger Leute preisgegeben, die weder gründliches Wiſſen noch Erfahrung beſaßen. Aus ihren unreifen Decocten ſtammt die ganze Weisheit des Revolutionszeitalters.

[2] In Palermo beſuchte Göthe die unglücklichen Verwandten des großen europäiſchen Haupt-Charlatans Caglioſtro, für den er ein geradezu auffallendes Intereſſe hegte. S. über dieſen unſaubern Vogel Brunner, Theol. Dienerſchaft am Hofe Joſephs II. S. 190 ff. — Rohrbacher, Lyon. XI. 476. — Civiltà Cattolica. Ser. X. Vol. III. p. 600 sqq. 728 sqq. Vol. IV. 477. 713 sqq. — In echter Freimaurer-Uneigennützigkeit hat Göthe die Unterſtützung, welche er der armen Familie erwies, gleich in die ganze Welt hinausposaunt, ſo daß man mit dem engliſchen Humoriſten ſagen kann:

To John I owe some obligation,
But John unluckily judges fit
To publish it to all the nation:
So John and I are more than quit!

Messina aus wieder in Neapel an. Hier wurde nur kurze Rast gehalten. Am 7. Juni 1787, dem Frohnleichnamsfest, traf er wieder in Rom ein.

Der zweite römische Aufenthalt, vom 7. Juni 1787 bis zum 22. April 1788, bietet wesentlich dieselbe Physiognomie buntester Zerfahrenheit. Während von den mit ihm lebenden Künstler-Freunden ein Jeder sein Fach und Geschäft trieb, Tischbein und Hackert ihre Malerei, Trippel Sculptur, Kayser Musik, Hirt Kunstarchäologie, Moritz Prosodik und Ästhetik, Reiffenstein Kunstliebhaberei, Handel mit Kunstsachen und Cicerone-Geschäfte, übernahm Göthe alle diese Künste zugleich und war dabei noch Dichter, Botaniker, Geologe, schrieb an den Herzog über den Fürstenbund, an den Minister Schmidt in Weimar über innere Landesgeschäfte, an Hofrath Voigt über das Bergwerk in Ilmenau, an Göschen über Buchhändlergeschäfte, an den Kammerdiener Seidel über den römischen Geldkurs und die römischen Finanzen. Es war genau dieselbe verwickelte Wirthschaft wie früher, nur daß das wärmere Klima ihm wohlbekam, daß er mit Acten und langweiligen Geschäften nichts zu schaffen hatte und sich ohne Zwang allen Einfällen überlassen konnte.

Als Dichter brachte er in diesen elf Monaten nicht viel zu Stande. Am 11. August 1787 glaubte er endlich mit dem längst begonnenen Egmont fertig zu sein; doch die Schlußredaction verzog sich noch bis zum 1. September. Die übrigen Monate vertändelte er an den fast werthlosen Singspielen „Erwin und Elmire" und an „Claudine von Villa Bella", die endlich im Januar 1788 nach Weimar abgehen konnte. Der Faust gedieh um zwei Scenen weiter. Tasso und alle übrigen Projecte und Fragmente blieben liegen. Nur an der Sammlung der kleineren Gedichte wurde ein wenig redigirt.

Als Künstler richtete Göthe noch weniger aus. Nachdem er sich monatelang in allen Kirchen und Kunstsammlungen umgesehen und doch nie ersättigt, monatelang gezeichnet und modellirt, Anatomie und Perspective getrieben, auf Kosten seines dichterischen Talents sich fast ausschließlich an Maler und Bildhauer angeschlossen und ganz in ihrem Ideenkreis gelebt hatte, langte er endlich bei dem trostlosen Facit an, daß er nicht zum Maler und nicht zum Bildhauer geboren sei.

Für den künftigen Ästhetiker waren freilich auch diese Erfahrungen nicht ohne Nutzen. Wurden sie auch nicht unmittelbar verwerthet, so lieferten sie doch, nebst all den Kunsteindrücken, die Göthe mit sich nahm, das Material zu den vielen Aufsätzen, welche er später über ästhetische

Gegenstände veröffentlichte. Doch wie er ein sehr einseitiger Beobachter war, so hat er auch Italien als ein sehr einseitiger Kunstkritiker verlassen, mit unendlicher Überschätzung der Antike, mit blinder Abneigung gegen die katholische Kunst des Mittelalters.

Je weniger Früchte die italienische Reise aber unmittelbar zur Reife brachte, desto tiefer hat sie auf Göthe's spätere Geisteserzeugnisse eingewirkt, seiner geistigen Weiterentwicklung die Richtung gegeben, seine philosophischen, religiösen und ästhetischen Anschauungen für immer entschieden. Sein ganzes übriges Leben lang zehrte er von dem, was er in diesen anderthalb Jahren gesehen und genossen. Sein ganzes übriges Leben verharrte er auf dem Standpunkt, den er sich in Rom zurecht gelegt, und zog diese Folgerungen im Leben wie in der Kunst.

Hatte das Weimarer Hofleben auch den übermüthig wilden Studenten dem Äußern nach zum zahmen Minister und bedächtigen Philister umgestaltet, so war er doch noch mit einem bedeutenden Rest von Werther-Sentimentalität und Götzen-Trotz auf den ausonischen Gefilden erschienen. Der frühere Briefwechsel an Frau von Stein war wesentlich eine Fortsetzung seiner zärtlichen Briefe an Lotte Buff und Auguste von Stolberg. Der Grundton war schmachtend zärtlich. Die Geliebte war ein überirdisches Wesen, nach dessen Huld der Dichter flehend seufzt, dem er Alles dankt, das allein die übrige Schöpfung verklärt, dem der Dichter sein ganzes inneres und äußeres Leben meist weinerlich, melancholisch, selten freudig und heiter zu Füßen legt. In Italien nimmt dieses Schmachten ein Ende. Der Jean qui pleure wird ein Jean qui rit. Göthe genießt. Er steht auf eigenen Füßen. Die Blumen sind jetzt schön, ohne daß Lotte daran riecht. Der Himmel strahlt sonnig und wonnig, ohne daß er sich in Lotte's Augen zu spiegeln braucht. Schwärmerei und Empfindsamkeit sind vorüber. Göthe sucht die Schönheit nicht mehr in unbestimmten, traumhaften Gestalten, in den Wolken Ossians, er zerlegt sie anatomisch, studirt ihre Proportionen im Skelett, in den Muskeln, in der Perspective, in Licht und Farben, im concreten Zusammenhang mit der ganzen Natur; wäre es ihm gelungen, noch Mathematik zu studiren, er hätte sie auf mathematische Formeln reducirt. Da er nicht so weit fortschreiten konnte, hielt er sich um so mehr an das, was die Sinne erfassen konnten. Die Statuen der alten Götter studirte er mit nahezu abgöttischem Eifer, bei Sonnenlicht und Fackelschein. Raphaels Gemälde zerlegte er sich nach Grundsätzen der Künstler. Lustig und froh sah er sich auch in dem sinnlich-heitern Volksleben der Italiener um

und zwar gerade in denjenigen Kreiſen, in welchen Religion und Sitte am wenigſten blühten. Der Italiener iſt nicht auf's Schmachten angelegt. „Da gibt es keine Lotten und keine Werther. Der Italiener iſt leidenſchaftlich, ſtürmt zum Genuß, erſticht ſeinen Nebenbuhler oder macht ſonſt ſeinem glühenden Naturell Luft. Nur für Rache hat er eine zähe Geduld; aber durch ganze Kapitel den Mond anzuleiern und monatelang weinerlich nach der Sünde zu ſchielen, das iſt nicht italieniſch. Im Leben der italieniſchen Künſtler fand Göthe nichts von dieſer nordiſchen Melancholie und Sentimentalität; ſie waren leichtlebige Sanguiniker, mit etwas choleriſcher Beigabe dazu. Das Gewaltſame der Leidenſchaft, das zu Mord und Todtſchlag führte, war ihm verhaßt; er mochte das ſelbſt in der Geologie nicht leiden und verwarf deßhalb von vornherein den Vulkanismus. Aber um ſo mehr ſagte ihm jene ſanguiniſche Leichtlebigkeit, jenes ſorgloſe Genießen des Lebens, jener jugendlich elaſtiſche Realismus zu. „Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde und alle Arten von Hausrath ſind jetzt wohlfeiler zu haben, weil alles Geld braucht. Man lebt und macht ſich luſtig, um alsdann bis zum Karneval wieder eingezogen zu bleiben.“ [1] So ſchreibt er über die Zeit der römiſchen Villegiatur. Die unendliche Mühe und Sorgfalt, welche ſich die katholiſche Kirche gab, die Schattenſeiten des italieniſchen Volkscharakters zu überwinden, beachtete er nicht; noch weniger würdigte er die ſchönen Erfolge, welche ihre erziehende Thätigkeit allzeit aufzuweiſen hatte. Er ſah nur auf die Mißerfolge, die jenen Erfolgen zur Seite gingen, um darüber zu ſpotten. Jene genußſüchtige Leichtlebigkeit aber, gegen welche die Kirche ankämpfte, machte er gerade zu ſeinem Evangelium; er genas daran von dem langen, thüringiſchen Jammer.

Auf die religiöſen Ideen, welche den größten Werken der Renaiſſance zu Grunde lagen, ging er nicht ein; aber die Liebſchaften Raphaels, den Triumph der Galathea und die Geſchichte der Pſyche ließ er ſich gefallen. Er las dazu Homer, vor Allem aber auch Ovid und die römiſchen Erotiker. So kam er an der Madonna vorbei, zu welcher die Künſtler der Renaiſſance aus ihren Verirrungen büßend und reuig zurückkehrten, vorbei an dem katholiſchen Glaubensbekenntniß, das den erhabenſten Schöpfungen des Mediciäiſchen Zeitalters aufgeprägt iſt. An die Stelle der Madonna trat für ihn „Helena“, der Typus des ſchönen Weibes,

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 857.

nicht wie in der Aphrodite der Griechen mit der Würde der Gottheit umkleidet, ſondern als bloßes Symbol höchſter menſchlicher Schönheit. Das war das Ideal, dem er ſich fürder zuwandte und das ſein ganzes Geiſtesleben beherrſchte. Die Madonna der Renaiſſance betrachtete er nur als einen Schleier, den die Kunſt unter dem Einfluß des Prieſterthums ſeiner Göttin übergeworfen. Die höchſte harmoniſche Körperſchönheit war ihm fürder die höchſte Offenbarung des Göttlichen und Menſchlichen zugleich, der Höhepunkt, dem die ganze Natur zuſtrebte. Die Kunſt ward ihm zur Religion, das Schöne zum Gott, und als Künſtler betete er in ſeinen Werken fürder ſich ſelbſt an.

Hiermit war auch der frühere Titanismus überwunden. Er fühlte ſich nicht mehr als Prometheus, der den Göttern das Feuer ſtahl. Er beſaß das Feuer. Er war jetzt Pygmalion. Das Götterbild war in ſeinen Armen lebendig geworden. Stolz und ſelig lächelnd ſah er jetzt auf die „barocke Komödie“ und auf den „ungeheuern Betrug“ herab, den die katholiſche Kirche achtzehn Jahrhunderte auf den Trümmern der alten Welt aufgeführt. Das Kreuz war für ihn geſtürzt. Der alte Olymp war mit neuem Zauber aus Roms Ruinen emporgeſtiegen und hatte ihm mit den alten Claſſikern das Geheimniß des Schönen und damit Alles, Alles erſchloſſen. Dieſen Idealismus konnte er überallhin mit ſich nehmen, als er nicht ganz ohne Schmerz das ewige Rom verließ und ſeiner Concubine Lebewohl ſagte.

19. Egmont.

1775—1787.

„Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stück getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfaſſer ſelbſt ſie muthwillig zerſtört."

Friedrich v. Schiller.

„Egmont war der Repräſentant der harmoniſchen Lebensluſt, der ſchönen Selbſtbefriedigung, die in der Liebe zu Klärchen, einer idealen Verklärung der Sinnlichkeit ohne alle conventionelle Rückſichten, ihren vollſten Ausdruck findet."

R. v. Gottſchall.

Als unmittelbare Früchte der italieniſchen Reiſe werden gewöhnlich Iphigenie und Taſſo dargeſtellt. Das gehört zur Überlieferung; hiſtoriſch genau iſt es aber nicht. Die Iphigenie wurde in Italien nur proſodiſch corrigirt und zwar im Anfang der Reiſe, bevor antike Kunſt, italieniſcher Himmel und künſtleriſcher Lebensgenuß die ganze Geiſtes- und Gemüthsverfaſſung des Dichters umwandeln konnte. Der Taſſo wurde erſt 1789 vollſtändig ausgeführt und wuchs dann noch langſam wie ein Orangenbaum, allerdings gepflanzt auf italieniſchem Boden, aber erſt im Treibhaus zu Weimar zu Blüthe und Frucht entwickelt. Ein ganz italieniſches Stück gibt es überhaupt nicht. Die „Nauſikaa", die er in Sicilien plante, iſt Fragment geblieben.

Das einzige Stück, das nicht bloß in Bezug auf Form, ſondern auch in Bezug auf Inhalt dem italieniſchen Aufenthalt ſein Daſein und ſeine Vollendung dankt, iſt merkwürdiger Weiſe dasjenige, in welchem am wenigſten italieniſche Luft weht, ja welches man füglich als einen deutſchen Proteſt und Fehdebrief gegen das katholiſche Italien bezeichnen könnte. Es iſt der „Egmont". Das mag ein pſychologiſches Räthſel ſcheinen, iſt es aber durchaus nicht, wenn man ſich die Sache etwas nüchtern beſieht. Poetiſche Pläne und Entwürfe mögen plötzlich unter den Zerſtreuungen einer Reiſe entſtehen und mit gutem Glück weiter geſponnen werden. Aber ſorgfältige Verſification und Correctur erfordern Stille, Ruhe, Sammlung. Vergeblich ſuchte Göthe deßhalb im Geſchwirre der ſicilianiſchen Reiſe irgend einen Plan feſtzuhalten. Aus

ruhiger Arbeit wurde nichts. Eine neue Idee drängte die andere. Als er deßhalb am Anfang des zweiten römiſchen Aufenthalts, gedrängt durch den Contract mit Göſchen, eine leichtere Arbeit ſuchte, ließ er Taſſo, Fauſt und Nauſikaa liegen und griff zum Egmont, der in Proſa geſchrieben war und ihn vorausſichtlich am wenigſten an ſeinen weiteren Kunſtſtudien, Streifzügen und Malerübungen hemmte. Dazu forderte das katholiſche Rom den decidirten Nichtchriſten, obwohl er ein ſchlechter Proteſtant war, doch unaufhörlich zum Widerſpruch heraus. Die Verherrlichung eines Martyrers der Reformation war die entſchiedenſte Antwort. So konnte es an Stimmung nicht fehlen, und für ein „Klärchen" war auch geſorgt. Am begreiflichſten aber wird die Wahl des Themas durch die viele Mühe und Zeit, welche die „Iphigenie" in Verſen gekoſtet hatte.

So iſt denn auch Egmont kein geniales Werk aus einem Guß, ſondern ein Product jahrelanger zerſtückelter, launenhafter Thätigkeit. Schon im Jahre 1775 entwarf er einen Plan und ſchrieb einige Scenen, darunter einige Volksſcenen und die Scene zwiſchen Macchiavel und Regentin im I. Act. Im December 1778 fügte er zwei Scenen hinzu, im Juni 1779 eine dritte. Nachdem dieſe Fragmente über zwei Jahre im Archiv der Frau von Stein geruht, klagte er im December 1781 über „den fatalen IV. Act", machte aber einen proviſoriſchen Abſchluß und ſchickte das Stück an Juſtus Möſers Tochter, die Frau von Voigts. Möſer, der ihn gegen Friedrich II. in Schutz genommen, ſollte es genau cenſiren. Das Vorleſen einzelner Scenen, das Herumſchicken des unvollendeten Fragments, das Liegenlaſſen und Wiederaufnehmen unter dem Einfluß Anderer hatte ſeine Vortheile. Göthe zog viele Leute in ſein Intereſſe hinein. Die Herren und vor Allem die Damen von Weimar wurden nicht müde, Bruchſtücke und Correcturen anzuhören und ihre äſthetiſche Weisheit darüber vernehmen zu laſſen. Alle Stücke Göthe's wurden ſchon berühmt, bevor ſie einen Schluß hatten. Manche Bemerkung mag ihm zu Statten gekommen ſein. Aber abgeſehen von dem Mangel an Genialität, der in dieſer ſchülerhaften Abhängigkeit ſich offenbart, hatte die Methode auch ihre entſchiedenen Nachtheile. Er bekam Allerlei zu hören. Er konnte nicht auf Alles eingehen. Im Lauf der Zeit veränderten ſich ſeine eigenen Anſchauungen. Fünf Jahre vergingen. Er nahm Egmont erſt wieder vor, nachdem er von Sicilien nach Rom zurückgekehrt war. Er ſelbſt hatte bedeutende Umwandlungen erfahren. Er war nicht mehr der jugendliche Studenten-Titane von Frankfurt,

nicht mehr der ſchmachtende Schüler der Frau von Stein. „Es war eine unſäglich ſchwere Arbeit," ſagt er ſelbſt, „die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden, ohne es umzuſchreiben." Das war nur dadurch möglich, das er Vieles ziemlich unverändert beibehielt, dann klebte und flickte, Einiges reſolut herausſchnitt und Anderes hinzuſetzte. Da der alte Grundſtock blieb, konnte er aber ſeinen neuen Kunſterfahrungen wenig Raum vergönnen; er mußte ſich in die urſprüngliche Stimmung zurückzuverſetzen ſuchen. So „unſäglich ſchwer" war das nun nicht, da er wieder ziemlich ſtudentiſch frei und ungebunden lebte. Aber der alte Wildfang war er doch nicht mehr.

Stoff und Anregung zum Egmont ſchöpfte Göthe aus der „Geſchichte des belgiſchen Krieges", verfaßt von dem Jeſuiten Famian Strada, einem geborenen Römer, am Anfang des 17. Jahrhunderts[1]. Auch Schiller war das Werk bekannt; er benützte es faſt gleichzeitig mit Göthe für ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Da Strada ein ausgedehntes Quellenmaterial zur Verfügung ſtand und er dasſelbe viele Jahre lang ſorgfältig durcharbeitete, ſo hat ſein Werk noch heute hiſtoriſchen Werth. Seine Darſtellung iſt durchgängig von der neueren Forſchung beſtätigt worden. Für den Dichter aber war es von beſonderem Vortheil, daß der italieniſche Geſchichtſchreiber kein trockener Annaliſt war, ſondern ein zugleich feingebildeter Schriftſteller, der ſich in Bezug auf Form die antiken Hiſtoriker zum Vorbild nahm. Die verwickelten Ereigniſſe der revolutionären Schilderhebung geſtalten ſich bei ihm zu einem großen Drama, wie ſie es wirklich waren. Er erzählt ſpannend, mit großer Würde, aber zugleich mit anſchaulicher Lebendigkeit. Das Tragiſche im Schickſale der beiden Grafen Egmont und Hoorn

[1] Famiani Stradae Romani e Societate Jesu de Bello Belgico. Romae 1632, wurde ſehr oft neu gedruckt und in verſchiedene Sprachen überſetzt, in's Franzöſiſche von Du Rier, 1649; in's Spaniſche durch de Novar; in's Italieniſche durch Papini, 1633; in's Niederländiſche durch Willem van Aelſt, 1645; in's Engliſche durch Sir Rob. Stapylton, 1650; in's Polniſche, 1649. S. de Backer III. 957 bis 959. Nur in's Deutſche ſcheint das Werk nicht überſetzt worden zu ſein. Eine formgewandte Überſetzung desſelben, mit kritiſchen Noten und Benützung der ſeitherigen Forſchungen, wäre noch jetzt eine verdienſtliche Arbeit, um den Mißbrauch gründlich nachzuweiſen, den Göthe und Schiller mit dieſem tüchtigen Geſchichtswerk getrieben haben. Der niederländiſche Dichter Vondel feierte Strada in einem begeiſterten Gedicht. S. Dietsche Warande. Nieuwe reeks. I. 389.

tritt in seiner Darstellung mit der erschütternden Gewalt der Wirklichkeit hervor.

Der Charakter des historischen Egmont entspricht in hohem Grade jenen Eigenschaften eines tragischen Helden, von welchen die Wirkungsfähigkeit einer Tragödie bedingt wird und welche Aristoteles nicht erfunden, sondern bloß nach vorliegenden Beispielen formulirt hat. Der Sieger von St. Quentin und Gravelingen ist ein tapferer, kräftiger General, muthig, ehrgeizig, volksthümlich, ein bedeutsamer Vertreter und Held seiner Nation. Als sein Haupt fiel, erinnerte der französische Gesandte daran, daß Frankreich zweimal vor demselben gezittert. Karl V. hatte ihn mit dem goldenen Vließe geschmückt. Als Träger der ruhmreichsten Erinnerungen hätte er bei festerem Charakter im Sturme des Aufruhrs ein mächtiges Bollwerk der bestehenden Ordnung werden können. Sein Herz und seine Familienverhältnisse drängten dazu hin. Aber er hatte nicht Klarheit und Festigkeit genug. Er schwankte, er ließ sich halb und halb in eine Bewegung hineinreißen, die mit seiner Vergangenheit brach und deren Verwicklungen er nicht gewachsen war. Das war sein Unglück, wie Holzwarth treffend weiter ausführt:

„In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt; in der Heimath angekommen, vermochte er nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Cabale zu entwirren, und das rosenfarbene Licht, in dem er seinen Souverän geschaut, verdüsterte sich. Der Gedanke an die Greuel des Bildersturmes erbitterte, der eigene Augenschein desselben entrüstete ihn[1]; im Zorne der Entrüstung strafte er strenge, im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, theilte er freigebig Nachsicht und Versöhnung aus, und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte das Sektenwesen begünstigt, er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch mitgeholfen zum Aufruhr gegen ihn. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die Aufforderung zu offener Rebellion stellte, hatte dieser ihn ganz im Netze gehabt, vollständig am Gängelbande geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Miß-

[1] Nur in diesem Zug ist diese Charakteristik, die ich Holzwarth (Der Abfall der Niederlande. Schaffhausen 1865. I. 365. 366) entnehme, nicht ganz genau. Denn Egmont begünstigte die Revolution mehr, als er hier andeutet. Nachdem er auf Befehl der Regentin am 14. August 1566 nach Ypern gegangen, ließ er die Bilderstürmer daselbst am 15. ruhig Kirchen und Klöster schänden, während er noch am Abend dieses Tages nach Audenarde ging und daselbst die Bilderstürmer durch seine Gegenwart mehr ermuthigte als einschüchterte. S. de Gerlache, Histoire du Royaume des Pays-Bas. Bruxelles 1874. I. 127, und Holzwarth selbst I. 367 ff.

trauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande doch nicht redlich meine. Immer unsicher sich wiegend auf den Wogen der Popularität, immer schwankend zwischen dem König und der Partei, der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er dem Verhängnisse seines Charakters."

So wenig ein solcher Charakter dazu angethan war, ein entscheidender Held der Weltgeschichte zu werden, so sehr eignete er sich zum Helden einer Tragödie. Der ganze Kampf der Zeit drängte sich in seinem persönlichen Schicksal zusammen. Schuldlos und doch nicht ganz schuldlos fällt er als das Opfer der Revolution, die er hatte großziehen helfen und der er erst zu spät entgegentrat, und erleidet den Tod, den Oranien sich reichlich verdient hatte. Er war kein Martyrer des Aufstandes, kein Martyrer einer politischen Überzeugung, sondern das Opfer seines eigenen unglücklichen Charakters und einer noch unheilvolleren Politik, groß genug, daß sein Mißgeschick Furcht, schuldlos genug, daß es Mitleid erwecken muß. Tief ergreifend ist es, wie er selbst langsam ein drohendes Netz um sich webt, unklar über seine Lage sich selbst hineinstürzt und bis zum letzten Augenblicke noch Rettung hofft. Noch viel ergreifender ist die wirkliche Katastrophe: wie der Bischof von Ypern fruchtlos zu Alba's Füßen um Erbarmen fleht und nur gezwungen dem Gefangenen die Todesbotschaft überbringt, wie Egmont das Urtheil des Königs für unmöglich hält, endlich vor seiner wirklichen Unwiderruflichkeit zusammenbricht und nur in den Tröstungen des allgemein bekämpften Glaubens Muth und Kraft findet, sich wieder aufzuraffen und standhaft dem Tode in's Auge zu schauen[1]. Er sühnt mit seinem Blute die Schwäche, die er im Leben gezeigt, versichert sterbend den König seiner Treue und empfiehlt ihm die verlassene Familie, die er mit sich in's Unglück gestürzt. Die Tragik, die in seinem persönlichen Untergange liegt, wird mächtig gehoben durch den großen historischen Hintergrund, der damit verknüpft ist. Das Wohl seines Volkes, die höchsten Interessen der Religion stehen auf dem Spiele und leiden unter seiner Katastrophe.

Hauptsächlich in doppelter Weise ist Göthe nun zum größten Nachtheil seine Tragödie in der Charakteristik des Egmont von der thatsächlichen Geschichte abgegangen: aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken hat er einen Martyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegführer und Parteihaupt einen geckenhaften Lieutenant, der den Mädchen nachläuft und seine schöne Uniform von ihnen bewundern läßt. Diese

[1] Strada, Della guerra di Fiandra. Volgarizzata da C. Papini 1638. p. 321. 322. Holzwarth a. a. O. II a. 287 ff.

ſonderbare Umwandlung müßte faſt unbegreiflich erſcheinen, wenn ſie ſich nicht dadurch erklärte, daß Egmont ebenſo wie Götz und Clavigo ein ſubjectives Bekenntniß des Dichters iſt, der in ſeinem Helden die eigene Anſchauungsweiſe zu verherrlichen ſuchte.

Als Göthe den Egmont begann, war er noch vollſtändig der vermeintliche Titane, der Himmel und Erde ſtürmte, Sokrates, Mahomet, Cäſar, den ewigen Juden und den Fauſt im Kopfe trug und ſich dann zu Lili's Füßen ſetzte, um ſich von dem Mädchen ſtreicheln zu laſſen. Es kam ihm durchaus nicht abgeſchmackt, ſondern ſehr großartig vor, ſeine Genialität dem einfältigſten Backfiſch zu Füßen zu legen. Dieſe triviale Liebſchaft trug er deßhalb unbedenklich in den niederländiſchen Aufſtand hinein und ſo entſtand denn ſtatt einer großartigen hiſtoriſchen Tragödie ein ſeichtes Liebesdrama mit etwas geſchichtlichem Aufputz und der üblichen Vergiftung zum Schluß.

Nachdem in einer lebendigen Volksſcene die Zeitlage etwas[1] gezeichnet iſt, die Statthalterin Margaretha mit Machiavel dieſelbe diplomatiſch beſprochen hat, erſcheint nicht der kriegeriſche Parteiführer, an deſſen Wohl und Wehe das Schickſal des Landes geknüpft iſt, ſondern die allergewöhnlichſte Griſette, die ihren Offizier dem unromantiſchen bürgerlichen Liebhaber vorzieht, nach dem Ausdruck der Mutter „ein verworfenes Geſchöpf". Der arme Brackenburg leckt ſich indeß noch die Lippen nach ihrem erſten Kuß, lamentirt gewaltig im Stil der Werther-Periode, holt ein Giftfläſchchen hervor, hütet ſich aber wohlweislich, das Gift zu nehmen, da man dasſelbe noch im V. Acte braucht. Das iſt der erſte Act.

Die Volksſcene, mit welcher der II. Act eröffnet, hat abermals viel Lebendigkeit, wenn auch bei weitem nicht die kräftige Localfarbe, welche Schiller dem Stücke zuſchreibt. Egmont erſcheint endlich, ſtillt eine Prügelei, hält mit ſeinem Sekretär eine Weimarer Bureauſcene und tritt im Geſpräche mit Oranien vorübergehend als der wirkliche hiſtoriſche Egmont auf. Die Elemente, die Strada geboten, ſind hier glücklich inſcenirt.

Im III. wird Margaretha abermals nicht einem der Männer gegen-

[1] Das Bild iſt ſehr „allgemein menſchlich". Von den Rederijkern, ihrer Poeſie, ihren Pamphleten u. ſ. w., die in dem Aufſtand eine höchſt bedeutende Rolle ſpielten, ſcheint Göthe ſo gut wie nichts gekannt zu haben. S. Dr. M. Philippſon, Weſteuropa im Zeitalter Philipps II. Berlin, Grote. 1882. S. 140. Refereynen ende Liedekens van diversche Rhetoricienen etc. Bruessele, Michiel van Flamont. 1564. — Diversche Refereynen ende Liedekens uit Holland etc. Antwerpen, Françoys van Ravelingen. 1582 u. ſ. w. Die Kenntniß der Rederijker-Poeſie allein hätte dem Drama ein ganz anderes Gepräge geben müſſen.

übergestellt, mit denen sie in wirklichem Conflikte stand, sondern ihrem erdichteten Sekretär, dessen kurze unbedeutende Zwischenreden ihren langen Monolog zum Dialog gestalten. Darauf kommt unmittelbar die zärtliche Glanzscene. Klärchen singt ihr „Freudvoll und leidvoll", Egmont zeigt ihr seine schöne Uniform und dann caressiren sie einander. Er ist „nur Mensch, nur Freund, nur Liebster".

Vansen und die Bürger melden nun die Ankunft Alba's und charakterisiren ihn, ohne daß die Handlung selbst sich eigentlich dramatisch auf der Bühne weiter entwickelt. Alba's Charakter ist im IV. Act nach der Reformationslegende zum Schauerpopanz gestaltet; um ihn sanft noch mehr herabzusetzen, ist ihm ein „natürlicher" Sohn als Lieblingskind beigesellt. Die interessanten Charaktere, welche der historische Blutrath bot, sind ganz vernachlässigt. Eine unendlich lange Scene zwischen Alba und Egmont stellt diesen als protestantischen Freiheitshelden, jenen als katholischen Unmenschen und Tyrannen dar und dient dazu, Egmont mit Anstand abfassen zu lassen. Die ganze Geschichte wird dabei in ein schiefes Licht gerückt.

Im V. Akt geht sie dann vollends wieder in's Liebesdrama über. Klärchen will Egmont retten und läßt sich dazu sogar die Begleitung des langweiligen Brackenburg gefallen, Egmont hält einen großen Monolog, mit Anklängen an Shakespeare, an Göthe's Tagebücher und Briefe aus der ersten Weimarer Zeit und unendlichen Naturtiraden. Klärchen hält ebenfalls seinen Benefizmonolog. Brackenburg meldet ihr, daß Egmont nicht zu retten ist; darauf beschließt sie, sich zu vergiften. Umsonst sucht er ihr das auszureden, die überspannte Theaterheldin nimmt ihr Gift und wird mittelst Decorationskünsten und Musik in den Himmel aller verliebten Selbstmörderinnen hinüberbegleitet. Statt des Bischofs von Ypern überbringt der uneheliche Sohn Alba's das Todesurtheil. Statt tragisch zusammenzubrechen, wie es wirklich der Fall war, rodomontirt Egmont wie ein Recensent der Frankfurter Gelehrten-Anzeigen, statt sich als christlicher Rittersmann zum Tode vorzubereiten, vermacht er Ferdinand sein Mädchen, schläft trotz all seiner aufgeregten Reden endlich ein und sieht nun im Traume das verklärte Klärchen, das, obwohl an Ferdinand abgetreten, als Genius der Freiheit aus dem Himmel des Selbstmords niederschwebt und ihren schönen Officier mit Lorbeer krönt. Ebenso unmotivirt, wie er eingeschlafen, erwacht Egmont wieder, ergibt sich abermals rodomontirend in sein Geschick und fordert die Welt zur wackern Fortsetzung der Revolution auf: „Schützt eure Güter! Und Euer Liebstes zu

retten, fallt freudig, wie ich Euch ein Beispiel gebe!" Ein Siegesmarsch begleitet ihn zur Scene hinaus und der Vorhang fällt.

„Als ein Drama, d. h. als ein für die Darstellung angelegtes Werk," so urtheilt Lewes von diesem Stücke[1], „entbehrt es der beiden Grundbedingungen: eines Conflicts elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entspringt, und der Verarbeitung seines Stoffes in dramatische Form. Jenes ist ein Fehler der Anlage, dieß der Ausführung, jenes ein Irrthum des dramatischen Dichters, dieß des Dramatikers . . . Das Stück hat einen langsam schleppenden Gang und bei der Aufführung ermüdet es einigermaßen; weniger durch die Länge der Reden und Scenen, als wegen der undramatischen Behandlung der nebensächlichen Einzelheiten. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, kein Drama."

Hierin kann man Lewes beistimmen; wenn er aber die beiden Charaktere „Egmonts" und „Klärchens" als „glänzende, lichte, herrliche Geschöpfe der Dichtung" feiert, ebenbürtig jedem andern in der langen Reihe der Kunstwerke, so muß man die poetische Darstellung von dem Werth und der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere unterscheiden. Was Sprache und Darstellung anbetrifft, so zeigt sich in denselben, bei unläugbaren Fehlern, doch immerhin Göthe's Genie, in dem Werthe und in der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere aber, wie in Clavigo, Werther und Stella — leider nur die Degradation von Göthe's Charakter, die Frucht genialer Schäferstunden und gehaltloser Liebeständelei. Er selbst hat „Klärchen" als eine „Nuance zwischen Dirne und Göttin" bezeichnet, und damit das Publikum gerichtet, das diese Apotheose einer Dirne, oder wie Gottschall sagt, die „verklärte Sinnlichkeit" als schönste Poesie beklatscht und feiert.

Mehr als ein Jahrhundert vor Göthe hat ein freier Niederländer, der noch mit den Söhnen und Enkeln der Bilderstürmer zusammenlebte, zweimal den Abfall der vereinigten Niederlande zum Gegenstand einer dramatischen Dichtung gewählt. Obwohl begeisterter Protestant und Republikaner, hat er schon das erste Mal die gewaltige Staatsumwälzung unendlich viel würdiger aufgefaßt als Göthe. Freilich war es kein neuerlich geadelter Geheimrath und Hofpoet, der den Damen zu Gefallen die elenden Liebschaften seiner Jugend bis zum Überdruß wiederholte, und um „Poesie" zu leben, sich bei allen hübschen Gesichtern am Hofe herumbetrog. Es war ein schlichter Mann aus dem Volke, doch tief durchdrungen vom Glauben an einen persönlichen Gott, wahr und innig be-

[1] Lewes (Frese) II. 93.

geiſtert für ſein Vaterland und deſſen Freiheit. Die Revolution erſchien ihm als erhabene Gottesthat, als eine Erlöſung des auserwählten Volkes aus den Ketten der ägyptiſchen Knechtſchaft. So dachte damals ein gläubiger, niederländiſcher Proteſtant.

Nachdem derſelbe wackere Republikaner aber vierzig Jahre lang die Früchte jener Erlöſung und die bittere Hefe jener Freiheit gekoſtet hatte, nachdem Oldenbarneveldt's Haupt calviniſtiſcher Tyrannei zum Opfer gefallen, Grotius in der Verbannung geſtorben war, nachdem der Dichter ſelbſt auf dem Gebiete ſeiner Kunſt, in der Literatur und auf dem Theater, wie in ſeinen innerſten religiöſen Gewiſſens-Angelegenheiten das viel härtere Joch des „freien Volkes" erfahren hatte, da blickte er, bereits an der Schwelle des Greiſenalters noch einmal ernſt und nachdenklich auf ſein „Paſchah", auf die vermeintliche Erlöſung ſeines Volkes, auf die zertrümmerten Ideale ſeiner Jugend zurück, und er durchſchaute dießmal den „Abfall" als „Abfall", als eine Nachahmung und Fortſetzung jener Rebellion, welche einſt den ſtolzen Engeln das Glück des Himmels gekoſtet hatte. Sein zweites Drama über den „Abfall der Niederlande" iſt noch heute der Stolz Hollands, das höchſte Meiſterwerk niederländiſcher Dramatik, als Vorläufer von Miltons „verlorenem Paradies" einer der großen Markſteine der Weltliteratur. Mag Calderon in ſeinem „Schisma von England", Shakeſpeare in ſeinem „Heinrich VIII." das äußere Getriebe der ſogen. Reformationsepoche lebendiger, farbenreicher, bühnengerechter dargeſtellt haben, ihre innere Pragmatik hat der Niederländer zum wenigſten ebenſo tief, großartig und echt dramatiſch gezeichnet. Der Dichter heißt „Vondel", ſeine Dichtung „Lucifer". Ich habe mich oft daran erholt, wenn ich Göthe's nichtsſagendes und unreines Liebesgezwitſcher kaum mehr weiterleſen konnte.

20. Ruhmvolle Quiescirung.

1788.

„Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich."

Göthe. Faust. II.

„Er wußte, wo es ihm die Wege verkürzte, seinen Adel, Minister und Excellenz wohl hervorzukehren: als Dichter und in seinen intimen Verhältnissen aber ist er immer unbefangen bürgerlich geblieben."

H. Grimm.

Für das Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach war Göthe's anderthalbjährige Abwesenheit kaum bemerkbar. Die kleine Staatsmaschine ging ruhig weiter. Der Geheimrath Schmidt trug „die Last des Staats", der Geheimrath Voigt besorgte das „Wasser"-Bergwerk in Ilmenau, der Wegcommissär Brunnquell baute eine neue Straße nach Jena, der Rath Kraus unterrichtete 30 junge Frauenzimmer im Zeichnen, der Meister vom Stuhl, Bode, machte eine Reise nach Paris, um der französischen Revolution voranzuhelfen[1], der Legationsrath Bertuch[2] verlegte sich

[1] Gutzkow, Unterhaltungen am häusl. Herd. 1854. II. 51. — Göthe's Werke (Hempel) XXIV. 857. 871. 872. — O. Jahn, Göthe's Briefe an G. Chr. Voigt. 121—134. — K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 66 ff.

[2] Die Literatur wurde in Weimar, nach Wielands Ausdruck, schon 1780 als lukrative „Manufaktur" betrieben. Herder hatte nicht nur „Ideen", sondern dazu immer leidige „Schulden" und mußte suchen, mit den Ideen gegen die Schulden aufzukommen. Wieland betrieb den „Merkur" geradezu als Geschäft, um sich und seine Familie durchzubringen. Über unsere „unvergleichliche deutsche Nationalliteratur" schreibt er den 16. April 1780 (Wagner. 1835. S. 237) an Merck: „Weimar spreizt sich von der literarischen Seite immer mehr auf. In diesem Jahre ziehen wir bereits mit drei Journalen zu Felde, die Acta Ecclesiastica nicht zu rechnen. Jagemann's Magazin der italienischen Literatur gibt eine Menge Notizen und wird Beifall finden und Absatz (!). Bertuch baut sich bloß mit dem, was ihm sein spanisches Magazin in Einem Jahre einträgt, ein schönes neues Haus in seinen Garten. Der versteht, wo Barthel den Most holt! Das Lustigste ist, daß er an den zwei ersten Bänden, die schon heraus sind, und über zwei Alphabete halten, kaum 5—6 Bogen selbst gemacht hat. Einem an Seele und Leib höchst armseligen

auf Nationalökonomie, verpachtete seinen schlau parcellirten Garten so, daß er 6% daraus schlug, schrieb sein Modejournal und eine Literaturzeitung und Göthe's Kammerdiener Seidel grüßte von Zeit zu Zeit sämmtliche Geheim- und andere Räthe im Namen seines Herrn und Meisters.

Der Herzog lebte ganz der hohen Politik. Noch im November 1786 ging er abermals nach Berlin, wo sein Freund, der Prinz von Preußen, unterdessen als Friedrich Wilhelm II. den Königsthron bestiegen hatte. Er wurde der vorzüglichste Rathgeber und Gehilfe des neuen Königs in Sachen des Fürstenbundes[1]. Die Hauptarbeit des Fürstenbundes ging zunächst darauf, die Wahl eines österreichischen Candidaten für die Coadjutor-Stelle in Mainz zu hintertreiben und statt dessen einen richtigen „deutschgesinnten" Mann zum künftigen Kurfürsten zu erheben. Karl August arbeitete hiefür in Deutschland, der Marquis Lucchesini wirkte als preußischer Bevollmächtigter, der Historiker Johannes Müller als kurmainzischer Agent am römischen Hof. Am 1. April 1787 gelangte ihr Plan zur Ausführung. Karl August's Freund, der Statthalter Dalberg, wurde mit einer Mehrheit von 15 Stimmen zum Coadjutor von Mainz erkoren. Der König von Preußen war höchlich zufrieden, die Erfurter Freimaurer hielten eine Freudenloge[2]. Mecklenburg-Schwerin

Lohnübersetzer, der ihm die Gatomachie und das erbauliche Leben des Gran Tacanno von Quevedo zusammen über 24 Bogen (freilich schlecht genug) übersetzt hat, gibt er 10 ℔ Summa summarum für seine saure Arbeit, und er selbst streicht deductis deducendis für jeden Band 1000 Thaler in den Sack. Denn die lieben Teutschen (Gott segne sie!), die sich in den Kopf gesetzt haben, daß er ein klassischer Schriftsteller und das Ideal eines vollkommenen Übersetzers ist, finden es nicht zu viel, ihm für sein Magazin jährlich vier Reichsthaler zu geben und er verkauft 1500 Exemplare. Voyez-Vous, so weit wirds weder der Hr. Br. noch ich in der Welt bringen ... Er ist nun einmal ein Schriftsteller, wie ihn die Teutschen brauchen und haben wollen, und so genießt er dessen auch." Als bei der Beamtenwahl in der Weimarer Loge 1808 Göthe gegen Bertuch als Candidat stand, wurde auch richtig nicht das „größte Genie Deutschlands" Meister vom Stuhl, sondern der Mann, welcher wußte, „wo Barthel den Most holt"! Die „Uneigennützigkeit" der klassischen „Nationalliteratur", oder, wie Wieland sagen würde „Nationalmanufaktur" ist hiermit über jede Beanstandung erhoben.

[1] Weyland (Faselius), Karl August. S. 13 ff. — Ranke, Werke. XXXI. und XXXII. 259 ff. Aktenstücke. 504 ff. — Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 63—142. — Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe I. 63—120. — Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 57—86. — Häusser, Deutsche Geschichte. 193—217. — Schmidt, Unionsbestrebungen. — Düntzer, Karl August I. 293 ff.

[2] Bei der Erhebung Sr. Exc. des bisherigen Statthalters zu Erfurt, Karl Theodor, Reichsfreiherrn von Dalberg zum Coadjutor u. s. w. In der □ C. z. d. d. R. i. gehalten den 19. Juni 1787 vom Br. Redner.

war schon am Anfang des Jahres dem Fürstenbund beigetreten. Am 6. Juni unterschrieb Dalberg den Unionstractat und die geheimen Artikel. Nachdem diese Wahlcampagne mit „geprägten“ [1] und ungeprägten Mitteln gewonnen war, arbeitete Karl August mit nicht geringerem Eifer daran, sich mit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Mainz über die weiteren praktischen Ziele des Fürstenbundes zu vereinbaren. Der Kurfürst drang vor Allem auf territoriale Sicherstellung seines Staates und deßhalb auf militärische Verstärkung der Festung Mainz.

Karl August dagegen wollte von Rüstungen und Subsidien nichts wissen, sondern betonte die Nothwendigkeit einer weitgehenden Reform der Reichsverfassung. Der Reichshofrath sollte eingeschränkt, die Visitation des Reichskammergerichts wieder aufgenommen, die ganze Reichsgesetzgebung verbessert werden. Während sich die Verhandlungen hierüber in die Länge zogen, wohnte der Herzog in Berlin den Manövern bei, begleitete den König zu den Revuen nach Schlesien und machte dann als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Holland mit. Auf der Hinreise im October und auf der Rückkehr im December wurden in Mainz wieder Reformverhandlungen gepflogen. Es war von einem Congreß deutscher Fürsten in Mainz die Rede. Karl August arbeitete weitläufige Reformpläne aus.

„Wir bauen hier,“ schrieb er am 11. Januar 1788 von Mainz aus an Herder, „emsig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzuführen. Der Coadjutor ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst. Ich bin sehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen und Sie dann zu fragen, ob sie uns loben, woran nicht wenig liegt.“ [2]

Der König von Preußen ernannte ihn um diese Zeit zum preußischen Generalmajor und übertrug ihm das Rohrische Küraſſierregiment, das in Aschersleben stationirt war. Er ging zu seinem Regiment, machte einige Zeit das „centaurische Leben“, d. h. die Exercierübungen mit, arbeitete aber nebenher und nachher emsig an den Angelegenheiten des Fürstenbundes weiter. Sehr interessant ist sein Schreiben an den kur-

[1] Brief Karl Augusts an Knebel vom 4. April 1787. — Schöll, Karl-August-Büchlein S. 68. „Die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, sind nicht werth, daß man sie nennt; gewiß ist kein Groschen dabei verunreut worden.“ — Es waren doch 180 000 Gulden!! S. die Quittung bei Beaulieu-Marconnay. Dalberg. I. 97.

[2] Schöll a. a. O. S. 70.

sächsischen Minister Löben in Dresden (vom 30. März 1788), das er selbst französisch (!) concipirte und von Knebel in's Deutsche übersetzen ließ.

Die entschiedenste preußische Politik ist darin sehr anmuthig mit der Hoffnung verbunden: „Daß alter teutscher Sinn und Denkungsart noch unter uns zu erwecken sey; trotz aller Hindernisse, welche die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legt." „Man hoffte," heißt es dann weiter, „daß der träge Schlummergeist, der Teutschland seit dem Westphälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreut werden könnte, und daß mit diesem Kranze die teutsche Union sich als ein wahres wirksames Corps zur Aufrechterhaltung teutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze, zuletzt schmücken sollte. Auf diese Art sah man das, was bisher geschehen, und was geschickte Hände zu diesem Bunde bereitet hatten, nur als die Anlage an, nur als den Grund, worauf das fernere Gebäude sollte errichtet werden." Nun war das Gebäude, d. h. ein erneuertes Deutschland, mit preußischer Spitze und größerer Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten, durch die Theilnahmslosigkeit der letzteren schon in's Wanken gekommen. „Mein Wunsch ist," sagt der Herzog zum Schluß, „dem Einsturz eines Gebäudes zuvorzukommen, dessen Grundfeste eben erst gelegt worden, das unserer Denkungsart, unserem Jahrhundert Ehre machen sollte, und welches, wenn es nicht sollte erhalten werden können, wenigstens durch meine Schuld nicht ist vernachlässigt worden." [1]

Während der Herzog so den bereits wankenden Fürstenbund als diplomatischer Pfeiler zu stützen suchte, weihte sich sein kleiner Hof, wie ehedem, nur stiller als in der Genieperiode, geselligem Vergnügen und aller Art von künstlerischer Dilettanterie. Herzogin Luise widmete sich still und zurückgezogen der Erziehung ihres Prinzen. Anna Amalia hielt ihre literarischen Thees und Gesellschaften, studirte italienisch und griechisch, zeichnete und musicirte. Wieland plagte sich an seinem Merkur, Herder an seinen Ideen. Auf Schiller, der im Sommer 1787 für etliche Zeit nach Weimar kam, machte Stadt und Hof einen sehr ärmlichen Eindruck. Doch imponirte ihm die kleine, gewählte Gesellschaft. „Wieland und seine äußerst gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold; Herder und seine Frau, beide voll Geist und Genie; Bertuch und seine Frau (welche im Umgang recht sehr genießbar sind); Bode, Voigt, Hufeland, Riedel, Schmidt und seine Tochter (welche immer so viel werth sind als die guten Dresdener Menschen), die Schröder, die Frau von Stein und ihre Schwester, die Imhof, Knebel und noch andere — lauter Menschen, die man an einem Ort nie beisammen findet", meinte er, könnten für ihn

[1] Ranke a. a. O. S. 527—532

und seinen Freund Körner einen schönen Hintergrund abgeben. „Der Herzog und alle Weimaraner würden gewinnen, und ich, der ich mich von Euch nicht trennen würde, könnte dann auch hier existiren.“ Augenblicklich aber fand er die Verhältnisse noch keineswegs ideal.

„Göthe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz, eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben.“ [1]

Mit diesem Einfluß fand er in Weimar bereits einen förmlichen Göthe-Cultus verbunden, und der wärmste der Anbeter war Herder.

„Göthe wurde von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist. — Seine Reise nach Italien hat er von Kindheit an schon im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Gesundheit hat sie nöthig gemacht. Er soll dort im Zeichnen große Schritte gethan haben. Man sagt, daß er sich sehr erholt habe, aber schwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde.“ [2]

Schiller war längst wieder von Weimar fort, der Herzog dagegen von Aschersleben zurück, als Göthe — am 18. Juni 1788 Abends wieder von Rom heimkehrte. Er hatte sich für die Rückreise wenig Zeit gegönnt. Am 22. April verließ er Rom. Nach einem kurzen Aufenthalte in Florenz und in Mailand langte er schon Anfangs Juni in Konstanz an. Obwohl längst erwartet, verursachte seine Rückkehr doch großen Jubel. Alles drängte sich um ihn. Fast täglich mußte er an

[1] Göbeke a. a. O. I. 87.

[2] Daf. 88. 89.

der Hoftafel speisen. Der Prinz von Gotha und der Herzog von Meiningen hörten mit gespanntem Interesse die Berichte des Reisenden an. Die Herzogin-Mutter und Herder, welche nun ebenfalls ins Land der blühenden Citronen reisen wollten, ließen sich Alles einzeln erklären. Die fünf Bände der gesammelten Schriften hatten den Ruf des Dichters neu aufgefrischt. Für die folgenden Bände brachte er, wenn auch kein größeres vollendetes Werk, so doch manche kleinere Sachen und Sächelchen mit. Ganze Mappen voll Zeichnungen, Skizzen, Pläne illustrirten die Schilderungen des Dichters, der ganz voll von Italien war; und wenn er, haushälterischer und gemessener als früher, seiner Begeisterung Luft machte, so währte die Unterhaltung um so länger und wurde der Gefeierte um so ehrfurchtsvoller angestaunt.

Für seine künftige Stellung hatte er noch von Rom aus gesorgt, d. h. im Grunde sowohl als Minister wie auch als Factotum bei Hofe abgedankt und sich selbst zur Disposition gestellt, aber in so fein diplomatischer Weise, daß seine politische Quiescirung sich zu einem wahren Triumph gestaltete. Sein Brief darüber ist ein diplomatischer Meisterzug[1]. Nachdem er dem Herzog seine Rückkehr und deren Reiseroute angegeben, fährt er fort:

„Wie ich nun nach diesen Aspekten erst in der Hälfte Juni anlangen könnte, so würde ich noch eine Bitte hinzufügen, daß Sie mir nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist, bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glücks Manches hat leiden lassen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in den Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstbetrachtungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen."

„Ich darf wohl sagen: Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und benützen."

In der zartesten und elegantesten Weise versicherte er den Herzog dann, daß er nunmehr weit genug sei, selbst — ohne Mentor — zu regieren. Für sich bat er nur um ein bescheidenes Plätzchen als Gast. Die Kammerpräsidentschaft mit dem Kriegsministerium sollte der Geheimrath Schmidt, der diese Stellen während der Reise provisorisch verwaltet

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 113—118.

hatte, nunmehr definitiv übernehmen. Als zweiten Mann für die Administration empfahl er den früheren Jugendgenossen des Herzogs, den jetzigen Kammerherrn und Oberforstmeister von Wedel. Er selbst wollte mit einer responsabeln Finanzverwaltung nichts mehr zu schaffen haben, sondern höchstens allenfalls seinem Nachfolger hie und da einen vertraulichen Wink ertheilen. Sein Fiasko als Finanzminister gestand er, wenn auch in etwas verblümter Weise, ein:

„Hätte ich beim Antritt meiner Interims-Administration mehr Kenntniß des Details in denen damals einigermaßen verworrenen Zuständen, mehr Entschlossenheit bei einem allgemeinen öffentlichen und heimlichen Widersetzen, mehr Festigkeit gehabt, so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wol gar Schiefheit ersparen können. Es war nur Ihnen selbst mit der Zeit vorbehalten, zu thun, was unter andern Verhältnissen Andere nur gewünscht hatten."

Zum Schluß dankte er mit den tiefsten Bücklingen nochmals ganz vollständig ab:

„In dem Geiste und Sinne, wie ich Sie handeln sehe, können Sie nichts thun, was nicht auch mir sowohl fürs Ganze als für mein Individuum wünschenswerth erscheinen sollte. Selbst wird es mir Freude machen, in eine eingerichtete Haushaltung zu treten, so viele schwankende Gemüther, welche theils durch Ihre Abwesenheit, theils durch unbestimmte Lagen zweifelhaft und ängstlich waren, beruhigt zu finden, und nicht als Einer, der ordnen und entscheiden hilft, sondern als Einer, der sich in das Entschiedene und Geordnete mit Freuden fügt, aufzutreten. Sie sind gut berathen und werden es nach der Art, wie Sie zu Werke gehen, immer besser sein."

Man kann sich kaum der Heiterkeit erwehren, wenn man diese spiralartig gewundene, fein gedrechselte Höflingssprache mit den souveränen Orakelsprüchen vergleicht, welche Göthe noch vor wenigen Jahren über seinen Karl ergehen ließ, oder mit den gradlinigen und stallduftenden Kraftausdrücken, mit denen er schon bei Übernahme des Regiments das Nichtige dieser zeitlichen Herrlichkeit charakterisirte und die sich nur mit . . . . . wieder geben lassen. Es war wirklich eine Bekehrung vorgegangen, der Student war Philister, und der Minister ergebenster Hofpoet geworden.

Karl August nahm die Demission an, machte sie aber so ehrenvoll als möglich. Der von Göthe pratrocinirte Schmidt wurde Kammerpräsident, der ihm ebenso genehme Voigt in die Kammer berufen. In der Bergwerkskommission behielt Göthe einstweilen seinen Sitz bei.

Sein Titel als Geheimrath und sein Jahresgehalt von 1800 Thalern blieb gesichert, den langweiligen Conseilssitzungen brauchte er aber fürder nicht beizuwohnen. Dasselbe herzogliche Rescript an die Kammer, durch welches Schmidt zu deren Präsidenten ernannt wurde, eröffnete zugleich, daß der inzwischen vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhobene, geheime Rath von Göthe, „um in beständiger Connexion mit den Kammer-Angelegenheiten zu bleiben," berechtigt sei, „den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für Uns (den Herzog) selbst bestimmten Stuhle zu nehmen"[1].

Großmüthiger konnte der Herzog nicht handeln. Er nahm Göthe alle Sorge und Verantwortlichkeit ab und setzte ihn dafür als Hospitanten auf den eigenen Fürstenstuhl. Artiger ist vielleicht nie der Krach und die Demission eines Ministers verzuckert worden. Karl August war nicht vergeblich Göthe's Schüler am Liebhabertheater gewesen. Zum vollen Triumphe fehlte nichts, als daß Göthe noch die Hand einer hohen Dame, zum wenigsten einer schönen Gräfin erhalten hätte. Mit etwas Geduld hätte sich vielleicht auch das erringen lassen; aber er war jetzt schon 39 Jahre alt — und hatte nicht mehr die Geduld, auf eine solche Ergänzung seiner fürstlichen Hofpoetenstellung zu warten.

[1] Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834. S. 5.

21. Chriſtiane Vulpius.

1788—1790.

„Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft. Zu rechter Zeit hätte Göthe gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da ſeine Exiſtenz. Das andere Geſchlecht hatte eine höhere Beſtimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Erſatz."

Körner an Schiller. 27. Oct. 1800.

„Euch darf ich's wohl geſtehen — ſeit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt."

Göthe. Unterh. m. d. Kanzler v. Müller.

Zehn Jahre lang hatte Göthe die Oberſtallmeiſterin Charlotte Freifrau von Stein ſeiner einzigen, ausſchließlichen, ewigen und unwandelbaren Liebe verſichert. Sie war ſein Engel, ſeine Beichtigerin, ſeine Seelenführerin, ſeine Beſänftigerin, ſeine Geliebte, ſeine Einzige, ſeine Madonna, ſeine Sonne, ſein Alpha und Omega. Gott und Welt, Natur und Kunſt, Himmel und Erde hatte er ihr zu Füßen gelegt. Was bis dahin noch keinem der verrückteſten Liebespoeten geglückt war, das war ihm geglückt: Zehn Jahre lang mit unermüdlicher Beharrlichkeit an dieſelbe Dulcinea Liebesbriefe zu ſchreiben. Sie hatte den kleinſten Zettel aufbewahrt, wie ein Heiligthum, einen koſtbaren Schatz. Dieſe Heiligthümer waren zu einem ganzen Archiv angewachſen. Noch von Italien aus erhielt ſie, allerdings mit vielen Reticenzen und puren Reſervationen, ſeine monatliche Beicht — den Rahm, die Blüthe der italieniſchen Reiſe. Ihr Verhältniß zu Göthe erhob ſie in Schillers Augen zu der bedeutendſten Frau am Hofe[1]. Noch von Palermo aus ſchrieb ihr Göthe in dem thränenfeuchten Stil der Wertherzeit:

Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich. Ich habe ſchon Freudenthränen vergoſſen, daß ich Euch Freude machen werde. — Lebe wohl, Geliebteſte! Mein Herz iſt bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abweſenheit Alles gleichſam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwiſchen uns

[1] Göbeke a. a. O.

stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." [1]

Nun war er wieder da. Er hatte den Blick an hundert Götterstatuen geläutert, die „Flamme der Treue" war von andern Phänomenen aufgezehrt. Er war fröhlich, aber seine Freude galt nicht dem Wiedersehen, sondern dem Zauber der Kunst, dem unvergeßlichen Italien. Er sah Charlotte nicht mehr mit dem Blick des Träumers an. Er bemerkte ihre mehr als 40 Jahre, und fühlte keine Lust, die tägliche Billetpost mit ihr wieder zu eröffnen. Die fein gebildete Baronin, die frühere Sonne seines Lebens trat in die Reihe der Personen zurück, mit denen sich eine nützliche freundschaftliche Liaison unterhalten läßt. Sie konnte ihm allenfalls behilflich sein, die Masse seiner Lebenserinnerungen für die weiteren Bände seiner Schriften zu verwerthen. Sie hatten sich geliebt und Göthe strich keine seiner Geliebten aus dem Buche seiner Erinnerung. Er mied deßhalb einen offenen Bruch mit ihr, wagte keine offene Erklärung, die einen solchen herbeiführen konnte, nahm aber den Faden seines Romans nicht wieder auf.

Noch kaum einen Monat war er wieder in Weimar, da begegnete ihm im Park eine kleine Blondine von 23 Jahren, Christiane Vulpius mit Namen, und überreichte ihm eine Bittschrift. Sie war Waise. Ihr Vater war Amtsarchivar gewesen, hatte aber schon einige Zeit vor seinem Tod (1786) seine Stelle niederlegen müssen. Ihr älterer Bruder Christian August hatte Jura studirt, vorläufig keine Anstellung gefunden. Er suchte sich nun mit literarischen Arbeiten und Schreiberdiensten durchzuschlagen; aber eben war ihm sein Dienst als Sekretär gekündigt und deßhalb wandte er sich an Göthe. Christiane, die keine feinere Bildung erhalten hatte, aber gut kochen und nähen konnte, arbeitete als Blumenmacherin in Bertuchs Fabrik. Das arme Fabrikmädchen war nicht von feiner, idealer Schönheit, aber gesund, munter und drall. Sie hatte, wie ein Gerücht besagt, schon bei einem Besuch in der Fabrik die Aufmerksamkeit Göthe's erregt. Genug, sie gefiel ihm, und er beantwortete die Bittschrift damit, daß er sich in sie verliebte und sie zu seiner Concubine nahm [2].

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXIV. 776.

[2] Düntzer, Karl August. I. 304. „In einem unbewachten Augenblicke ließ er sich leidenschaftlich hinreißen und so ward sie am 13. Juli ganz die Seine, obgleich das Verhältniß zunächst geheim blieb." In Göthe's Leben. 1882. S. 420 sagt er: „Göthe soll Christianen in sein Gartenhaus bestellt haben. Wir wissen

Das ist kein schönes Wort, aber es ist das einzige, was dieses neue Verhältniß schlicht und recht bezeichnet. Eine officielle Ehe wollte Göthe nicht eingehen; er erfüllte weder die religiösen, noch die bürgerlichen Formalitäten, an welche die Eingehung einer Ehe im Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach geknüpft war. Noch gegen das Ende seines Lebens erklärte er: „Fast alle Gesetze seien Syntheſen des Unmöglichen: z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postulire.“ [1]

Um seinen unsterblichen Ruhm bei denjenigen aufrecht zu erhalten, welche die Ehe nicht als eine Syntheſe des Unmöglichen, sondern als die naturrechtliche, geheiligte Grundlage des ganzen socialen Lebens betrachten, hat man das mehr als zweideutige Verhältniß eine „Gewissensehe“ genannt. Das ist aber willkürliche Schönfärberei. Noch Monate lang, nachdem der angebliche Gewissensbund geschlossen, nahm Göthe die junge Blumenmacherin nicht in sein Haus auf, fast zwanzig Jahre lang unterschrieb sie sich noch „Christiana Vulpius“ [2], nicht Frau von Göthe; erst als sie ihm das erste Kind geboren, lebte er offen mit ihr zusammen. Erst 1806 führte er sie zum Altar und ließ seinen August legitimiren. Göthe's Mutter sah das Verhältniß nicht für eine Ehe an. Sie nannte Christiane seinen „Bettschatz“ [3]. Göthe selbst sprach noch Jahre lang nicht von seiner Gemahlin, sondern nur von seinem „Mädchen“. „Ich sehne mich,“ schreibt er an den Generalsuperintendenten Herder von Ruhla aus, „herzlich nach Hause, meine Freunde und *ein kleines Erotikon* wieder zufinden, dessen Existenz die Frau (Herders Frau, Caroline) dir wohl wird vertraut haben.“ Noch deutlichere Stellen, wie antik-realistisch er das Verhältniß nahm, entziehen sich der Mittheilung [4]. Wenn man sein

---

nur, daß er Sonntags, den 13. Juli, noch keine vier Wochen nach seiner Rückkehr, seine Gewissensehe mit der Glücklichen (!) schloß.“ So beginnt der dritte Theil der Düntzer'schen „Mystik“.

[1] *Burkhardt*, Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. S. 71. Ein andermal sagte er: „So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine Cultur-Errungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich *unnatürlich* sei.“!!

[2] Briefe von *Göthe* ꝛc. an Nicolaus Meyer. Leipzig 1850. S. 68—103. Im August 1806 unterschreibt sie sich zum ersten Male: „*Chr. von Göthe*.“ S. 105.

[3] *Keil*, Frau Rath. S. 318. — Sie nennt sie auch „Liebchen“, S. 314 das., aber nicht „Frau“.

[4] Aus *Herders* Nachlaß. I. 113. 116. 130. Zur letzteren Stelle, welche nicht über den ideellen Gesichtskreis eines liederlichen Bauernburschen oder der „Chri-

Verhältniß zu Christiane nichtsdestoweniger eine „Gewissensehe" nennen will, dann kann man getrost auch an die Liebesverhältnisse Ovids diesen Euphemismus verschwenden. Von dem Ernst, der Würde und Weihe, welche die Ehe selbst bei barbarischen Völkern besitzt, ist in den Dichtungen dieser Zeit nichts zu spüren; es qualmt in ihnen nur jene glatte, üppige Sinnenlust, welche die erotische Dichtung eines Ovid zugleich charakterisirt und entwürdigt.

Schon der Umstand, daß Göthe mit seinem Verhältniß nicht offen hervorzutreten wagte, zeigt, daß er nicht guten Gewissens war. Wie ein Dieb nur konnte er zu Christiane schleichen; er wagte es nicht, sich öffentlich mit ihr zu zeigen. Nur nach und nach theilte er sein „süßes Geheimniß" Einzelnen mit und tastete, ob die Weimarer Gesellschaft seinen völligen Bruch mit Sitte, Religion und Herkommen wohl ertragen könnte. Die Religion mochte ihm allerdings wenig Bedenken machen, da er längst sich dem Evangelium der fünf Sinne zugewandt und das Haupt der Weimarischen Kirche, der Generalsuperintendent Herder, an dem „Erotikon" keinen Anstoß nahm. Aber um so mehr war die Eifersucht und die Klatschsucht der Weimarer Damen zu fürchten[1]. Vereinzelt waren auch einige dabei, welchen, wie der Herzogin Louise, das Institut der Ehe nicht als „eine gesetzliche Unmöglichkeit" galt. Am meisten fürchtete Göthe aber die Frau von Stein, die ihr ganzes Herz an ihn gehängt, ihn für immer an sich gefesselt glaubte. Welch ein Schlag mußte es für die zartfühlende, hochgebildete, enthusiastisch liebende Freifrau sein, sich von einem rohen Fabrikmädchen verdrängt zu sehen! Bei ihrer Kränklichkeit konnte ihr die Entdeckung vollends den Rest ihrer Gesundheit kosten. Göthe selbst hing noch an ihr. Ihr Unwille konnte ihm nicht gleichgültig sein, nachdem sie zehn Jahre lang

---

fiel von Artern" hinausgeht, bemerkt Frese mit Recht: „So schrieb damals ein Minister an einen Generalsuperintendenten!" Lewes (Frese) II. 122.

[1] „Die Geschichtschreiber der ‚Glanzzeit' Weimars streifen zwar über diese schmutzige Rückseite der glänzenden Medaille meist nur ganz leise hinweg oder suchen dem Publikum nur die Glanzseite zu zeigen; aber um so mehr überzeugt man sich, daß ‚Klatsch' oder ‚Skandalsucht' eine der Hauptleidenschaften der sogenannten ‚guten' Gesellschaft von Weimar bildeten." Blätter f. lit. Unterh. 1861. I. 439. — Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 228. — Als „intriguante Klatsch-Schwestern" werden besonders die Frau v. Schardt und die Frau v. Kalb erwähnt, mit denen indeß Göthe zeitweilig sehr freundschaftlich stand. S. Bl. f. lit. Unterh. 1860. II. 695. Sie dienen jetzt gewöhnlich als Blitzableiter, um das Odium auf sie zu wälzen, das Göthe's unsaubere Affairen selbst verdienen. Doch beruht ihr sogen. „Klatsch" vielfach auf durchaus verbürgten Thatsachen.

sein vollstes Vertrauen besessen und fast alle Geheimnisse seines Lebens vernommen hatte [1].

Mit dem bösen Gewissen eines Verräthers schlich er jetzt um sie herum, verbarg ihr die schon erfolgte Katastrophe ihres zehnjährigen gemeinschaftlichen Romans, ja gerade unmittelbar, nachdem er Christianens Bittschrift entgegengenommen, fing er wieder an, dann und wann ein Blatt an Frau von Stein zu schreiben. Sie fühlte mit ihrem feinen Takt bald, daß eine erstaunliche Veränderung sich zugetragen. Um so ängstlicher verbarg er deren Ursache, und suchte das frühere Liebesverhältniß langsam, vorsichtig, ohne Eclat zu einer gewöhnlichen literarischen Freundschaft umzugestalten. Er bat sie „es nicht zu genau mit seinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen" zu nehmen, ihr dürfe er schon gestehen, daß sein Inneres nicht wie sein Äußeres sei. Er versprach, ihr den achten Band seiner Werke zur Durchsicht zu übergeben, redete ihr von seinem Tasso, ließ sich von ihr ein Frühstück schicken und bat um ihre Liebe — genau wie ehedem [2]. So geschickt er sie zu täuschen suchte, vermochte er es doch nur halb. Die scharfblickende Frau ließ sich mit diesen Liebesversicherungen im alten Stil nicht beruhigen. „Vergib mir, meine Liebe," schrieb er ihr jetzt, „wenn mein letzter Brief ein wenig confus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen." Mit der größten scheinbaren Gleichgiltigkeit verlangte er von ihr seine italienischen Reisebriefe zurück, um, wie er sagte, etwas für Wielands Merkur daraus zusammenzuschreiben. Sie händigte ihm dieselben ein, und er lieferte für das Octoberheft eine Anzahl von Aufsätzen unter dem Titel „Auszüge aus einem Reisejournal" [3].

Während der Reise Herders in Italien besuchte Göthe dessen Frau so häufig, daß sich die Eifersucht der Frau von Stein für einige Zeit auf diese lenkte und Herder selbst in Italien für die Tugend seiner Frau bange ward [4]. So fühlte Göthe sein eigentliches Geheimniß um so sicherer

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 335—337. — Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 288—320.

[2] Schöll a. a. O. III. 305. [3] Schöll a. a. O. III. 307.

[4] Letztere war, wie H. Marggraff sagt, „heftig und leidenschaftlich sinnlich". Dabei gab sie viel auf Träume und sogar auf Kartenorakel (s. Bl. f. lit. Unterh. 1860. II. 694). — Göthe erzählte ihr so viel von seinem leichtfertigen Leben und von seinen „Buhlereien" in Rom, daß sie an der ehelichen Treue ihres Mannes zu zweifeln begann und sogar im Traum von häßlichen Vorstellungen darüber gefoltert wurde.

und bewahrte es vor den Augen Charlotte's bis in das folgende Jahr hinein. Unbeschreiblich groß war ihre Aufregung, als sie im März 1789 endlich die wirkliche Sachlage erfuhr. Vergeblich suchte Göthe sie zu besänftigen:

„Wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich sollst Du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören." [1]

Das war der Frau von Stein zu viel. Sie konnte sich nicht darein finden, einen Menschen weiter zu lieben, der so orientalisch mit der Liebe umsprang und von ihr verlangte, die Nebensonne des ersten besten Fabrikmädchens zu sein. Vor Schmerz und Gram erkrankte sie ernstlich. „Die Stein," schrieb Herders Frau um diese Zeit (8. Mai), „ist sehr, sehr unglücklich und Göthe beträgt sich nicht hübsch. Da die Unglücklichen immer unter der Zahl der Heiligen bei mir sind, so steht auch sie jetzt bei mir in dieser Zahl, und ich fürchte, der Kummer verkürzt ihr das Leben. — Er hat sein Herz, wie sie glaubt, ganz von ihr gewendet, und sich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine H... vorher gewesen, geschenkt." [2] Auf ärztlichen Rath mußte die kranke Frau im Mai ein Bad am Rhein aufsuchen. Sie ließ Göthe einen Brief zurück, den er am 1. Juni mit folgender Epistel erwiederte:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein, und nicht zu verletzen.

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht

---

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 326.

[2] Düntzer, Karl August. I. 331. 332. Für die Qualification, welche Herders Frau hier dem „Erotikon" gibt, liegt sonst kein weiteres Zeugniß vor. Jedenfalls würde sich ein wirklich ehrenhaftes Mädchen nicht so leicht zu einem so traurigen Verhältniß entschlossen haben, das ihm gar keine Garantie des Bestandes — nicht einmal den Schein einer Ehe bot.

voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, so hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen.

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

Das war eitel Spiegelfechterei. Weßhalb er nach Weimar zurückkehrte, ist in seinen Briefen an den Herzog deutlich genug ausgedrückt. Er wollte seine sichere und gute Stellung behalten, um seine gesammelten Werke zu vollenden. Daß er in Weimar wiedergefunden, was er in Italien verlassen, bezeugen die römischen Elegien, in welchen er Christiane's Liebe bejubelt:

„Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei! Dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom! Doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom [1].

Obwohl er sich seiner Doppelzüngigkeit bewußt sein mußte, war er anmaßend genug, der schwerbeleidigten Frau gegenüber den Verletzten zu spielen und ihr die ganze Entfremdung zur Last zu legen. Ja, er ging noch weiter, brandmarkte die neue Geliebte selbst als „ein armes Geschöpf" und schrieb schließlich die wohlbegründete Aufregung Charlotte's anstatt seiner eigenen Untreue dem Kaffee zu:

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herder, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

„Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 18.

„Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber das gestehe ich gern, die Art wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

„Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte.

„Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch (!) zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen und das Du, aus Liebe zu mir (!), auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf daß Du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig. Der Prinz befindet sich frisch und munter. G." [1]

Das war deutsche Treue und — reine Natur! Das war wieder die Uneigennützigkeit, die man bei Spinoza lernte!

Frau von Stein schrieb über den Brief ein O!!! Vergeblich suchte Göthe acht Tage später noch einmal, sie zu calmiren und neben seiner „Odaliske für häusliche Zwecke" sich auch eine „Freundin für sein ideales und literarisches Leben" zu erhalten. Vergeblich legte er seine Seelenführung in ihre Hand: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gerne bitten: hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht." Frau von Stein fühlte wohl, daß es sich hier nicht mehr um Seelenführung handelte; sie hatte keine Lust, die Muse des glücklichen Pascha von Weimar zu werden. Sie scheint ihm jahrelang nicht geantwortet zu haben. Wenigstens findet sich aus den nächsten Jahren keine Spur eines Briefwechsels. Dagegen existirt ein kleines Drama „Dido" [2],

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 327 ff.

[2] Dido, Trauerspiel in 5 Aufz., hrsg. von H. Düntzer. Frankfurt a. M. 1867. — Vgl. Düntzer, Charlotte v. Stein und Corona Schröter. S. 11. 12.

das sie im Jahre 1794 vollendete und von dem sich eine Abschrift unter den Papieren Charlotte's von Schiller vorfand.

Unter den Personen desselben sind unschwer die Hauptpersonen des damaligen Weimar zu erkennen. Jarbas stellt den Herzog Karl August vor, der Dichter Ogon seinen Freund Göthe, Aratus den industriellen Gründer Bertuch. Der Priester Albicerio ist Herder, der Philosoph Dodus Knebel, Elissa die Frau von Stein. In einem Gespräch Ogons mit Aratus läßt sie Ogon-Göthe seine Bekehrung vom Idealismus zum Realismus in folgender Weise beschreiben:

Ogon: Höre Aratus, ich will Dir nur die Wahrheit gestehen. Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also was ich Dir vorher sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr.

In einer andern Scene zwischen Ogon und Elissa stellt sie sein genußsüchtiges Treiben ihrem weiblichen Stillleben gegenüber, dessen andächtigster Verehrer er einstens war:

Ogon (der sich überall im Zimmer umsieht): Du bist ein gleichförmiges Wesen; Jahre lang sah ich dies Zimmer nicht und noch ist alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen.

Elissa: Sag lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Ersatz dessen, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten.

Ogon: Und das machst Du wohl zur Tugend?

Elissa: Nicht so wie Du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist.

Ogon: Du betrügst Dich.

Elissa: Einmal betrog ich mich in Dir, jetzt aber seh ich allzugut, ohngeacht des schönen Kammstrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners und diesem ist kein Gelübde heilig."[1]

— Augsb. Allgem. Ztg. 1863. Beil. Nr. 246. — Bl. f. lit. Unterh. 1863. II. 742. — Lewes (Frese) II. 574—576.

[1] Mehr als naiv ist es, wenn Dr. Otto Volger in Bezug auf diese herbe Satire bemerkt: „Jeder Freund Göthe's wird nach dieser Veröffentlichung getröstet aufathmend fragen: „Also Schlimmeres wußte sie (die von Leidenschaft hingerissene Frau) nicht zu bringen?!" Sind die Bockshörner und Hufe des Faunes denn nicht

Die hierin liegende Anschuldigung hat Göthe selbst theilweise in dem folgenden Epigramm anerkannt, nur seine „Treue und Frömmigkeit" versuchte er zu retten:

„Frech wohl bin ich geworden, es ist kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu." [1]

Doch weht in einem gleichzeitigen Epigramm ein Pessimismus, der nahe an Verzweiflung an aller, auch der eigenen Treue grenzt:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund."

Frau von Stein, welcher diese Epigramme einige Jahre später, während einer schweren Krankheit, vorgelesen wurden, schrieb mit Bezug auf dieselben:

„Ich kann immer das Epigramm: ‚Frech wohl bin ich geworden', das man mir eben vorlas, als ich so krank war, nicht aus dem Kopf kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentale Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und ist wirklich kein Schuft." [2]

Während die schwergekränkte Frau ihren Gram im Stillen verzehrte, gab sich Göthe mit faunischem Jubel dem neuen Verhältniß hin. Er verlegte es im Geiste nach Rom zurück, umkleidete es mit den Erinnerungen der großen Weltstadt, ihrer Pracht und Herrlichkeit, verband es mit den lüsternen Bildern, Situationen und Gefühlen Ovids und verherrlichte in den formvollendetsten Distichen die sinnliche Wollust, in der er das höchste Lebensglück gefunden zu haben glaubte. Seine „Römi-

schlimm genug? Ist damit der Beweis erbracht, daß ihr Verhältniß zu dem faunischen Ogon unschuldig war? Viel richtiger scheint mir H. Marggraff zu folgern, wenn er sagt: „Wir haben an dem Trauerspiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars ‚goldene Tage' für Weimar selbst doch nicht lauteres Gold waren, und daß Knebel, Herder und Caroline schwerlich so unrecht hatten, wenn sie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des Weimarischen Lebens bittere Klage führten." Blätter für lit. Unterh. 1863. S. 742. Und Düntzer selbst sagt von der unglücklichen Frau: „Die Blüthe ihres Lebens war mit dieser vermeintlichen Untreue zerstört, ihr Herz gebrochen, ihr ganzes geträumtes Lebensglück zerstoben." — Düntzer, Charlotte von Stein. II. 525. — Das genügt, um zu beweisen, daß sie ihn nicht bloß platonisch geliebt, und daß er an ihr wie ein herzloser Egoist gehandelt hat. — S. Dido, S. 13. 41. 42.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 151.

[2] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. II. Bd. — Blätter für lit. Unterh. 1863. II. 838.

schen Elegien" könnte Ovid selbst geschrieben haben[1]. Als erfahrener und weiser Epikuräer hütete sich Göthe indeß, dem Genuß sowohl wie dieser Poesie des Genusses vollständig die Zügel schießen zu lassen. Da Frau von Stein sich nicht zur Balancirstange hergeben wollte, um das „Verhältniß" vor Ausartung zu bewahren, so suchte er ein gewisses Gleichgewicht durch Studium, Lectüre, Beobachtung und idealere Poesie zu gewinnen.

Er arbeitete vor Allem am Tasso weiter, der um die Zeit des Kaffeebriefes schon nahezu vollendet war und nur noch feinerer Durchfeilung bedurfte. Obwohl ihn dieses längst geplante und viel besprochene Stück fortwährend an Frau von Stein erinnern mußte, unter deren „Führung" er es einst begonnen, so besaß er doch spinozistische Moral genug, um sich während der Ausarbeitung nicht von Gefühlen der Demuth und Reue beschleichen zu lassen. Das Schmerzliche, das die Erinnerung mit sich brachte, war nicht ungeeignet, für das tragische Loos des Helden die geeignete Stimmung herbeizuführen. Als festen und klugen Antonio konnte er sich dann der eigenen trüberen Stimmung und den Äußerungen des Publikums gegenüberstellen, welche sich über sein „Verhältniß" entrüsten wollten. Die Erinnerungen seines früheren ministeriellen Lebens, seine Kämpfe mit Fritsch, der innere Zwiespalt zwischen Politik und Poesie, den er so schmerzlich empfunden, seine Verehrung für Herzogin Luise, seine Stellung zum Herzog, seine frühere Liebe zur Frau von Stein, das Alles mischte sich sonderbar mit den Gefühlen seiner jetzigen Lage, seinen altrömischen Freuden und seinem Widerspruch zum conventionellen Leben: aus der Mischung dieser Eindrücke erhielt Tasso eine ganz andere Gestalt, als er ihm in Italien hatte geben wollen. Unter dem Einfluß des Prosodikers Moritz, der ihn noch im December 1788 in Weimar besuchte, schöpfte er Muth, dem tiefgedachten Seelengemälde die feinste äußere Form zu verleihen. Die Ausführung selbst erheischte den beharrlichsten Fleiß, der Gegenstand führte zu den edleren Eindrücken zurück, die Göthe aus Italien nach Hause gebracht. So war ein Gegengewicht geschaffen, daß er nicht ganz zum „Humanismus des Bordells" herabsank, wie man füglich die Richtung der „Elegien" nennen könnte, sondern sich sogar zu einer ähnlichen idealen Höhe erschwang, wie in der Iphigenie.

Eine Mittelstellung zwischen Göthe's ernsterer Poesie und seiner

[1] Sie verherrlichen den Sinnengenuß in völlig heidnischem Geiste.

frivolen Erotik nehmen seine naturwissenschaftlichen, vor Allem jetzt botanischen Studien ein.

„Es kam," sagt Virchow[1], „die Zeit, wo die Natur nicht mehr dachte und nicht mehr sann, wo sie nicht mehr durch das Herz sprach, die Zeit der Beobachtung und Forschung, der Zergliederung und Analyse. In Italien war es, wo sich diese Metamorphose vollendete, und als er heimkehrte, stolzer fast auf die Entdeckung der Urpflanze und der daran sich knüpfenden Gesetze der Morphologie überhaupt, als auf die Vollendung von Egmont und Iphigenie, da wandte sich sein frohlockender Gesang bald (sic!) nicht mehr an die stolze Freifrau, sondern an das arme Mädchen, das seinem Hause endlich die Ruhe gab. Jetzt spricht die Natur nicht mehr durch den Mund der Liebe, sondern die Liebe erschließt sich selbst als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur."

Nüchterner ausgedrückt will das so viel sagen, daß Göthe den morphologischen Aufbau und die Entwicklung der Pflanze mit vielem Eifer studirte, sich wie früher bei Fachmännern darüber Raths erholte, die verschiedenen Pflanzenorgane verglich, mikroskopische Untersuchungen darüber anstellte und endlich gegen Ende 1789 „als Herzenserleichterung" einen „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", herausgab[2]. Da Göschen die Schrift nicht drucken wollte, übernahm sie Ettinger in Gotha. Damit war denn seiner Begier, in der gelehrten Welt als Entdecker aufzutreten, wenigstens in etwa genuggethan[3]. Gleichzeitig

[1] Göthe als Naturforscher. S. 13.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. 15.

[3] Obwohl Göthe's „botanische Dilettanterien" wesentlich denselben Charakter tragen, wie seine „Mineralogie, Geologie, Osteologie u. s. w." (s. oben S. 270 ff.), so haben sich doch vereinzelte Botaniker gefunden, welche die Göthe-Idololatrie auch in dieser Hinsicht auszubilden bestrebt waren, zuletzt Dr. Ferdinand Cohn (Göthe als Botaniker. Deutsche Rundschau 1881. XXVIII. 26—57). Das Recept seiner belletristischen Lobrede ist höchst einfach. Er übergeht die ganze gleichzeitige Entwicklung der Botanik, sowie deren Vorgeschichte mit Stillschweigen, so daß man nichts vor sich hat als „unsern einzigen Göthe", faßt dann Göthe's buntes Vergnügungsleben unter dem Gesichtspunkte der „Botanik" auf, läßt alles weg, was hindern könnte, in Göthe einen ernsten Mann der Wissenschaft zu erblicken, flickt dann aus Göthe's späteren vierzig Lebensjahren und der bis zur Lächerlichkeit eiteln „Geschichte meines botanischen Studiums" einen künstlichen Doctormantel zusammen, versichert, daß Göthe durch Spinoza den Vortheil gehabt, die Pflanze sub specie aeternitatis aufzufassen und bricht endlich in den frommen Wunsch aus: „Hätte Göthe nur noch Darwin erlebt!" Nun, Göthe würde diesen, wie hundert andere Naturforscher, im Dienste seiner eigenen Eitelkeit verwerthet und die eigentliche Fachwissenschaft ebenso wenig vorangebracht haben, als mit der „Urpflanze", von der kein Bild vorhanden ist und die als bloßer Begriff, soweit derselbe neu ist, Irrthümer in sich schließt, und soweit er wahr ist, den Botanikern im Grunde nicht

benützte er aber auch das morphologische Studium, um die Blumenmacherin Christiane botanisch zu belehren und zu unterhalten, wobei auch für seine erotische Poesie Einiges abfiel. Wenn Virchow findet, daß sich in diesen botanischen Erotika „die Liebe als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur erschließt", so lautet das stark euphemistisch. Wenn die Natur nicht mehr denkt und sinnt, so sinkt sie eben in das animalisch-vegetative Leben herab und sucht ihre Freude in Genüssen, die Mensch und Thier gemeinsam sind. Comparatus est jumentis insipientibus et similis factus est illis. „Übrigens studire ich die Alten," schrieb Göthe an Jacobi, „und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen will."

Am Weihnachtstage 1789 kam Christiane mit einem Knaben nieder. Der Generalsuperintendent Herder taufte denselben zwei Tage später. Göthe wohnte aber der Taufe nicht bei. Der Herzog Karl August übernahm die Pathenstelle. Das Kind wurde Julius August Werther genannt. Das Verhältniß Göthe's zu Christiane wurde durch die stillschweigende Zustimmung der höchsten beiden Autoritäten in Weimar, Papst und Kaiser, als vollendete Thatsache anerkannt und jeder wirksamen Anfechtung entzogen. Leisteten auch die Weimarer Damen noch passiven Widerstand und weigerten sie sich, das bisherige Fabrikmädchen als ihnen ebenbürtig und hoffähig anzuerkennen, so konnte ihr Protest doch nichts mehr ändern. Als eine Ehe galt das Verhältniß weder bei Hofe, noch in Frankfurt bei Göthe's Verwandten. Frau Rath Göthe ließ sich zwar herab, das „Liebchen" ihres Sohnes grüßen zu lassen, mit ihr in Correspondenz zu treten und sie als Tochter

---

neu war. Vgl. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftl. Botanik. 4. Aufl. 1861. — Jul. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860 (VI. Bd. der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland"). 1875. — A. Braun, Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und Göthe. 1867. — Blumenbach, Über den Bildungstrieb. Göttingen 1789. — C. Batsch, Naturgeschichte. Jena 1796. — C. Cohn, Die Pflanze. Breslau 1882. S. 23—64. — Oscar Schmidt, Die Anschauungen der Encyclopädisten über die organische Natur. — Deutsche Rundschau 1876. VII. 82—96. — A. Wigand, Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze. 1846. — Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. Einl. v. Kalischer. CVI ff. — Helmholtz, Populär-wissenschaftl. Vorträge. 2. Aufl. 1876. 1. Heft. S. 85 ff. — Virchow, Göthe als Naturforscher. — Wie in andern Zweigen der Naturwissenschaft stimmt das Urtheil der tüchtigsten, unparteiischen Fachmänner darin überein, daß Göthe ein großes Talent für Naturbeobachtung und Naturbeschreibung besessen, aber nicht jenen tiefern philosophischen Geist, der diese Zweige des Wissens zur eigentlichen Wissenschaft erhebt.

anzuerkennen; aber noch 1795, als ein neues Enkelchen erwartet wurde, schrieb sie:

„Nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentliches Freudenfest anstellen. Doch tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist.“ [1]

Wie sich das Verhältniß zu göttlichen und menschlichen Gesetzen verhalte, das kümmerte sie nicht — ihren Hätschelhans kümmerte das noch weniger. Er war ganz selig über seine zweideutige Vaterschaft, die sich nicht im Anzeigeblättchen sehen lassen durfte. Schon am 9. Februar 1790 meldete er dem Herzog, der in Berlin war, daß er mit Vergünstigung der Göttin Lucina wieder der Liebe zu pflegen begonnen und seinen römischen Elegien eine neue hinzugefügt habe [2]. Als er im März erst nach Jena und dann nach Italien reisen mußte, um in Venedig die heimkehrende Herzogin-Mutter abzuholen, wurde er über den Abschied von seinem „Mädchen“ und seinem „Kleinen“ ganz mürbe. Er ging nicht gerne weg. Italien, das Land seiner frühesten Sehnsucht und seiner Lieblingsträume, das Land seiner künstlerischen Wiedergeburt und seiner dichterischen Liebe, hatte allen Zauber, alle magnetische Kraft verloren. Seine Welt hieß jetzt Christiane Vulpius, seine sog. „Liebe“ war in das Stadium des Philisteriums getreten. Ein Herr Papa mit vierzig Jahren sieht die Dinge anders an, als ein lediger Künstler, der nach dem „Ideale des Schönen“ in der Welt herumzigeunert. Dem Herzog schrieb er:

„Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödtlicher Stoß versetzt wird. Nicht, daß mir's in irgend einem Sinne übel gegangen wäre — wie wollt es auch? — aber die erste Blüthe der Neigung und Neugierde ist abgefallen, und ich bin doch auf und ab ein wenig schelmfungischer geworden. Meine Elegien haben ihre Summe erreicht. Dagegen bringe ich einen libellum epigrammatum zurück, der sich Ihres Beifalls, hoffe ich, erfreuen soll.“ [3]

Diese Sammlung, die „Venetianischen Epigramme“, sind inhaltlich eine Fortsetzung der römischen Elegien, vorwiegend erotische Gedichte in Geist und Manier der Alten [4]. Doch unterscheidet sie von den Elegien nicht bloß die knappere Form des Sinnspruchs, sondern auch ein

[1] Keil, Frau Rath. S. 319.
[2] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 156.
[3] Ebd. I. 162. 163.
[4] Die „Attribute des Waldbewohners“ treten darin ebenso deutlich hervor.

herberer, ungemüthlicher Ton. Das Stein- und Wasserneſt Venedig iſt ihm zuwider. Er hat für Nichts mehr rechtes Intereſſe, als für die Gemäldeſammlungen und für die Tänzerin Bettine, die ihn an Chriſtiane erinnert. Er ſehnt ſich zu ſeinem „Mädchen" zurück, ohne das ihn alle Schätze der Kunſt und alle Reize der Natur nicht zu befriedigen vermögen. Selbſt dieſe Sehnſucht hat keinen idealen Anflug mehr.

„Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beſchäftigt:
Morgen mein Liebchen zu ſehen, das ich acht Tage nicht ſah." [1]

Eine Anzahl dieſer Epigramme wagte Göthe ſelbſt nicht einmal zu veröffentlichen, weil ſie nach ſeinem eigenen Gefühl die Grenze des Erlaubten überſchritten [2]. Dieſe Grenze iſt aber auch in den veröffentlichten nicht feſtgehalten und den Geiſt der Unreinheit begleitet auch hier jener der Läſterung:

„Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß;
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!"

„Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz."

Da er ſeine frühere Correſpondentin, Frau von Stein, verloren hatte, ſeine Chriſtiane aber ihm keine literariſchen Blauſtrumpf-Briefe ſchrieb noch ſchreiben konnte, ſo lagerte er ſeine venetianiſchen Eindrücke und Beobachtungen bei Frau von Kalb und Frau von Herder ab. Das „Mädchen" war nicht ſo eiferſüchtig, wie Frau von Stein. Durch die beiden Damen ließ er ſchon vor der Rückkehr in Weimar verkündigen, daß er der Erklärung der Thiergeſtalt um eine ganze Formel näher gerückt ſei, alſo eine höchſt wichtige wiſſenſchaftliche Entdeckung gemacht habe [3]. Von ſeinen Briefen an Chriſtiane ſind keine veröffentlicht. An Frau von Kalb ſchrieb er:

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) III. 149. [2] Daſ. III. 148.

[3] Dieſe „Entdeckung" knüpft ſich an einen „zerſchlagenen Schöpſenkopf", den Göthe im Sande des Judenkirchhofes in Venedig aufhob. Er glaubte in den Geſichtsknochen desſelben deutlich die weitere Entwicklung von Wirbeln zu erkennen. Er behielt dieſe „Wirbeltheorie des Schädels" jedoch für ſich, bis 1807 Oken mit derſelben hervortrat. Es entſpann ſich nun ein Prioritätsſtreit über die Entdeckung zwiſchen Oken und Göthe, ſpäter eine weitere Controverſe über die Richtigkeit der Theorie ſelbſt zwiſchen Owen (On the architype etc. 1848) und Hurley (On

„Unter andern löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann.“ [1]

An Herder schrieb er:

„Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin aus dem Kreise des italiänischen Lebens gerückt.“ [2]

Als gesetzter Herr kam er am 20. Juni 1790 mit der Herzogin nach Weimar zurück und hoffte, sich endlich eines hampelmännischen Stilllebens zu erfreuen, als ihn schon zwei Tage darauf ein Brief des Herzogs nach Schlesien rief. Er versprach zu kommen, fand aber Gründe genug, sich vorläufig noch in Weimar nützlicher zu machen. Vor Allem galt es, der Herzogin-Mutter in Belvedere eine Wohnung einzurichten, da ihr Schlößchen in Tiefurt durch eine Überschwemmung gelitten hatte. Dann wollte er beim Schloßbau sein Wörtchen mitsprechen. Endlich beabsichtigte er noch, sein Faustfragment druckfertig zu machen und damit seine gesammelten Werke zum Abschluß zu bringen.

„Meinen Faust,“ schrieb er den 9. Juli an Knebel, „und das botanische Werkchen wirst Du erhalten haben; mit jenem habe ich die fast so mühsame als genialische Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt; mit diesem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde. Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.“ [3]

Knebel war es in Weimar nicht weniger prosaisch zu Muthe.

„Der Herzog,“ so schrieb er an seine Schwester (am 5. April), „hat die uninteressirtesten, gutmüthigsten und edeldenkende Menschen, wie vielleicht kein Fürst in Deutschland; aber ein böser Genius hat das Interesse für

---

the theory of the vertebrate skull. 1858). Eine weitere Besprechung der Entdeckung gehört also nicht in diesen Theil von Göthe's Biographie. Vgl. Virchow, Göthe als Naturforscher. S. 60—63, 103—120. — Lewes (Frese) II. 191—196. — Helmholtz, Popul.-wissensch. Vorträge. 1876. 1. Heft. S. 37. — Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. S. CXLII—CL.

[1] Düntzer, Karl August. II. 11.

[2] Aus Herders Nachlaß. I. 123. 124.

[3] Guhrauer I. 96.

seine eigenen Leute weggenommen, und auf ein preußisches Cürassierregiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge unfaßliche und widrige Maximen in den Kopf gesetzt. Er hat das Centrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert er alles, Kraft, Muth und Leben, zumal bei der engen Wirthschaft und den kleinen Besoldungen." [1]

Noch viel weniger rosig lautet Göthe's Urtheil über die literarischen Zustände dieser Zeit:

„Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff, und so lange solche Stücke allgemeinen Beifall finden, welche von mittelmäßigen Menschen ganz artig und leidlich gegeben werden können, warum soll ein Direktor nicht auch eine sittliche Truppe wünschen, da er bei seinen Leuten nicht auf vorzügliches Talent zu sehen braucht, welches sonst allein den Mangel aller übrigen Eigenschaften entschuldigt. Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerkes haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit einem Worte sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den rohern Theil hat man durch Abwechselung und Übertreiben, den gebildetern durch eine Art Honnetetät zum Besten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, ein redlicher, biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. s. w. und durchaus eine wohl soutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts in das Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele." [2]

---

[1] Knebels Briefe an seine Schwester Henriette.

[2] Brief Göthe's an den Schauspieler Schröder. Allgemeine musikalische Zeitung. 1842. 29.

22. Taſſo.

1780—1789.

„Idee?“ ſagte Göthe, — „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand in mir das Bild des Taſſo..... Ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.“

Göthe zu Eckermann. 1827. III. 117.

„Der ganze Conflict bewegt ſich auf dem Boden der Geſinnung, in den Contraſten der Seelenmalerei und ſublimirt ſo die dramatiſche Form zu einer Höhe, welche weder dem ſtrengeren Geſetz des Dramas, noch den Anforderungen der praktiſchen Bühne entſpricht.“

R. v. Gottſchall, Die deutſche Nationalliteratur.

In den Verdrießlichkeiten ſeiner höfiſchen und politiſchen Stellung tröſtete ſich Göthe oft mit dem Gedanken, daß alle dieſe Plackereien und kleinen Leiden ſchließlich dem Dramatiker zu gute kommen würden. Seine Mappe, meinte er, müßte ſich mit den mannigfaltigſten Verwicklungen, den intereſſanteſten Charakteren, den ſpannendſten Ideen füllen. Er täuſchte ſich. Eben weil er immer Poeſie leben wollte, um Poeſie hervorzubringen, brachte er viel weniger Poeſie hervor, als Andere, welche ſich beherzt in die Proſa des Lebens ſtürzten und dieſelbe dichtend in Poeſie verwandelten. Am nachtheiligſten für ſeine dramatiſche Entwicklung aber war es wohl, daß er vor allen großen Ideen, Bewegungen und Kämpfen ſeiner Zeit ſich in ein nichtsſagendes Kleinleben zurückzog und ſich darin noch zum Sklaven einer Dame machte, deren Horizont viel enger war als der ſeinige und über ein jämmerlich beſchränktes, ſentimentales Gefühlsleben nicht hinausreichte. Für den Dichter des Götz und Fauſt war die Frau von Stein eine wahre Dalila[1]. Sie beſchnitt ihm die Haare und nahm ihm die Kraft, daß er die Philiſter in Ruhe ließ, keine Häuſer mehr umriß, das große Menſchenleben unerquicklich fand und ſtill mit ihr tändelte. Unter ihrer Erziehung verlor er unendlich an Receptivität wie an Productionskraft, gab ſich einer gewiſſen myſtiſch-asceticſchen Re-

[1] Lindemann, Geſchichte der deutſchen Literatur. 1876. S. 565.

flexion hin, ſtellte ſich ſein eigenes Leben als ein tragiſches Seelenleiden dar und beſpiegelte ſich jahrelang als deſſen Helden, bis er ſchließlich nicht nur geiſtig, ſondern auch körperlich unter dem Mißverhältniß litt und ſich durch Flucht daraus rettete.

Aus dieſer Zeit myſtiſcher Selbſtbetrachtung und weiblicher Seelenführung ſtammt der Anfang des „Taſſo", eines Dramas, das faſt gar keine äußere Handlung hat, in Folge deſſen alle Theaterdirectoren in Verlegenheit bringt, das aber ein inneres Seelenleiden mit bewunderungswürdiger Feinheit in allen ſeinen Phaſen vorführt und die Tragik, welche aus dem Gegenſatz einer kränkelnden Dichterphantaſie zur Proſa der Wirklichkeit hervorgeht, in rührender Wahrheit, antiker Ruhe und tadelloſeſter Formſchönheit vor Augen ſtellt. Das Drama iſt ein Unicum. Weder Griechen noch Engländer, weder Spanier noch Franzoſen haben ein ſolches Drama aufzuweiſen. Sophokles hat im Philoktet den körperlichen Schmerz zum Grundmotiv einer Tragödie gemacht, aber eine ganz innerliche Seelenkrankheit zum Kern einer Tragödie zu nehmen, iſt keinem der griechiſchen Tragiker eingefallen. Der wirkliche Taſſo hat ſeinen pſychiſchen Leiden wohl in lyriſchen Klagen Luft gemacht, aber er hat ſich ſelbſt nicht reflexiv beobachtet, um aus ſeinem Seelenjammer ein Drama zu geſtalten. Dieſe liebevolle Selbſtbeſpiegelung innerer Seelenzuſtände iſt echt deutſch, einer der charakteriſtiſchen Züge der Wertherperiode. Taſſo iſt wie der Oreſt in Göthe's Iphigenie noch ein nachgeborener Bruder des jungen Werther, oder im Grunde derſelbe phantaſie- und liebeskranke Poet, nur in variirten Situationen. Das erſte Mal kommt der verrückte Schwärmer ſo weit, daß er ſich erſchießt. Das zweite Mal folgt er Nicolai's Rath und läßt ſich durch ein „ſchönes Miſel" retten. Das dritte Mal führt die proſaiſche Wirklichkeit des Lebens ſelbſt die Heilung der kranken Phantaſie herbei. Es iſt aber immer ein und derſelbe Göthe, der ſich erſt durch die hoffnungsloſe Liebe zur Wetzlarer Lotte in eine phantaſtiſche Poetenverzweiflung hineinarbeitet, dann unter Leitung der Frau von Stein ſich von den wilden Träumereien der Sturm- und Drangperiode zu läutern ſucht, endlich nach neuen, wenn auch ſanfteren Seelenplagen ſich realiſtiſch mit der wirklichen Welt verſöhnt und ruhigen Blickes auf die jahrelange Selbſtquälerei zurückblickt. Taſſo iſt der letzte Schlußaccord, in dem ſich die liebesklagenden Diſſonanzen der Wertherzeit auflöſen. Es fängt jetzt eine andere Tonart, ja eine ganz andere Muſik an.

Einen zweiten biographiſchen Beſtandtheil des Taſſo bildet der Conflict zwiſchen Poeſie und Proſa, der zehn lange Jahre in ſeinem Herzen

wogte, ihn mitunter faſt zu dem Entſchluß trieb, Weimar ganz zu verlaſſen, ihn dann wieder feſſelte und endlich in der italieniſchen Reiſe ſeinen Abſchluß fand. Dem jungen Poeten mit ſeinen ehrgeizigen Aſpirationen und ſeinem wilden Treiben ſtand anfänglich der Hr. v. Fritſch als proſaiſcher Antonio gegenüber; als der Dichter mit der Mentorſchaft des Herzogs auch den entſcheidendſten Einfluß bei Hofe und nach und nach die ganze Regierung des Herzogthums an ſich geriſſen hatte, da trat der Kampf in ſein eigenes Innere zurück; er war nun Staatsmann und Dichter zugleich; der Dichter ſtand dem Staatsmann, der Staatsmann dem Dichter im Wege. Nach langen Leiden rettete ſich die poetiſche Natur endlich dadurch, daß ſie auf die proſaiſchen Verantwortlichkeiten des Geſchäftslebens verzichtete, den Antonio hiermit wieder von ſich ablöste, denſelben in Geſtalt befreundeter Männer vor ſich hatte und ſich in collegialiſcher Würde und Gemüthlichkeit mit ihm verſöhnte.

In dieſen Conflict und ſeine Löſung ſpielt endlich ein drittes Moment hinein, das ebenſowohl zu der Dichtung anregte, als ihre Ausführung beſtimmte: die Stellung Göthe's zu dem herzoglichen Hofe. Wie er in ſeinen bisherigen Dichtungen die bürgerliche Geſellſchaft verherrlicht hatte, in deren Mitte ſeine Jugendjahre dahingefloſſen, ſo drängte es ihn, auch den Hof zu verherrlichen, durch deſſen Freundſchaft er in die höchſten Kreiſe des Lebens eingeführt worden war, der an ſeinem innern Seelenleben wie an ſeiner äußern Stellung und Thätigkeit den innigſten Antheil nahm, ja mit deſſen Exiſtenz ſich die ſeine völlig verſchmolzen hatte. Auch hier war nicht Alles glatt abgegangen. Der Herzog und ſein Freund ſtanden ſich mehr als einmal ſehr mißvergnügt gegenüber; aber ſie fanden ſich ſchließlich immer wieder zuſammen. Als endlich die Wege völlig ſich zu trennen ſchienen, Karl Auguſt vollſtändig Politiker, Göthe wieder Dichter und Gelehrter wurde, da war durch eben dieſe Trennung ein Quell beiderſeitiger Mißſtimmung gehoben; die Freundſchaft nahm nun weniger familiäre Formen an, aber ſie wurde nun um ſo feſter und dauerhafter. Karl Auguſt fühlte, daß der hochbegabte Dichter in unabhängiger Muße ſeinem Hofe mehr zum Nutzen und Zierde gereichen würde, als wenn er ſeine Kräfte am Rade Ixions verzehrte. Göthe aber ſeinerſeits, als penſionirter Miniſter auf den Herzogsſtuhl erhoben, erhitzte ſich nun auch nicht mehr, wie früher, über „Sauhatze" und preußiſche Heeresfolge, ſondern wartete ruhig die Zeit ab, bis des Herzogs kriegeriſche und politiſche Gelüſte endlich ausgetobt haben und er friedlich zu Haus und Hof zurückkehren würde.

Das ſind die hauptſächlichen pſychologiſchen Anhaltspunkte der Dichtung, die — allerdings mit langer Unterbrechung — neun Jahre zu ihrer Vollendung brauchte.

Am 30. März 1780 wird Taſſo zuerſt in einer Tagebuch-Notiz erwähnt[1]; die Ausarbeitung aber begann erſt im October. Die erſte Scene las er am 5. November der Frau von Stein und ſeinem Freunde Knebel vor, am 12. war der erſte Act fertig. Noch im November begann er am zweiten Act zu arbeiten; aber die Arbeit ſtockte bald. Am Jahresſchluß ſchrieb er der Frau von Stein: „Mein Taſſo dauert mich ſelbſt, er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an; aber wie will ich zureichen. Ich muß allen meinen Weizen unter das Commisbrod backen.“ Erſt ſpät im folgenden Jahr wurde der zweite Act fertig; dann folgte eine Unterbrechung von ſechs Jahren. Das in rhythmiſcher Sprache geſchriebene Fragment wurde 1786 zwar für den VI. Band der geſammelten Werke in Ausſicht genommen, aber in Italien von andern Plänen zurückgedrängt, bis Göthe endlich im Februar 1788 zu der Anſicht kam: „Taſſo muß umgearbeitet werden; was daſteht, iſt zu nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen, noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben.“ Im März gedieh ein neuer Plan; eine neue Biographie Taſſo's, die inzwiſchen der Abbate Seraſſi[3] veröffentlicht hatte, gab ebenſowohl weitere Anregung als Stoff; noch in Rom entſtanden einige Scenen; die vollſtändige Ausführung erfolgte indeß erſt nach nochmaliger Unterbrechung, im Frühjahr und Sommer 1789, in der üppigen erſten Zeit ſeines Liebesverhältniſſes zu Chriſtiane, wo er in ſinnlicher Zufriedenheit auf die melancholiſchen Irrfahrten, Stürme und Träumereien der letzten zehn Jahre zurückblickte. Die poetiſche „Beicht“ ging jetzt flott von ſtatten. Aller politiſche Verdruß mit dem Herzog, alle Schwerenoth mit Militär und Wegen, aller Jammer mit Frau von Stein, kurz die ganze überſtandene Leidenszeit erſchien ihm jetzt in Strahlen der Verklärung, er verſetzte ſie poetiſch an den Hof von Ferrara, umgab ſie mit dem vornehmen Glanz der Renaiſſance und der reizenden Scenerie Italiens. Wie Geiſt und Auge an den Sculpturen der Alten zur Ruhe gelangt, ſo hatte ſein Ohr ſich an italieniſchen Wohllaut und antiken

[1] Riemer, Mittheilungen. II. 116. — Göthe's Werke (Hempel) VII. 183—196.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 382.

[3] Erſchien in Rom 1785. Eine frühere Biographie iſt die von G. J. Manſo. Napoli 1634.

Rhythmen gebildet, ſeine Sprache an der Verſification der Iphigenie und kleineren proſodiſchen Übungen ſich zu hoher Vollkommenheit herangeſchult. So nahm die Dichtung, wenn auch nicht mühelos, ſo doch viel raſcher als früher und gleich unmittelbar metriſche Geſtalt an.

Der Stoff war zu einem Drama nicht ungünſtig[1]. Torquato Taſſo hängt durch ſeinen Vater noch mit dem Mediciſchen Zeitalter zuſammen und iſt ſelbſt eine der glänzendſten Geſtalten der italieniſchen Literatur. Das Kunſtpatronat der Mediceer ſetzte ſich noch fort an den italieniſchen Höfen, wie an der päpſtlichen Curie: Kunſt und Literatur blühten hier fröhlich weiter, während das unglückliche Deutſchland der Barbarei entgegenging. Damit war für die Dichtung ein bedeutender Hintergrund und ein weiter Gedankenkreis eröffnet. Das „Befreite Jeruſalem" zog die großartige Welt des Mittelalters in dieſelbe hinein. Die claſſiſche Kunſtform hatte ſich in dieſem Gedicht herrlich mit dem chriſtlichen Gehalte verſchmolzen. In Mitte dieſer poetiſchen Welt ſtand ein wahrhaft tragiſcher Charakter, ein glänzend begabter Dichter, geliebt und geehrt, aber durch melancholiſche Gemüthsart, ungeſtümen Ehrgeiz, Leidenſchaftlichkeit in ſeiner ſchönen Laufbahn aufgehalten, in die traurigſten Wirren verſtrickt und ihnen erliegend. Die Dunkelheit, welche über ſeinem Looſe waltete, die widerſprechenden Nachrichten der Geſchichtsſchreiber, verſtatteten der Fiction weiten Raum. Es war von ſehr verwickelten, leidenſchaftlichen Liebeshändeln, lebhaftem Hader, wiederholter Flucht, gewaltſamen leidenſchaftlichen Ausbrüchen, gezückten Degen, Einkerkerung die Rede. Mit den bunten Verwicklungen eines Mantel- und Degenſtücks boten ſich am Charakter des Dichters ſelbſt kraftvolle Motive zu ergreifenden Scenen. Tief erſchütternd iſt endlich der Tod des unglücklichen Taſſo in dem Augenblick, wo ihm die höchſte Ehre, die Krönung auf dem Capitol, in Ausſicht ſteht.

Doch wie immer, ſo fehlte auch hier dem deutſchen Dichter der hiſtoriſche Sinn, das ſelbſtloſe Intereſſe für den außer ihm liegenden Stoff, jene Objectivität, welche Shakeſpeare, Calderon, Schiller in ihren Werken an den Tag legen. Wie mächtig glüht das Temperament des

[1] S. Rosini, Saggio sugli amori di Torqu. Tasso. Pisa 1832. — Cibrario, Degli amori etc. di T. T. Torino 1861. — Cardona, Studi novi sopra del T. alienato, in der Nuova Antologia. Febr. 1873. — Cecchi, Torquato Tasso. Firenze 1877. Deutſch von Lebzeltern. Leipzig 1880. — G. Voigt, Torquato Taſſo am Hofe von Ferrara, in Sybels hiſtoriſcher Zeitſchrift. 1868. XX. 23—52. — H. Hettner, Ital. Studien. 1879. — O. Speyer, Zur Charakteriſtik Taſſo's. Bl. f. lit. Unterhaltung. 1881. II. 561.

Südens, italieniſche Lebhaftigkeit und Leidenſchaftlichkeit in ſo manchen von Shakeſpeare's Dramen! Wie gab er ſich ganz und gar den Schöpfungen ſeiner Phantaſie und den Eindrücken der Außenwelt hin! Othello iſt nicht Shakeſpeare, ſondern Othello! Romeo und Julie ſind nicht eine maskirte Shakeſpeare-Liebſchaft, ſondern die glänzendſte Ausführung eines italieniſchen Romans. Shylock iſt kein Londoner Jude, über den ſich Shakeſpeare geärgert hat, und Antonio kein Schauſpieler, um Shakeſpeare's Tagebuch-Gefühle vor's Publikum zu bringen. Ihm war London und Venedig und die ganze große Welt kein Spiegel, um ſein Ich und etwa noch eine Geliebte darin zu ſchauen, ſondern ein gewaltiges Schauſpiel, das Jahrtauſende vor ihm begonnen, gegen das ſeine Individualität verſchwand, deſſen weiterem Verfolge er fröhlich nachträumte, ohne in der Zukunft ſein Bild mit Lorbeer bekränzt und von weiblichen Genien umtanzt, einherſchweben zu ſehen. Calderon war noch ſelbſtloſer und freier von jeder Autoreitelkeit: er ſorgte erſt für den Druck ſeiner Werke, als Andere dieſelben völlig zu verderben drohten. In dieſer echten Künſtlerdemuth und Selbſtloſigkeit aber fanden dieſe großen Dichtercharaktere die Kraft einer unerſchöpflichen Productivität. Je weniger ſie an ſich ſelbſt dachten, deſto mehr Zeit hatten ſie, an Anderes zu denken, und aus dem bunten Weltſchauſpiel ſtets neue Geſtalten auf die Bühne zu ziehen oder ſie durch die ſchöpferiſche Thätigkeit ihrer Phantaſie zu neuen Weſen umzuwandeln.

Göthe dagegen war und blieb der unverbeſſerliche deutſche Philoſoph, der immer vom „Ich" ausging und zum „Ich" zurückkehrte[1], nichts intereſſant fand als ſein „Ich", Natur und Menſchheit in der vielſeitigſten Dilettanterie um dieß koſtbarſte „Ich" gruppirte, ſchon von Jugend auf an ſeiner Biographie ſchrieb, ſich in Correſpondenzen durch ganz Deutſchland als Dichter aufſpielte, und ſich ſelber ſchon den Lorbeer aufſetzte, bevor noch ſeine geſammelten Werke zum erſten Mal vollſtändig gedruckt erſchienen. Er brachte ſich und ſein Weimar mit nach Italien — und darum brachte er auch keine neue Erfindung aus Italien zurück, ſondern bloß etwas Coſtüm und Scenerie, um ſich und Weimar à la Italienne glorreich zu dramatiſiren, etwas Marmor, um ſich ſelbſt ein Denkmal zu ſetzen, und einen Lorbeerkranz aus Ferrara, um ſich von weimariſchen Herzoginnen

[1] Über die hierin begründete „Familienähnlichkeit" der Hauptgeſtalten der meiſten Göthe'ſchen Dichtungen vgl. C. Hoheiſel, Göthe's dramatiſche und epiſche Hauptwerke. Eiſenach 1873. S. 88. 89.

damit krönen zu laſſen [1]. Wenn man nicht gründlich auf ein ewiges Leben im Jenſeits rechnet, dann iſt es allerdings gerathen, den eigenen Ruhm nicht der Nachwelt zu überlaſſen. Wem „das liebe Ding, das ſie Gott heißen", nur ein verliebtes Gefühlsphantom iſt, dem kann auch Natur, Menſchheit und Geſchichte nichts mehr ſein, als ein Arabeskenkranz für das eigene Porträt.

Das iſt das eigentliche Geheimniß, weßhalb der Taſſo keine leidenſchaftliche Tragödie, kein hiſtoriſch-romantiſches Drama, kein lebendiges Zeitgemälde, ja nicht einmal ein beliebtes Bühnenſtück geworden iſt, „das zieht", ſondern bloß ein Salons- und Cabinetsſtück von höchſter Eleganz, ein Seelengemälde voll der feinſten Züge, Ideen und Contraſte, ein Leſedrama, das „im Bau der Acte, in der Führung der Scene, im Ausdruck der Gedanken" [2], in Schönheit der Sprache und Wohllaut des Verſes unübertrefflich iſt, das ſchönſte Feſtſpiel, um an Göthe-Tagen den Dichter in ſeinem Repräſentanten Taſſo, mit ſeinen Worten, ja gleichſam nach ſeiner teſtamentariſchen Verfügung, durch eine ſchöne Theater-Prinzeſſin krönen zu laſſen. „Jedes Wort iſt ein Gedanke." Die Sprache iſt Muſik, Niemand hat Göthe feiner gelobt, als er es in dieſem Stücke gethan, Niemand ſeine Schwächen liebevoller und geiſtreicher entſchuldigt. Als Taſſo und Antonio vereinigt er in ſeiner Perſon die Energie und Weisheit des Staatsmannes mit dem ganzen Zauber einer hochſtrebenden Dichternatur und iſt ſo die höchſte Zierde des Hofes, dem er ſeine Stellung dankt. Er behält aber das empfangene Licht nicht für ſich, er ſtrahlt es dankbar auf den Herzog zurück. Die Freundſchaft Beider wird zu einem welthiſtoriſchen Ereigniß erhoben, das kleine Weimar als Bildungsſtätte neben das ewige Rom gerückt, die Spießbürgerei und Kleinſtädterei ſeines bisherigen Lebens zum Ideal verklärt, das Religion, Vaterland, Wiſſenſchaft, Kunſt, ja alles Große in Welt und Leben eminent in ſich ſchließt:

„Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis,
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack.
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſteh'n." [3]

[1] Gervinus. 1844. V. 101. „In dieſem Stück liegen Arioſt und Taſſo ſo im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte." — „In vielen Punkten ſprach Göthe hier ſein eigenes Verhältniß zum Hofe aus", ſagt Tieck (Köpke II. 191). Er tadelt beſonders die „Unklarheit" im Charakter des Fürſten.

[2] H. Grimm, Vorleſungen. II. 79.

[3] Göthe's Werke (Hempel). VII. 212.

Götz von Berlichingen, der „Redliche", hat ſich ganz von Grund aus bekehrt. Er erlaubt ſich nicht bloß keine pöbelhaften Ausdrücke mehr, er ſpricht vielmehr die feinſte dichteriſche Salonſprache, die ſeit den Tagen Ludwigs XIV. geſprochen ward. Den gewöhnlichſten Complimenten weiß er dichteriſche Würde und Weihe zu geben. Mit italieniſcher Grazie kniet der einſtige Titane vor Prinzeſſinnen nieder, um unter den liebenswürdigſten Verſicherungen ſeiner Beſcheidenheit den Lorbeerkranz in Empfang zu nehmen. Man fühlt es, daß es dem bürgerlichen Parvenu unter den Hoheiten unendlich wohl iſt[1], und daß er ihnen ſeine Phantaſieleiden nur darum vorführt, um neue, noch gewähltere Schmeicheleien daran zu knüpfen. Nachdem er der ſchweren Noth des Bauernkrieges glücklich entronnen, überläßt er das heilige römiſche Reich unbekümmert ſeinem Untergang und ſonnt ſich fröhlich an den Strahlen, die ſein Genie über den Herzog und ſein Herzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach, über Hof, Stadt und Welt verbreitet.

Doch ſehen wir von dieſer ſtolzen Selbſtverherrlichung und von dem Übermaß höfiſcher Schmeichelei ab, das ſich ſchließlich auf dieſelbe zurücklenkt und keinem geſunden, freiſinnigen Geiſt behagen kann. Die Art und Weiſe, in welcher Göthe ſich dieß ewige Denkmal geſetzt, iſt nicht nur höchſt geiſtreich und künſtleriſch, ſie verräth dasſelbe hohe dichteriſche Genie, das blitzähnlich die ungeſchlachten Formloſigkeiten des Götz durchzuckt. Nur iſt die wilde Naturkraft jetzt gebändigt, der äſthetiſche Revolutionär zu Geſetz und Regel zurückgekehrt, der unbändige Urpoet ein ſolcher Verehrer ſtrenger Kunſt geworden, daß die Kunſt nicht mehr weiter gehen dürfte, ohne an Künſtelei zu ſtreifen. Denn in äſthetiſcher Hinſicht geht Taſſo, wie früher Götz, in's Extrem. Tieck ſteht indeß nicht an, den Taſſo eine „echte Tragödie" zu nennen[2], und wenn man die innern Seelenvorgänge und Seelenſtimmungen für Handlung gelten laſſen will, ſo kann man ihm beipflichten[3].

Mit der Ruhe und Klarheit antiker Sculpturen zeichnet die meiſter-

[1] Viel zu weit, wie in ſeinen meiſten Urtheilen über Göthe, iſt Wolfg. Menzel gegangen, wenn er ſagt: „das ganze Stück ſei darauf berechnet, allen Prinzeſſinnen der Welt nahezulegen, daß ſie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, ſondern verliebte Dichter lieben ſollten". Das konnte der Dichter kaum beabſichtigen, der ſich mit einem Fabrikmädchen sine matrimonio zufrieden gab. Vgl. Boden, Vertheidigung deutſcher Klaſſiker. Erlangen 1869. S. 7.

[2] A. a. O. II. 191.

[3] Eine ſehr übertriebene Lobrede hinterließ A. F. C. Vilmar, Über Göthe's Taſſo. Frankfurt a. M., Heybe u. Zimmer, 1869.

hafte Expoſition ſowohl den Schauplatz als die Charaktere der fünf handelnden Perſonen, ihre gegenſeitigen Beziehungen und den darin ruhenden Keim der Verwickelung. Der Glanz eines italieniſchen Frühlings erleuchtet den Schloßpark von Belriguardo. Zwei Idealgeſtalten fürſtlicher Frauen winden Kränze für die Dichterheroen, welche den Garten zieren, und verrathen in ſinnigem Zwiegeſpräch zugleich die feinſte geiſtige Bildung und ein Intereſſe für den Dichter Taſſo, das an Liebe ſtreift. Der Herzog kommt und führt das Bild des melancholiſchen, träumeriſchen Dichters weiter aus. Damit iſt auch ein Anfang von Handlung gegeben, eine zarte, liebevolle Conſpiration, um die krankhaften Anlagen des Dichters zu überwinden und ihn durch freundliche Hilfe dazu zu bringen, daß er ſein Kunſtwerk endlich abſchließt. Kaum haben ſich die Drei das Wort gegeben, da naht der Dichter ſich. Das befreite Jeruſalem iſt vollendet. Taſſo legt das Gedicht in die Hände ſeines Mäcenas nieder, die Prinzeſſin krönt ihn mit dem Ehrenkranze Virgils, und der enthuſiaſtiſche Schwärmer träumt einen halbmelancholiſchen, ſüß-ſchwermüthigen Freudentraum. Ehe er ihn ausgeträumt, erſcheint Antonio von Rom zurück, zieht den Dialog ins politiſche Geſchäftsleben hinüber, wird aber vom Herzog auf Taſſo's Krönung zurückgelenkt. Anſtatt in die Begeiſterung des Herzogs und der Damen einzuſtimmen, lobt er in langer Rede Arioſt und weckt dadurch in dem eiteln, träumeriſch mit ſich beſchäftigten Taſſo peinliche Gefühle, und ſtört ſein überſchwengliches Phantaſieglück.

Es ſind im Grunde keine ſchönen, hohen Motive, welche die Verwickelung begründen: kleinliche Dichtereitelkeit, krankhafte Empfindlichkeit, ein melancholiſcher Neid, eine faſt unausſtehliche Eingenommenheit von ſich ſelbſt und entſprechende Liebeleien, kurz all die kleinlichen Leidenſchaften, die man bei zartlyriſchen Dichternaturen mitunter findet. Weder Dante noch der hiſtoriſche Taſſo, nicht einmal Petrarca, waren ſolche Zuckerſeelchen. Sie hatten alle noch zu viel römiſchen Stoff im Blut. Aber all dieſe kleinen Laſter, die einzeln genommen mikroſkopiſch häßlich ſind, hat Göthe mit ſo freundlichen Farben colorirt und ſo artig gemiſcht, daß ſie in ihrer Verbindung nicht wie eine Schuld, ſondern wie ein unvermeidliches Unglück, ja wie eine liebenswürdige Seelenkrankheit erſcheinen, die Theilnahme weckt, ja in gefühlvolleren Seelen eine ähnliche Rührung wachrufen mag, wie der Werther. Der ſchwärmeriſche Idealismus, mit welchem der Dichter ganz in ſein Ich, ſeinen Dichterruhm, ſeine Liebe, die Träume ſeiner Eitelkeit verſenkt iſt, führt nothwendig einen Conflict

mit der proſaiſchen Wirklichkeit des Lebens herbei. Die Welt dreht ſich nach ganz andern Geſetzen, als nach den Träumen ſeines Gefühls, ſie macht ihn nicht zu ihrem Mittelpunkt. Die natürlichſten Begegniſſe erſcheinen ihm als feindliche Herausforderungen, Beleidigungen; er ſieht Feindſchaft und Zurückſetzung, wo ihm nur das aufrichtigſte Wohlwollen gegenüberſteht. Indem er ſich aus dem Netz dieſer Vorſtellungen herauszureißen ſucht, verſtrickt er ſich immer mehr in dieſelben, bis ſein ganzer Stolz und ſeine ſchwärmeriſche Liebe endlich an der rauhen Wirklichkeit zuſammenbricht, und er bei dem Hilfe ſucht, den er als ſeinen größten Feind betrachtet hatte.

Aus den mitleidigen Bemühungen der Prinzeſſin, ſein Gemüth zu beruhigen, lieſt er eine Liebeserklärung heraus und träumt, berauſcht davon, einen Traum unermeßlicher Seligkeit, will in dieſem Rauſch ſich nun Antonio zum Freunde machen, ſtößt aber wiederum auf den nüchternſten Realismus, bäumt ſich dawider auf, geräth in Wortwechſel, zieht den Degen, verletzt die ſchuldige Ehrfurcht gegen den Herzog und erhält nun einen im Grunde ſehr proſaiſchen Stubenarreſt. Hier entwickelt ſich nun die Heroenkrankheit der modernen Geſellſchaft — die Hypochondrie — erſt zur vollen Blüthe. Für die beiden Prinzeſſinnen iſt natürlich nichts rührender, als dieſe moraliſch-phyſiſche Erbärmlichkeit, welche den Mann auf das Niveau ihrer eigenen ungeſunden Gefühlsſchwärmerei herabſetzt.

„Da wurde Leiden oft Genuß und ſelbſt
Das traurige Gefühl zur Harmonie.“

Ihr krankhaftes Mitleid verſtärkt nothwendig das Übel, das ſie heilen wollen. Wie im Werther beſchreibt Göthe den ganzen weiteren Verlauf der Seelenkrankheit von Etappe zu Etappe zugleich mit der Leidenſchaftlichkeit des Kranken, der von ihr ergriffen iſt, und mit der Ruhe des Arztes, der ſie beobachtend verfolgt. Wie im Werther wird die im tiefſten Grunde ſinnliche Grillenfängerei zu einem grandioſen, erhabenen Gefühlsleiden aufgebauſcht. Wie im Werther kommt es endlich zu der unvermeidlichen, leidenſchaftlichen Umarmungsſcene und darauf zur Verzweiflung. Aber anſtatt ſich zu erſchießen, bricht der Schwärmer dießmal weinerlich in ſein moraliſches Nichts zuſammen und bittet den im Antonio perſonificirten geſunden Menſchenverſtand, ſich ſeiner zu erbarmen. Das iſt unzweifelhaft tragiſch, aber weder in der Art Shakeſpeare's noch der Alten. Es iſt die Tragik eines verweichlichten, ſentimentalen Geſchlechts[1].

[1] Wer ſollte es für möglich halten, daß deutſche Pädagogen dieſe krankhafte

Das „cyniſche Schlußkapitelchen", das Leſſing zum „Werther" verlangte, ſollte auch beim „Taſſo" nicht fehlen: es ſind die „Römiſchen Elegien" und die „Venetianiſchen Epigramme". Und Göthe hat das Kapitelchen nicht bloß geſchrieben, ſondern auch gelebt. Weder die glänzende Formvollendung der Elegien und Epigramme, noch der Seelenreichthum und die Sprachſchönheit des Taſſo vermochte einſichtigeren Männern die troſtloſe Nichtigkeit des Seelenlebens zu verbergen, welches Göthe im Taſſo mit dem Glanze der Verherrlichung zu umgeben bemüht war. In deutlicher Fracturſchrift hat Schiller zum „Taſſo" ein ähnliches Poſtſcriptum verfaßt, wie Leſſing es dem „Werther" gewidmet hatte:

Sentimentalität ſogar für „Haus und Schule" als Heiligkeit und Tugend anzupreiſen wagten! Aber ſoweit iſt der Göthe-Cult gediehen. So ſagt z. B. C. Gude (Erläuterungen deutſcher Dichter. Leipzig, Fr. Brandſtetter, 1876. Bd. II. S. 55):

„Die Prinzeſſin des Taſſo — wer hätte nicht voll Entzücken und ſchmerzlicher Rührung vor dieſer herrlichen Frauengeſtalt geſtanden! Wer empfände nicht die tiefe ſittliche (!) Grazie dieſes einzigen Weſens, durch die ſie wie ein ſeliger Geiſt jeden, der ſie erkennt, mit ebenſo unwiderſtehlichem Reize (!) an ſich zieht, um durch ihre heiligende (!) Nähe ſich von jeder falſchen Unruhe und Begier reinigen (!) zu laſſen, als ſie anderſeits auch wieder in ehrfurchtsvoller Scheu und Zurückhaltung jeder zu lauten und irdiſch ſtürmiſchen Huldigung gebieten heißt! Sie ſcheint beſtimmt zu ſein, gleichſam der ſittliche Genius (!) für Taſſo's ganzes Weſen zu werden, ja, ſie iſt ſelbſt, könnte man ſagen, ein weiblicher Taſſo, nur eben dadurch verſchieden, daß ihr Kunſtwerk kein anderes als ihre eigene Seele iſt, voll Reichthum, Tiefe, Zartheit, Innigkeit, Maß und Harmonie. Allein es bedurfte, um ſie uns menſchlich näher zu rücken (sic!), auch einer Schwäche; auch dieſes Herz voll Tiefe und Ruhe mußte in eine Bewegung hineingeriſſen werden, welche gegen die ſonſtige ewige Freiheit dieſes Gemüths nur einen um ſo ergreifenderen Contraſt bildete, — und der Dichter hat den Punkt zu treffen verſtanden, der ſie uns nur noch liebwerther machen mußte, der Zug ihres Herzens hin zu Taſſo, worin, da dieſer der Prinzeſſin ſtille Selbſtbeherrſchung nicht theilen kann, für ihn und ſie die Quelle unſäglichen Leidens liegt. Dieſe Liebe zu einem gottbegnadigten Mann, welche alle Innigkeit der Geſchlechtsliebe (!!) und alle Reinheit (!!) der Schweſterliebe in ſich trägt, überdieß durch ihren ganzen Lebensgang ſo pſychologiſch nothwendig gemacht, ſo mit ihrem ſüßen, unvermerkten Zug immer weiter (!) führend und alle Gefahr verdeckend — dieſe iſt das, worauf, wenn von irgend einem Vorwurf gegen ſie die Rede ſein dürfte (!!), wenn wir uns, ſtatt beklagend, anklagend gegen ſie verhalten dürften (!!), zuletzt doch alle unſere Angriffe gerichtet ſein müßten." — Das Buch, in welchem dieſer blühende Unſinn ſteht, wird, wie ich höre, ſowohl in proteſtantiſchen als auch in katholiſchen Anſtalten zur Heranbildung von „Lehrerinnen" gebraucht. Dr. Falk hat kein Reſcript dagegen erlaſſen, um die deutſche Jugend vor „ungeſunder Sentimentalität" zu bewahren! Solche Sünden gegen die Sittlichkeit und den geſunden Menſchenverſtand gelten heute als „echt chriſtliche, nationale und humane Geiſtes- und Gemüthsbildung"!

„Er fängt an alt zu werden," ſchrieb er am 1. November 1790 über Göthe an Körner, „und die ſo oft von ihm geläſterte Weiberliebe ſcheint ſich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schickſal eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen iſt eine Mamſell Vulpius, die ein Kind von ihm hat, und ſich nun in ſeinem Hauſe faſt ſo gut als etablirt hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind ſoll er ſehr lieb haben, und er wird ſich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geſchehe, und daß dieſes wenigſtens das Lächerliche dabei vermindern könne." [1]

Körner antwortete hierauf:

„Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht ſehr befremden. Erſtlich fragt ſich vielleicht, ob die ſchlimmen Gerüchte von ihr begründet ſind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn ſein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortſetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut iſt, daß alle Welt auf ſie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Exiſtenz verſchaffen kann, ohne ſie zur Frau zu nehmen. In Weimar ſcheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." [2]

Neun Jahre ſpäter, nachdem Schiller längſt nach Weimar gezogen war und aus mehrjährigem Verkehr Göthe's Privatverhältniſſe perſönlich und genau kennen gelernt hatte, meldete er an Körner über Göthe's Productivität:

„Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen." [3]

Körner erwiederte hierauf:

„Daß Göthen ſeine Verhältniſſe drücken müſſen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer als in Weimar ſein ſoll. Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da ſeine Exiſtenz! Das andere Geſchlecht hat eine höhere Beſtimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für ein entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Erſatz. Göthe kann ſelbſt das Geſchöpf nicht achten, das ſich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für ſie und die ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn ſie gering geſchätzt wird.

„Solche Verhältniſſe machen den kraftvollſten Mann endlich mürbe. Es iſt kein Widerſtand da, der durch Kraft zu überwinden iſt, ſondern eine heim-

[1] Göbeke, Schillers Briefwechſel mit Körner. 2. Aufl. I. 384.
[2] Ebd. I. 386. [3] Ebd. II. 359.

lich nagende Empfindung, deren man ſich kaum bewußt iſt, und die man durch Betäubung zu überwinden ſucht.“ [1]

Erſt abermal ſechs Jahre ſpäter, während die Franzoſen in Weimar hausten, entſchloß ſich Göthe, dem unerquicklichen Verhältniß ein Ende zu machen, und meldete ſeinem Freunde und Victualienlieferanten Nicolaus Meyer in Bremen:

„Um dieſe traurigen Tage durch eine Feſtlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundinn geſtern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entſchluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie erſuche, uns von Butter und ſonſtigen transportabeln Victualien manches zukommen zu laſſen.“

Es ſcheint, daß Frau von Stein ihre Anſchauungen über Göthe nicht ganz aus der Luft ſchöpfte, wenn ſie in ihr Drama „Dido“ folgende Bemerkungen einflocht:

Eliſſa (Charlotte von Stein): Ich möchte meine Sicherheit nicht in deine Hände legen, da deine Moral von Deiner Küche abhängt.

Ogon (Göthe): Dieß gehört nicht zur Sache, die ich mit Dir abhandeln wollte. Du weißt, daß ich Dich einmal liebte. Es iſt ſchwer, die Wahrheit zu ſagen, ohne zu beleidigen; aber echte menſchliche Natur iſt ſchlangenartig, eine alte Haut muß ſich nach Jahren einmal abwerfen: dieſe wäre nun bei mir herunter [2].

[1] Ebd. — Keil ſchreibt den Brief (wohl irriger Weiſe) Schiller zu. Corona Schröter. S. 263. 264.

[2] Dido. S. 44.

Rückblick.

Was immer auch die Verehrer Göthe's aufgeboten haben, um seine Jugend mit dem Glorienschein glänzender Entwicklung und bleibenden Verdienstes zu umgeben, er selbst hat klarer gesehen und deutlicher gesprochen, als sie alle. Er war sich klar bewußt, gleich hundert andern Studenten, nur ein bischen „genialer", seine schönen Jugendjahre verbummelt zu haben.

„Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen."

Es war ein sehr lichter Augenblick, als Göthe am 7. August 1779 diese Rückschau auf sein Leben hielt. Die Zeit von 1775 bis 1779 getraute er sich damals noch nicht zu überschauen. Doch hat er diese vier Jahre und die sechs folgenden Jahre dazu am Abend seines Lebens in nicht weniger energischer Weise verurtheilt. Er lobte den Franzosen J. J. Ampère, daß er seine Dichtungen nicht nach allgemeinen Grundsätzen, sondern als „verschiedene Früchte verschiedener Lebensepochen des Dichters" aufgefaßt und beurtheilt habe, und fügte bei:

„Er hat den abwechselnden Gang meiner irdischen Laufbahn und meiner Seelenzustände im tiefsten studirt und sogar die Fähigkeit gehabt, das zu sehen, was ich nicht ausgesprochen und was sozusagen nur zwischen den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines weimarischen Dienst- und Hoflebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung

mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Luſt zum Schaffen, die Geſchichte des Taſſo ergriffen, um mich in Behandlung dieſes angemeſſenen Stoffs von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimariſchen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Läſtiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den ‚Taſſo' einen geſteigerten ‚Werther'".

Erſt in Italien erwachte Göthe's poetiſcher Genius von Neuem. „Ich lebte," ſagte er, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademiſches Freiheitsleben."

Doch ſo ſehr laſtete noch das Joch ſeines bisherigen Treibens auf ihm, daß er auch in Italien einen ſchönen Theil dieſes akademiſchen Freiheitslebens wiederum an die alten, unbedeutenden Singſpielchen, an neue Liebeleien und an das fruchtloſe Bemühen verſchwendete, ein Maler zu werden. Kein einziges neues Stück, nur Fragmente und Correcturen, neue Ideen und Anſchauungen brachte er aus Italien mit nach Hauſe. Er brauchte abermals Jahre, bis in neuen Dichtungen und äſthetiſchen Abhandlungen die Früchte der Reiſe zu Tage traten. Iphigenie, Egmont und Taſſo gehören nur in ſehr geringer Weiſe Italien an. Iphigenie und Taſſo aber ſind die einzigen Leiſtungen dieſer fünfzehn Jahre, welche an literaturgeſchichtlichem Intereſſe mit Götz und Werther gleichgeſtellt werden können. Von dieſen drei Stücken iſt „Egmont" (wie „Götz") eine verunglückte Nachahmung der Shakeſpeare'ſchen Dramatik. „Iphigenie" und „Taſſo" allein kommen in Anlage, Stil und Sprache einigermaßen den Dichtungen der Alten nahe und können, obwohl ſie das Weſen und den Charakter der antiken Tragödie durchaus nicht treffen, in ihrer Art doch als „claſſiſche" Meiſterwerke betrachtet werden. Ihre Entwicklungsgeſchichte aber beſtätigt das traurige Selbſtbekenntniß Göthe's, daß er ſeine Jugend an Schattenleidenſchaft vergeudet und die erſten zehn Weimarer Jahre faſt ebenſo an unfruchtbare Tändelei verſchwendet habe.

„Iphigenie" und „Taſſo" ſind nämlich nur dadurch zu ihrer Vollendung gelangt, daß Göthe aus dem Wirrwarr ſeiner zahlloſen Geſchäfte, Geſchäftchen, Tändeleien floh, in Einſamkeit und Sammlung ernſtlich arbeitete, die Alten ſtudirte, die Vorzüge ihrer Werke bis in's Einzelne zu erfaſſen und nachzubilden ſuchte, die eigene Sprache nach ihnen modelte. Mit dieſem Studium verband ſich dasjenige der antiken Kunſt überhaupt und zwar gerade jener Werke, welche durch religiöſe Weihe und ernſtſittlichen Gehalt mit der ernſten Tragödie der Alten am meiſten verwandt ſind. Ferner gab ſich Göthe Mühe, den Wohllaut und die Schönheit

des italieniſchen Idioms, ſo weit als möglich, für die noch ungefüge deutſche Sprache zu gewinnen. Ja, ohne es zu beabſichtigen, näherte er ſich durch die Renaiſſance dem chriſtlichen Geiſt, der es einſt verſucht hatte, die Schönheit und die Harmonie altclaſſiſcher Formen mit chriſtlichem Gehalte zu vermählen. Er wollte ſeine „Iphigenie“ nichts ſagen laſſen, was nicht einer chriſtlichen Heiligen geziemte. Er ging im „Taſſo“ noch weiter und nahm ſogar das vielgeſchmähte Papſtthum der Renaiſſance zum Hintergrunde der Handlung. Daß „Taſſo“ und „Iphigenie“ keine troſtloſen Fragmente und Skizzen in Proſa geblieben ſind, danken ſie, außer der ernſten Arbeit und künſtleriſchen Sammlung des Dichters, ebenſo ſehr auch dem Studium der Alten und dem Einfluß des katholiſchen Italiens, das den Dichter trotz ſeines Widerſtrebens in ſeinen Zauberkreis zog und mächtig beeinflußte.

Was ſich Göthe aber erſt als gereifter Mann von nahezu vierzig Jahren durch Studium und ernſte Geiſtesarbeit nachträglich in Italien erwarb, das hätte er längſt zuvor als Student in Frankfurt, Leipzig und Straßburg erwerben können. Geniale Anlagen waren vorhanden; ſie bedurften nur der Pflege und Entwicklung. Er ſprudelte immer von kühnen Plänen und großen Ideen, wenn er mit wahrhaft bedeutenden Gegenſtänden in Berührung trat. Die Bibel, Homer, Sophokles, Shakeſpeare fanden in ihm einen mächtigen Wiederhall. „Götz“ war ein Verſuch, ein deutſcher Shakeſpeare zu werden; aber er ahmte nach, bevor er gründlich ſtudirt hatte. Er fühlte, daß Wieland die wahre Größe der Alten nicht erfaßte; aber anſtatt ſie gründlich zu ſtudiren, perſiflirte er den gefälſchten Herkules in einer werthloſen Farce. Eine mächtige Neigung ſeines Genius zog ihn nach Italien, dem Heimathlande der Kunſt; doch Lili's goldenes Herzchen rief ihn vom Gotthard nach Frankfurt zurück. In Liebeständeleien mit dieſem Mädchen ward die Fauſtſage zu einer Gretchen-Tragödie, Egmont zu einem galanten jungen Offizier. Auch jetzt noch hätte er ſich vielleicht eine Irrfahrt von zehn Jahren erſparen können, wenn er beherzt die Reiſe nach Italien unternommen und ſich mit ganzer Seele dem Studium der Alten gewidmet hätte. Was zehn Jahre ſpäter den halbvertrockneten Bureauſklaven neu begeiſterte und neu belebte, das hätte an dem feurigen Jüngling nicht ohne Einwirkung vorübergehen können. Auch an die Erſcheinungen des katholiſchen Italiens wäre er vielleicht mit weniger Vorurtheil herangetreten. Zu fruchtreichem Studium ſtand ihm noch die volle Kraft der Jugend zu Gebot. Geld, Freiheit, Freunde hatte er zur Verfügung. Wie er es ſpäter that, konnte er von

einer fruchtreichen Wanderschaft in das väterliche Haus zurückkehren, um in treuer Arbeit die gesammelten Schätze zu verwerthen. „Tasso" und „Iphigenie" beweisen, daß sorgfältige, emsige Arbeit kein Hinderniß des Genies gewesen wären. Erst durch die Schulung seiner Kräfte ist er zu künstlerischer Vollendung gelangt.

Was ihn aber hinderte, diesen einzigen, vernünftigen Weg der Bildung einzuschlagen, das waren im Grunde dieselben feindlichen Mächte, an denen schon die großen Ideen und Pläne seiner Jugend gescheitert waren: es war sein leichtfertiger Hang, „genial", wie man es nannte, d. h. ungebunden, planlos, romanhaft in den Tag hineinzuleben, wenn möglich eine diesen Gelüsten entsprechende, glänzende Stellung zu erhaschen, neue Liebesabenteuer durchzumachen, dilettantisch in allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit herumzustöbern und aus dem wirren Chaos gelegentlich einen neuen Roman oder ein Drama zu gestalten. Das war ihm Poesie und Genie.

Scheinbar gelang dem kühnen Streber Alles: er ward der Günstling eines unabhängigen Fürsten, der erste Mann bei Hof, Theaterdirector und Protagonist eines herzoglichen Liebhabertheaters, maître des plaisirs, Minister des herzoglichen Hauses, Stütze des herzoglichen Cabinets, Minister der öffentlichen Arbeiten, Kriegsminister, Finanzminister, der erste Mann im Herzogthum, dazu Gelehrter und Künstler in allen Zweigen, Nationalökonom, Geolog, Mineralog, Botaniker, Zoolog, Meteorolog, Anatom, Naturphilosoph, Theosoph, Politiker, Historiker, Zeichner, Maler, Plastiker, Architekt, Musiker, Mime, Balletmeister, Hofpoet, Löschhauptmann, Straßenaufseher, Bureauchef, Gefängnißvisitator, Recrutirungscommissär, diplomatischer Geheimschreiber, Agent bei andern Höfen, Gärtner, Parkinspector, Bergwerkdirector, Bienenzüchter, Ingenieur. Es fiel ihm sogar der Wunsch ein, noch Bauer zu werden. Dem Generalsuperintendenten corrigirte er seine Predigten und wissenschaftlichen Werke, den Herzog vertrat er im Conseil, alle Beamtungen im Lande und bei Hofe waren schließlich fast nur mit seinen Leuten besetzt, die angesehenste Dame am Hof war seine Geliebte und Vertraute, die erste Sängerin und Schauspielerin seine „Freundin" und zwei Herzoginnen waren fast stolzer auf seine Dienste, als auf die Gunst, die sie ihm schenkten.

Aber es war etwas zu viel für einen Mann. Nach und nach brach die ganze Herrlichkeit zusammen[1]. In mühseliger Bureauarbeit

[1] Das dürfte wohl der Hauptgrund gewesen sein, weßhalb er seine Selbstbiographie nicht auf die erste Zeit in Weimar ausdehnen wollte. „Die wahre (!)

verſiegte der gute Humor, deſſen der maître des plaisirs bedurfte. Der Faſchingstraum der erſten Jahre verſandete in unſterbliche Langweile. Der Herzog emancipirte ſich von dem allmächtigen Günſtling: ſchmollend zog ſich dieſer erſt in das Gebiet der innern Politik und dann auf dasjenige der Gelehrſamkeit zurück. Hier ebenfalls kein Erfolg. Als der Dichter wieder zu ſich kam, fand er als Früchte zehnjähriger Thätigkeit nur langweilige Actenſtöße, ein paar unbedeutende Singſpiele, Farcen und Fragmente von Dramen und Romanen in ſeinen Händen. Da dankte er ab und verſuchte das einzuholen, was er in dieſen zehn Jahren verſcherzt. Es war aber zu ſpät.

So viel Zeit er auch jetzt noch an ſeine Singſpiele verſchwendete, ſie erreichten weder den Wohllaut eines italieniſchen Operntextes, noch jene tiefgreifende literariſche Bedeutung, die er ſich verſprach; ſie vermochten nicht einmal Wielands „Alceſte“ zu verdrängen und ſind nicht mehr werth, als dieſer ſchale Operntext.

„Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ blieben noch jahrelang ein Fragment.

„Egmont“ wurde trotz des ewig blauen italieniſchen Himmels ein bis zur Lächerlichkeit ſentimentales, opernhaftes Effectſtück, ohne wahre dramatiſche Leidenſchaft und ohne harmoniſch-vollendete Form.

„Iphigenie“ verlor unter dem Einfluß eines zehnjährigen Liebesromans alle Kraft und Großartigkeit der altgriechiſchen Tragödie und gewann dafür nur einen ſcheinbaren Anhauch chriſtlicher Idealität. Erſt als Göthe der Frau von Stein entronnen war und wieder fleißig arbeitete, rundete die äußere Form des Dramas ſich ab und erhielt ihre claſſiſche Schönheit.

Geſchichte der erſten zehn Jahre meines Weimariſchen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder des Mährchens darſtellen; als wirkliche Thatſache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichſten Anforderungen (!) — ernſtliche Studien (?) neben verwegenſten Unternehmungen, und heiterſte Mittheilungen trotz abweichender Anſichten ſich bethätigen, mir ſelbſt, der das alles miterlebt hat, ſchon als ein mythologiſcher vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir ſelbſt niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleiſtet, mag die Welt wiſſen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenſtes Geheimniß.“ So erklärte er dem Kanzler Friedrich v. Müller. S. deſſen „Göthe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit“. Weimar, Hoffmann, 1832. S. 7. — Er hat alſo nicht erwartet, daß ſeine Freunde und Verehrer ihn durch ſeine eigenen Correſpondenzen und Tagebücher aus ſeiner „mythologiſchen“ Götterherrlichkeit in die wunderliche Wirklichkeit zurückbefördern würden. Sie haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn der Sonnenglanz ihres Idols erbleicht.

Der italienischen Reise ungeachtet blieb „Tasso" ein düsterer Nachklang der Wertherperiode. Seine Durcharbeitung mäßigte zwar den melancholisch-elegischen Kern, wob einen glänzenden Schleier um die verlorenen zehn Jahre und hob den Dichter und seinen Mäcenas auf ein Piedestal italienischen Ruhmes. Aber der Kern des Dramas blieb der traurige Seelenjammer eines eiteln, liebeskranken Poeten. Der unentbehrliche Commentar zu diesem Stück ist die Sammlung der tausend Liebesbriefe, die Göthe im Laufe dieser zehn Jahre an Frau von Stein schrieb, um ihr am Ende zu sagen, daß sie zu viel Kaffee getrunken, und daß er ihre Liebe mit derjenigen eines jungen ungebildeten Mädchens vertauscht habe. „Tasso" beruht ganz genau auf denselben unmoralischen Prämissen, wie „Werther", d. h. auf romanhaften Experimenten mit sog. „Liebe", welche hinterher dichterisch beschrieben und verklärt werden. Der Held der Dichtung gelangt durch diese Experimente zu einem mehr oder minder tragischen Untergang, der Dichter selbst aber curirt seine melancholischen Grillen mit einem Concubinat, das selbst nach Körners Urtheil des großen Mannes durchaus unwürdig war und ihm für entbehrtes häusliches Glück keinen Ersatz bieten konnte.

Das ist das höchst traurige Resultat dieser fünfzehn Lehr- und Wanderjahre. Ich sehe nicht ein, daß das deutsche Volk Grund hat, darauf stolz zu sein, und ich würde gern davon geschwiegen haben, wenn nicht eine ganze Literatur bereits uns diesen Göthe als höchsten Repräsentanten „christlicher, nationaler und humaner Bildung" empföhle.

Als ich mir vor einigen Jahren erlaubte, den „religiösen Entwicklungsgang Lessings" in einer kleinen Schrift einer durchaus ruhigen, objectiven und maßvollen Kritik von katholischem Standpunkt zu unterziehen, wurde ein Recensent in den Blättern für literarische Unterhaltung[1] darüber so ergrimmt, daß er sich zu dem Ausruf versucht fühlte: „Ich will lieber mit Lessing, Göthe und Schiller in die Hölle fahren, als mit Baumgartner und der ganzen Gesellschaft Jesu in den Himmel!"

Ein Haß, wie er sich in diesen Worten ausspricht, macht jede weitere Discussion unmöglich. Umsonst werde ich einen Mann, der so denkt, versichern, daß ich ihn nicht wieder hasse, daß ich vielmehr ihm und allen Mitarbeitern und Lesern seiner Zeitschrift ebenso wie mir selbst von ganzem Herzen das Glück erflehe, einst im Himmel ewig glücklich zu werden. Ob Lessing, Göthe und Schiller es sind, weiß ich nicht; es

[1] Jahrg. 1878. II. 660.

ist nicht meine Sache, über ihr Loos im Jenseits zu richten. Doch denjenigen, welche, vom Taumel des Unglaubens und der Leidenschaft berauscht, in diesen Lehr- und Wanderjahren Göthe's wirklich eine Blüthe menschlicher, sittlicher Bildung zu erblicken vermögen, habe ich weiter nichts zu sagen. Sie mögen sich mit Rosen kränzen und um das Standbild des „großen Heiden" ihre Freudentänze halten. „Denn morgen werden wir sterben!"

Gläubigen Protestanten, denen diese Schrift etwa in die Hände fallen sollte, habe ich nur das zu wiederholen, was einer von ihnen, der wackere Dr. Heinrich Gelzer, schon vor vierzig Jahren gesagt hat [1], was sie aber leider ganz vergessen zu haben scheinen.

„Hier gibt es kein anderes Urtheil, als sich abzuwenden mit Unwillen und Kummer; Unwillen, daß der herrlichste Geist sich mit solcher Makel befleckte; Kummer, daß der geliebteste Lehrer Deutschlands in einem unendlich wichtigen Bezuge nicht rein vor den Augen der an ihm sich Bildenden dasteht. — Wer es mit sich dahin gebracht hat, den sittlichen Menschen vom ästhetischen zu trennen, dem überlassen wir es, auch hierin Göthe's Zauber zu bewundern; und die Zahl auch dieser Bewunderer heißt bekanntlich Legion. Wir aber können uns nur laut erheben gegen den Wahn, welcher dem höher Begabten sittliche Willkür zugesteht. — Denn in den entscheidendsten Verhältnissen des Lebens gibt es nur Eine Sittlichkeit; wer davon abfällt, der frevelt gegen ihre Majestät, er wird zum Verräther an der höheren Menschennatur, deren Verwirklichung unser Beruf ist. — Die Natur der berührten Frage ist von der Art, daß uns ein näheres Eintreten verwehrt ist; darum beschränken wir uns schließlich darauf, es als einen Fluch der Literatur besonders für die Jugendbildung zu beklagen, daß sie sich theilweise, statt das Göttliche im Menschen zu wecken und zu nähren, zur Verherrlichung des Niedrigen und Unwürdigen weggeworfen hat. Ein wuchernder Keim des sittlichen Verderbens wurde dadurch in die Welt gelegt. — Hierin stiftet ein kleinlautes Begütigen und Verdecken nur Schaden; wer den unberechenbaren Werth und Einfluß der Geisterwelt erkannt hat, dem muß vor dem Gedanken grauen: daß höhere Geistesbildung und sittlicher Adel in unserer Nation je zu Widersprüchen werden könnten."

Den katholischen Leser brauche ich nach der vorausgegangenen streng-

[1] Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841. S. 280. 281

hiſtoriſchen Darlegung wohl nicht zu verſichern, daß wir Katholiken, ohne ſchwere Verletzung unſerer religiöſen und ſittlichen Grundſätze, uns nicht an dem Götzendienſt betheiligen können, welchen die moderne Welt mit Göthe treibt.

Göthe's Philoſophie, Religion und ſogenannte Weltanſchauung iſt weiter nichts als der ſeichteſte und flachſte Naturalismus, wie ihn das Vaticaniſche Concil feierlich mit dem Banne belegt hat. Obwohl ſie im Grunde alle neueren philoſophiſchen Syſteme verwirft, iſt ſie doch praktiſch noch verderblicher als dieſe, weil ſie der Jugend Verachtung gegen alles gründliche, philoſophiſche Studium einflößt, unter ſcheinbarem Anfluge von Religion, alle Religionen auf eine Linie ſtellt und dadurch vernichtet, endlich durch ihre Seichtheit die große Menge feſſelt und bethört, indem die oberflächlichſten Köpfe mit ein paar verwaſchenen Phraſen aus „Fauſt" alle Weisheit der Jahrhunderte zu beſitzen wähnen.

Über Göthe's Moral will ich kein weiteres Wort verlieren: es iſt die „Moral der freien Liebe", mit einigen ſchönen Phraſen verbrämt, aber im innigſten Weſen die Moral Voltaire's, Rouſſeau's und — Zola's.

Göthe's Geſchichtskenntniß, ſtaatsmänniſches Wirken und Patriotismus ſind ein Humbug, auf den ſeine eigenen Verehrer kein großes Gewicht zu legen pflegen. Er hat für Deutſchland kein Herz gehabt. Sein Herz war zwiſchen ſeiner eigenen Eitelkeit, ſeiner Genußſucht und dem „Ewigweiblichen" getheilt.

Göthe's Naturforſchung ſteht in der Mitte zwiſchen den Dilettanterien der franzöſiſchen Encyklopädiſten und der ſchimpflichen Naturvergötterung unſerer Tage, welche die Religion zu einem undefinirbaren Gefühlstraum, das Studium des Thieres aber zum Höhepunkt alles menſchlichen Wiſſens gemacht hat. In keinem Zweig der Naturwiſſenſchaft ſind übrigens ſeine Arbeiten von irgendwelcher durchgreifender Bedeutung.

Was Göthe's Poeſie betrifft, ſo haben katholiſche Schulmänner längſt in Separat-Ausgaben und Chreſtomathien geſammelt, was man aus ſeinen Werken der Jugend mittheilen und erklären kann. Dabei mag es ſein Bewenden haben. Für Erwachſene, die nicht einen tüchtigen Kurs der Philoſophie und Theologie durchgemacht haben, ſind ſeine übrigen Werke durchſchnittlich eine gefährliche und ſchädliche Lektüre, weil ſie mehr oder weniger von ſeinem religionsloſen und lüſternen Naturalismus durchtränkt ſind. Beſonders für Frauen und Mädchen iſt Göthe der ſchädlichſte und ver-

hängnißvollſte Schriftſteller. Wie in ſeinem Leben, ſo hat er auch in ſeinen Schriften, mehr als irgend ein anderer Dichter, den Frauen geſchmeichelt, alle ihre Schwächen verherrlicht und glorificirt, aber nur, um ſie ſchließlich, nach Körners Ausdruck — herabzuwürdigen. Wie er die Phantaſie des Mädchens lockend und ſchmeichelnd an vielen ſchönen, herrlichen Geſtalten vorbei, gleich einem glänzenden Irrlicht, in den Sumpf der gemeinſten Sinnlichkeit führt, ſo entnervt und verweichlicht er das Gemüth des Jünglings, verwiſcht in ihm den klaren Sinn für alles Große, Wahre, Ideale und führt ihn naturnothwendig zu dem verhängnißvollen Schluß, daß Erotik der Quell, das Ziel und die Blüthe aller Poeſie ſei. Das unberechenbare Unheil, das ſeine Schriften hiedurch ſchon angerichtet haben, wird nicht aufgewogen durch den Vortheil, den man für Sprache, Geſchmack, poetiſche Anregung aus ſeinen Schriften ziehen kann. Die Pädagogen aber, welche dieſe untergeordneten Vortheile dem wahren und ewigen Wohle der Jugend nachſetzen, ſind um ſo weniger entſchuldbar, als Göthe's Beiſpiel ſelbſt darauf hinweiſt, daß es viel beſſere Quellen äſthetiſch-literariſcher Bildung gibt, als ſeine Werke. Das Beſte, was wir von ihm beſitzen, danken wir nicht ſeinen thörichten Liebeleien, ſondern dem Studium der Alten, das in der katholiſchen Kirche ſchon ſeit mehr als einem Jahrtauſend als die beſte Quelle äſthetiſcher Bildung gegolten hat. Weit wichtiger für das Wohl des deutſchen Volkes aber iſt es, daß man endlich von der Überſchätzung rein äſthetiſcher Bildung zurückkehre und an ſittlich-religiöſe Bildung denke.

„Was nützt es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an ſeiner Seele Schaden leidet?“

Perſonen-Regiſter.

A.

Agincourt, Chevalier d' 301.
Alba, Herzog 319. 321.
Albert der Große 276.
Alberti, Diakon in Hamburg 208.
Albrecht, Hofrath 232.
d'Alembert 257.
Ampère 382.
Anna Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar 15—24. 28—34. 37. 40. 46. 48. 49. 56. 62. 74. 77. 84. 87. 88. 92. 93. 105. 106. 109. 119. 120. 122. 123. 125. 141. 142. 156. 193. 207. 210. 216. 225. 228. 327. 329. 345. 347.
Ariſtophanes 213. 224. 281.
Ariſtoteles 276. 318.
Arnswalde, v. 226.
Arringhi 301.
Aulhorn, Tanzmeiſter 198.
Aoellaneda 37.

B.

Bachof von Echt, Baron 37.
Baſedow 24. 208.
Batſch, A. J. K., Prof. in Jena 288.
Baty 128. 138. 140. 202.
Bechtolsheim, Fräulein v. 74. 87.
Bellomo, Schauſpieler 226.
Benda, v., Kammerfrau 84.
Benno, der hl. 235.
Berbisdorf 90.
Berner, Chriſtian 34.
Bernis, Cardinal 303.
Bernſtorff, Gräfin v. 208.
Bertuch, Friedrich Juſtin 35. 37. 50. 51. 59. 110. 207. 210. 297. 324. 327. 333. 340.
Bickſchneider, Chriſtian 35.
Bieſter 257.
Bismarck, Fürſt 195. 202.
Blumenbach, Joh. Friedr. 273. 275. 277.
Bode, Joh. Heinrich 173. 207. 208. 210. 245. 324. 327.
Bodmer, J. J. 25.
Bohl, Dichterin 297.
Bondeli, Julie 26.
Boſio 301.
Bottari 300.
Boucher, Maler 37.
Branconi, Marquiſe 70. 187. 283.
Breidbach-Bürresheim, Joſ. Emmerich, Erzbiſchof, Kurfürſt 28. 38.
Brentano, Bettina 95.
Brion, Friederike 42. 68. 184. 185. 193.
Brühl, Chriſtine 109.
Brühl, Moritz 109.
Brühl, Gräfin Tina 283.
Bramante 302.
Brunnquell, Wegcommiſſar 297.
Buff, Lotte 42. 76. 83. 141. 144. 312. 350.
Buffon 268. 269.
Bünau, o., Miniſter 23.
Burkmann, Joh. Ernſt 34.
Bury, Friedr., Maler 305.
Byron, Lord 298.

C.

Cäſar 320. 328.
Caglioſtro 310.
Calderon 97. 144. 281. 298. 353. 354.
Camper, Peter, Profeſſor 273. 278.
Cardan 103. 253.
Caſtrop, Jean Antoine de, Artillerie-hauptmann 137. 138. 156. 161. 226.
Catull 296. 305.
Cervantes 37. 144.
Charpentier, Wilhelm v., Mineraloge 267. 268.
Chriſtel (von Artern) 81. 88. 144. 149.
Chriſten, Bildhauer 304.
Cicero 82.
Claudius 99. 283.
Clemens XIII., Papſt 38.
Cranach 252.
Crébillon 253.
Cumberland, Richard 57.

D.

Dalberg, Karl Theodor A. M. Freiherr v. 32. 34. 38. 40. 41. 44. 48. 50. 52. 54. 65. 66. 80. 89. 90. 92—94. 125. 126. 128. 134. 174. 175. 207. 303. 325. 326.
Dante 97. 172. 296. 357.
Darfaincourt, Madame 233.
Debus, Juſtus 35.
Diderot 253. 256—259. 265.
Döbbelin, K. Theoph., Schauſpieler 20. 107.
Dolomieu, Geologe 272.
Dürkheim, v., Kammerjunker 20.
Duni 106.
Dreſſel, P. Ludwig, S. J., 270—272.

E.

Eckard, Dr., Regierungsrath 130.
Eckermann, J. P. 305. 348.
Eckhof, Schauſpieler 117.
Edelsheim, badiſcher Miniſter 238. 245. 282. 283.
Egloffſtein, Henriette v., Hofdame 17. 104.
Egmont, Graf 317—323.
Einſiedel, Hildebrand v., Regierungsaſſeſſor 36. 50. 64. 88—92. 109. 110. 173. 177. 225. 297.
Eliſabeth von Thüringen, die hl. 12. 19.
Epikur 26. 211.
Ernſt, Herzog von Sachſen-Gotha 207. 249. 264.
Ernſt Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar 13.
Ernſt Auguſt Konſtantin, Herzog von Sachſen-Weimar 15. 20.
Erthal, Karl Joſ. Friedrich, Erzbiſchof von Mainz 326.
Erthal, Franz Ludwig, Biſchof von Würzburg (-Bamberg) 244.
Euripides 158. 161. 162. 167. 168. 171. 201. 228.
Eutrop 24.
Everard, Jan Nicolai, Humaniſt 81.

F.

Fahlmer, Tante 47. 52. 55. 58. 176. 186.
Falk, Dr., preuß. Cultusminiſter 4. 359.
Falk, Johannes 95.
Ferdinand, Herzog von Braunſchweig 207. 210.
Filangieri 310.
Forſter, Südſeereiſender 183. 273. 283.
Frankenberg 284.
Franzenberger, Philippine 34.
Friedrich II., König von Preußen 15. 49. 137. 214. 234. 236—238. 240. 241. 248. 257. 316.
Fritſch, Thomas v., Geheimer Rath, Conſeilspräſident 18. 29—31. 46. 56. 57. 60—62. 88. 90. 139. 207—209. 225. 226. 342. 351.
Füchſel, J. Chr., Geolog 267. 272.
Fürſtenberg, Fr., Frhr. v. 283.

G.

Galiani, Abbate 127.
Gallitzin, Fürſtin Amalie v. 39. 283.
Garve, Philoſoph 283.
Gerock, Anna 42. 68. 76.
Gerſtenberg 208.
Gianini, Oberhofmeiſterin, Gräfin 193.
Gleim, Joh. Ludwig 25. 216.
Gluck 155.
Göchhauſen, Luiſe v. (Thusnelda) 39. 109. 122. 142. 184.
Görtz, Graf 22—24. 29—32. 40. 41. 64. 241.
Görtz, Gräfin 22.
Göſchen, Buchhändler 291. 297. 311. 343.
Göthe, Cornelia 76. 185.
— Katharina Eliſabeth 39. 119. 122. 180. 183. 194.
— Joh. Kaſpar, kaiſerl. Rath 182—184.
— Joh. Wolfgang von, ſ. Inhaltsverzeichniß.
— Julius Auguſt v. 334. 344.
Gregor VII., Papſt 235.
Greiner, Chriſtoph v. 18.
Gretchen 42. 68. 85. 167. 291.
Greuze, Genremaler 37.
Grienitz, Pfarrer 13.
Griesheim 92.
Grimm, Baron v. 215. 257.
Grotius 323.
Gutermann, Sophie v., ſ. La Roche.

H.

Hackert, Maler 311.
Hamann 248.
Hamilton, Ritter 310.
Hartmann, Eduard v. 146.
Hauptmann, Hofjäger 106.
Hermann, G. Ephr., Legationsrath und Bibliothekar 36.
Heine, Heinrich 251.
Heinſe 104.
Hemſterhuys 248. 283.
Hendrich, v. 109. 226.
Herder, Joh. Gottfr. v. 10. 16. 39. 50. 52—55. 76. 84. 92—94. 99. 102. 114. 137. 157. 171. 175. 179. 207. 208. 220. 223. 224. 231. 247. 249. 252. 256. 273. 275. 282. 287. 291. 292. 297. 305. 306. 327—329. 334—338. 341. 344. 347.

Herder, Karoline v. 207. 305. 336. 337. 341. 346.
Herzan, Cardinal 235. 303. 304.
Heygendorff, Frau v., s. Jagemann.
Hillenbrandt, Dorothea 26.
Hirt 304. 311.
Höfer, E. 68.
Homann 268.
Homer 51. 94. 97. 296. 310. 313. 364.
Hoorn, Graf 317.
Horaz 97. 127. 305.
Hufeland 327.
Humboldt, Wilhelm v. 305.

J.

Jagemann, Chr. Jos. 34. 37. 324.
Jagemann (Frau v. Heygendorff) 37.
Jakobi, Friedrich 46. 173. 175. 178. 186. 283. 286. 297. 344.
Jerusalem, Abt in Braunschweig 24. 54. 232.
Ignatius Loyola, der hl. 144.
Ilten, Karoline, Fräulein v. 39. 80. 92. 112. 118. 140. 143. 179. 232.
Ilten, Amalie, Fräulein v. 118.
Imhoff, Major 40. 83. 87. 92.
— Frau 91. 327.
Johannes Secundus, s. Everard.
Joseph II. 217. 234. 235. 237. 238. 246. 331.
Irwing of Drum 70.
Isenbiehl 253.

K.

Kalb, Kammerherr v. 9. 36. 45. 50. 51. 57. 60. 62. 87. 91. 92. 120. 130. 210. 218. 222.
Kalb, K. Alexander, Kammerpräsident 45.
Kalb, Frau v. 335. 346.
Kalb, Minna v. 118.
Karl V., Kaiser 318.
Karl, Herzog von Pfalz-Zweibrücken 234.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 15. 22—43. 45. 46. 48. 50—52. 54. 55. 57—62. 64—68. 72—74. 76. 77. 79. 83. 87—93. 102. 106. 106. 109. 112. 114. 117. 118. 120. 121. 124. 126. 128—132. 134. 135. 137—139. 143. 151—153. 156. 157. 161. 179—185. 187—189. 193. 194. 199—201. 204. 210. 213. 215. 217. 218. 220—222. 225. 226. 231. 235. 239. 242—249. 251. 257. 273. 282. 284. 285. 291. 292. 294. 297. 305. 310. 311. 325—331. 338. 340. 344. 345. 347. 351. 352. 355—357.
Karl Friedrich, Erbprinz von Sachsen-Weimar 252.
Karl Theodor, Kurfürst von Bayern 238.
Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt 33.
Katharina II., Kaiserin von Rußland 234.
Kauffmann, Angelika 307. 310.
Kaufmann, Aler. 92. 99.
Kaunitz, Fürst Wenzel Anton von 236. 237.
Kayser, Phil. Christ., Componist 87. 99. 304. 305. 311.
Keller, Fräulein von 74.
Kestner, Joh. Christian 88. 297.
Klettenberg, Fräulein von 68. 144.
Klinger, Max 59. 87. 88. 99—101.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 33. 68. 64. 67. 84. 112. 115. 145. 166. 208. 216.
Knebel, K. Ludwig v. 30. 31. 36. 44—46. 66. 69. 118. 129. 153. 156. 188. 206. 216. 220. 247. 275. 283. 284. 297. 327. 340. 341. 347. 352.
Kniep, Christ. Heinrich 304.
Koch, Schauspieler 20.
Körner, Christ. Gottl. 19. 328. 332. 360.
Körner, Theodor 129.
Konstantin, Prinz von Sachsen-Weimar 15. 30. 48. 49. 66. 108. 112. 138. 140. 143. 179. 232.
Kotzebue, Amalie v. 108. 111. 142.
Kotzebue, August v. 18.
Kraft, Geheimexperte 196. 213.
Kranz, Joh. Friedr. 123.
Kraus, Georg Melchior, Maler und Zeichnenlehrer 37. 50. 51. 88. 90. 122. 123. 215. 216. 324.
Krüger, Schauspieler 171.

L.

La Roche, Maximiliane de 42. 68. 141. 175.
La Roche, Michael de 253.
La Roche, Sophie de (s. Gutermann) 25. 26.
Laßberg, Christiane v. 117. 118.
Lavater, J. C. 48. 52. 58. 69. 85. 150. 156. 176. 181. 190—193. 195. 213. 214. 231. 253—255. 266. 283.
Lehmann, J. G. 267. 272.
Lenz, Reinhold 59. 87. 91. 93. 99. 100.
Leo, der hl., Papst 250.
Lessing, G. E. 83. 106. 145. 169. 208. 257. 286. 303. 359. 360. 367.
Levasseur, Therese 151.
Leyser 128.
Lichtenberg, v 92. 225.
Lichtenstein, Ulrich v. 144.
Lili, s. Schönemann.
Linné 288. 294.
Livius 24.
Löben, kursächsischer Minister 327.
Lober, Anatom 207. 272. 277. 289.

Lope 144.
Louis Philipp 97.
Lucchesini, Marquis, preuß. Bevollmächtigter 325.
Lucian 26.
Ludecus, Rath 34.
Ludwig XIV., König von Frankreich 302, 355.
Ludwig XV., König von Frankreich 15. 23.
Luise, Herzogin von Sachsen-Weimar 31—33. 41. 46. 48. 56. 59. 62. 73. 74. 76. 80. 84. 87. 91. 93. 94. 112—115. 118. 122. 125. 141. 179. 217. 219—221. 226. 231. 249. 282. 284. 327. 335. 338. 342.
Luther, Martin 55. 252. 253.
Lynar, Graf 304.
Lynker, v., Consistorialrath 89. 106. 108. 226.

M.

Mahomet 320.
Margaretha, Statthalterin der Niederlande 320.
Maria Theresia, deutsche Kaiserin 17. 234.
Mayr (Jena) 24.
Mengs 309.
Merck, J. H. 16. 31. 33. 43. 44. 52—54. 58. 72. 120. 122. 127. 130. 138. 157. 175. 178. 181. 183. 184. 188. 194. 204. 219. 222. 228. 235. 240. 249. 251. 266. 268. 272—274. 277. 278. 297.
Meyer, H., Maler 304. 305.
Meyer, Nik., G.'s Viktualienlieferant 361.
Michel Angelo 301. 302.
Miebing, Schreiner 60. 106. 108. 153. 227.
Miller, Joh. Martin 99. 115.
Möser, Justus 316.
Molière 24.
Monti 309.
Moritz, Karl Phil., Maler, Literat 161. 303. 311. 342.
Moser 213.
Müller, v., Kanzler (Weimar) 104. 145. 234. 250. 259. 332. 366.
Müller, Dr. K. W. (Leipzig) 153.
Müller, Johannes, Historiker 325.
Münch, Sibylle 42. 68. 76.
Musäus, J. K. A., Professor 35. 36. 92. 108. 110. 114. 207.

N.

Newton, Isaak 290.
Nikolai, Christoph Friedrich 215. 216. 257. 360.
Niebuhr, B. G. 309.
Nostitz, Luitgarde v. 34.

O.

Oberreit, J., Theol. 283.
Oeser, Maler 161. 194.
Oeser, Friederike 42. 68. 76. 91. 141. 162.
Oken, L. 346
Oldenbarneveldt 323.
Ovid 24. 25. 296. 305. 313. 335. 341. 342.

P.

Petrarca 25. 296. 357.
Pierer, Karoline 34.
Philipp Neri, der hl. 308.
Pius VI., Papst 102. 235.
Plato 26. 211.
Pöllnitz 284.
Probst, Wilhelmine 94. 120. 153.
Properz 305.
Putbus, Graf 106.
Putbus, Frau zu, Oberhofmeisterin 34.

R.

Racine 123.
Raphael 301. 312. 313.
Raschau, Sophie v. 118.
Raynal, Abbé 283.
Reichardt, Gärtner 59. 92. 249.
Reiffenstein 304. 309. 311.
Rhediger, v., Conseilspräsident 16.
Riedel 327.
Riemer, Friedr. Wilh. 86. 95. 96.
Rousseau, J. J. 26. 41. 59. 68. 71. 115. 151. 186. 188. 193. 223. 231. 251. 255. 256. 258. 259. 265. 369.

S.

Saussure, Naturforscher 188. 272.
Schardt, Frau v. 69. 335.
Schardt, Fräulein v. 39.
Schardt, v., Geheimrath 225.
Schardt, v., Hofmarschall 70. 225.
Serassi, Abbate 352.
Schiller, Charlotte v. 340. 341.
Schiller, Friedrich v. 9. 10. 19. 69. 73. 129. 192. 298. 315. 317. 327. 328. 332. 353. 360. 367. 370.
Schlegel, Aug. Wilh. v. 160.
Schlosser, Joh. Georg 185.
Schmidt, Geheimrath 24. 57. 60. 94. 297. 311. 324. 327. 329—331.
Schneider, Madame 249. 264.
Schönemann, Lili 25. 42. 44. 45. 68.

69. 72. 73. 76. 78. 80. 141. 184. 185. 189. 193. 320.
Schönkopf, Käthchen 42. 68. 76.
Schröder, F. L. 207.
Schröter, Corona 76. 77. 83. 92. 94. 115—123. 141. 145—147. 151—154. 157. 158. 161. 173. 179. 198. 215. 224. 327.
Schröter, W., Pfarrer 213.
Schrötter, Silberdiener 35.
Schubert 99.
Schütz, Joh. Georg 304.
Schumann, Maler 106.
Schweitzer, A., Componist 20. 29. 176.
Seckendorf, Sigmund Leo, Freiherr v. 37. 40. 45. 52. 62. 108. 109. 122. 154. 177. 210. 225. 248.
Seidel, Philipp, Göthe's Kammerdiener 47. 57. 108. 119. 135. 182. 186. 297. 311. 325.
Seidler, J. W., Gymnasiallehrer 22.
Seyler, Schauspieler 20.
Shakespeare 97. 100. 113. 151. 160. 298. 321. 353. 354. 358. 364.
Siegrott, Kammerlakai 35.
Slevoigt, Förster 50.
Sömmering 243. 249. 273. 275. 277.
Sokrates 26. 320.
Sophokles 97. 350. 364.
Soulavie, Abbé 268. 269.
Spinoza, Baruch v. 68. 71. 231. 253. 256. 259. 286—289. 339. 343.
Staël, Frau v. 10. 39. 280.
Staff, Kammerherr 88. 109. 226.
Stein, v., Hofmarschall 35.
Stein, Fritz v. 217. 231 243. 249. 285. 297. 337—339.
Stein, Gottlob Ernst Josias Friedrich, Freiherr v., Stallmeister 36. 70. 71. 106. 201. 225.
Stein, Charlotte v. 13. 34. 36. 39. 48. 49. 56. 59. 68—94. 99. 100. 111. 112. 116—120. 125. 129. 130. 140—153. 156. 158. 159. 161. 162. 164. 182—188. 191. 194. 198. 199. 204. 214—216. 219—223. 227—232. 240—242. 246—243. 251. 254—256. 266. 267. 269. 273. 282. 283. 285—289. 291. 297. 299. 306. 312. 316. 317. 327. 332. 333. 335—342. 346. 349. 350. 352.
Sterne 115.
Stolberg, Auguste, Gräfin zu 42. 47. 68. 76. 141. 312.
Stolberg, Christian, Graf zu 48. 49. 70. 216. 283.
Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu 26. 39. 48. 49. 63. 66. 67. 70. 99. 150. 216. 283.
Straba, P. Famian, S. J. 317. 319. 320.
Strauß, David 146.
Stubenvoll, v. 226.
Sueton 257.
Sulzer 309.
Synesius 253.

T.

Tabor, v. 57.
Tasso 296.
Tertor, Kath. Elisabeth; s. Göthe, Kath. Elisabeth.
Thomas von Aquin, der hl. 276.
Thusnelda, s. Göchhausen.
Tibull 305.
Tieck, Ludwig 169. 355. 356.
Tischbein 303. 305. 311.
Tizian 26. 295.
Trebra, v. 68. 89. 90. 130.
Trippel 304. 311.

U.

Uz, J. P. 25. 26.

V.

Villoison 283.
Vincenz von Paul, der hl. 33.
Vogel 291.
Voigt, Christian Gottlob, Geheimerath 131. 297. 311. 324. 327. 330.
Voigt, K. W., Geologe 266. 268. 289.
Volgstedt 198.
Voltaire 24. 71. 103. 129. 149. 176. 211. 253. 255—259. 265. 369.
Vondel 317. 323.
Vulpius, Christian August 333.
Vulpius, Christiane 146. 333—343. 352. 360.

W.

Wagner 16. 31. 43. 45 53. 58. 189. 219. 235. 273. 275. 277. 278. 324.
Waitz 243.
Waldner-Freundstein, Luise Adelaide v., Hofdame 35. 39. 80. 119. 120. 142.
Warren Hastings 40.
Wedel, C. J. M. v. 36. 91—93. 109. 121. 177. 181. 183. 226. 330.
Weibel, Karl 84.
Weishaupt 207. 208.
Werner, Abraham Gottlob, Geolog 268. 272.
Werther, Baron v. 226.
Werther, Graf 37. 225.
Werther, Gräfin 37. 39. 87. 88. 91. 93. 130. 142. 144. 194. 214. 217.
Wiedeburg, Mathematiklehrer 289.
Wieland, Christoph Martin 19. 20. 25—49. 53. 54. 56. 58. 74. 78. 85. 87.

91. 92. 94. 99—104. 109. 114. 120. 122. 125. 129. 134. 155. 157. 176—179. 189. 193. 215. 216. 231. 234. 251. 278. 291. 297. 304. 327. 336. 364. 366.
Wilhelm Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar 13.
Winckelmann, J. J. 303. 304. 309.
Witzleben, v., Oberhofmarschall 30. 117. 226.
Wöllwarth, v., Hofdame 123. 173.
Wolf, Adam 47.
Wolf, Madame 123.
Wolff, E. W., Kapellmeister 20. 36.
Wrangel, v. 117.

Z.

Zimmermann, J. G. 62. 69. 72.

Von **demselben Verfasser** sind im gleichen Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. Mit Vondels Bildniß. 8°. (XVI u. 379 S.) *M.* 4.40.

„Met een meer dan gewoon talent, met eene zeldzame orde en aanschouwlijkheid in zijne schikking der meê te delen verschijnsels, met eene benijdbare volledigheid van bronnenstudie, heeft de Heer Alexander Baumgartner aan ons in stilte uitgesproken verlangen voldaan.

Zijn *Joost van den Vondel* is het model eener monografie."

(Alberdingk-Thijm. — De Amsterdammer, Weekblad voor Nederland. 1882. Nro. 260.)

„Die vorliegende Biographie verdient den Namen einer That im edelsten Sinne des Wortes: nicht allein insofern als der Verfasser in technischer Beziehung alle Anforderungen erfüllt hat, welche an die Lebensbeschreibung eines Dichters gestellt werden müssen, sondern vorzüglich aus dem Grunde, weil er das Bild eines Mannes gezeichnet, welcher zufolge der Zahl und Bedeutung seiner Werke den ersten Dichtern aller christlichen Jahrhunderte angehört und sich nach langem Suchen und vielen Kämpfen den Weg zur Mutterkirche wieder geebnet hat."

(Historisch-politische Blätter. 1882. LXXXIX. 936.)

„Ueberhaupt zeugt Baumgartners Werk, von dem hier noch erwähnt sein möge, daß es sich als eine überarbeitete Separatausgabe einer in den ‚Stimmen aus Maria-Laach' veröffentlichten Reihe von Aufsätzen darstellt, trotz mancher kleinen Mängel in der Ausführung, von einem so liebevollen Eingehen und Verständniß, von einer so minutiösen und gewissenhaften Prüfung der Geisteswerke und des ganzen Bildungsganges des großen Dichters, daß uns nur der Wunsch erübrigt, alle Deutschen, die sich fernerhin mit niederländischer Literatur befassen, möchten mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Vorurtheilslosigkeit an die Arbeit gehen."

(Ferd. v. Hellwald. Augsb. Allgem. Zeitung. 1882. Nro. 213. Beil.)

„De vertalingen van pater Baumgartner verdienen, wat getrouwheid, vloeiendheid en sierlijkheid betreft, hoogen lof . . . De heerschappij en het meesterschap, welke schrijver voert over zijn eigen taal, komen bij deze vertalingen op schitterende wijze aan het licht."

(De Tijd. 26. April 1882. Tweede Blad.)

„Der Verfasser hat sich mit großer Liebe und Mühe in Vondels Zeit versetzt. In die politische und literarische Geschichte Niederlands sowohl als in die neuere Vondel-Literatur ist er tief eingedrungen. Der Methode van Lennep's folgend, läßt er überall die Besprechung der Werke Vondels mit der Beschreibung seines Lebens zusammenfließen. Die Umstände, die auf die Entwicklung der Talente des Dichters ihren Einfluß ausübten, sein Umgang mit den berühmten Zeitgenossen, mit den Mitgliedern des ‚Muijdenerkrings', sein Briefwechsel mit Grotius u. s. w. werden ausführlich und con amore behandelt."

(L. van Heemstede. Literarische Rundschau. 1882. Nro. 11.)

Lessing's religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens". (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 2.) gr. 8°. (IV u. 168 S.) *M.* 2.

„Baumgartner's Endresultat ist ein hartes, aber keineswegs ungerechtes . . . Es ist daher Pflicht des aufrichtigen Gelehrten, dem die Wahrheit über der Parteisucht steht, nach Kräften zu streben, daß die Baumgartner'sche Studie mit ihrem scharf logischen, quellenmäßig begründeten Urtheil nach und nach die größtmöglichste Verbreitung gewinne. Den gegnerischen Schriftstellern aber können wir fortan den Vorwurf der Unvollständigkeit machen, so lange sie das Werk Baumgartner's nicht beachten und in ihrem Lob des ‚göttlichen Lessing' beharren."

(Sonntagsblatt der Germania. 1877. Nro. 4.)

Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 5.) gr. 8°. (IV u. 176 S.) *M.* 2.25.

„Abgesehen von dem religiös-philosophischen Kern bietet die Broschüre nach der literarischen Seite hin eine vollständige Uebersicht über die dichterischen Leistungen dieses größten amerikanischen Dichters und eine gediegene Analyse seiner bedeutenderen Werke, sowie treffliche Uebersetzungsproben schöner Stellen und Gedichte. Wir können deßhalb die anziehende Schrift nicht nur als einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der modernen Ideenrichtungen, sondern auch als eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltungslektüre anempfehlen." (Kölnische Volkszeitung. 1878. Nro. 147.)

Göthe's Jugend. Eine Culturstudie. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 10.) gr. 8°. (IV u. 154 S.) *M.* 2.

„Baumgartner ist ein kenntnißreicher Mann; er weiß in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, in den Schriften von und über Göthe gut Bescheid; er ist geistvoll und schlagfertig, ein gewandter Stilist; er hat auch einen gewissen Sinn für Poesie, und in manchem Einzelurtheil befleißigt er sich eines löblichen Strebens nach Objectivität." (Blätter für literarische Unterhaltung. 1880. Nro. 20.)

„Eine eigenartige Erscheinung ist das Heft eines Jesuiten A. Baumgartner: ‚Göthe's Jugend ꝛc.', das von einseitig katholischem Standpunkt aus lieb- und begeisterungslos, aber durchaus nicht geist- und kenntnißlos über Göthe's Jugend handelt." (Meyer's Konversationslexikon. Jahressupplement 1880—1881. Art. Göthe-Literatur.)

Calderon. Festspiel zum 25. Mai 1881. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12°. (LII u. 67 S.) *M.* 1.60. Elegant geb. in engl. Leinwand mit reicher Golddeckenpressung und Goldschnitt *M.* 2.70. — Das Bildniß Calderons apart 50 *Pf.*

„In mehr als einer Beziehung scheint uns das Gedicht selbst auch den höchsten Anforderungen der Kritik Stand halten zu können. Selbst die mit den entsprechenden allegorischen Dichtungen Calderons Unbekannten, die sich etwa durch die Fremdartigkeit des Festspieles abgestoßen finden möchten, werden der kunstvollen Durchführung der Grundidee, dem reichen, poetischen Gewande, welches tiefgehende Verstandesspeculationen umkleidet, endlich dem seltenen Wohllaute der Sprache ihre Anerkennung nicht versagen können. Der Tendenz des Stückes pflichten sicherlich Alle bei, deren Ueberzeugung dahin geht, daß für den Einzelnen und für die Welt nur im Kreuze das Heil zu finden ist. — Die dem Festspiele vorangeschickten, auf das Leben und die Werke Calderons bezüglichen Abhandlungen orientiren in gedrängter, ansprechender Weise den Leser in Bezug auf alles betreffende Wesentliche."

(Germania. 1881. Nro. 121.)

„. . . während der Jesuit A. Baumgartner ein interessantes Festspiel zur Calderonfeier veröffentlichte, dem ich in Spanien nur die loa (Festspiel) „La mejor corona" an die Seite zu setzen wüßte, die, von den ersten Dichtern Sevillas, im Bunde mit der unvergeßlichen Fernan Caballero, verfaßt, am 17. Januar 1868, am 268. Geburtstage Calderons, im Teatro de San Fernando zu Sevilla aufgeführt wurde." (Dr. Joh. Faslenrath im Wochenbl. der Frankf. Zeitung. 1881. Nro. 22.)

„El Padre Baumgartner presenta en lucha los principios del moderno filosofismo con los principios del teatro de Calderon, y demuestra la supremacia de estos sobre aquellos. Este último trabajo es el que tiene mayor importancia, siendo verdaderamente admirable desde el principio hasta el fin."

(Boletin Bibliografico de Madrid. 1881. Nro. 4.)